

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR UND KRITIK

HERAUSGEGEBEN VOM DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBAND

Chefredakteur: Wolfgang Joho

Redaktionskollegium: Helmut Hauptmann, Rosemarie Heise  
Helmut Kaiser, Henryk Keisch, Klaus Marschke, Achim Roscher  
Elli Schmidt, Eva Strittmatter, Paul Wiens

Horst Müller (Sekretär)

## INHALT

Das Gesicht einer Mutter / <i>Eberhard Panitz</i> . . . . .	3
Gedichte / <i>Erwin Strittmatter</i> . . . . .	38

## DAS SCHRIFTSTELLERPORTRÄT

Weg in die Literatur / <i>Gerhard Baumert</i> . . . . .	41
Familie Wegener / <i>Günter Görlich</i> . . . . .	49
Gedichte / <i>Günter Kunert</i> . . . . .	80
Vers ohne Lösung / <i>Heinz Czechowski</i> . . . . .	82
Fabel und Menschengestaltung / <i>Werner Mittenzwei</i> . . . . .	83
Erinnerungen / <i>Johannes Resch</i> . . . . .	94

## ERSTE VERSUCHE

Begegnung mit dem Neuen / <i>August Langele</i> . . . . .	107
Noch ist es nicht zu spät / <i>Klaus Jarmatz</i> . . . . .	113

## NEUE BÜCHER

*Adolf Endler*: Tendenz steigend (Reihe „Treffpunkt Heute“, S. 122; *Klaus und Waltraud Geißler*: Dichter der kämpfenden und siegenden Arbeiterklasse (Erich Weinert, Gesammelte Werke in 9 Bänden), S. 131; *Klaus Kändler*: Dokument der Übergangsepoche (Ernst Toller, Ausgewählte Schriften), S. 135; *Klaus-Dieter Jasmand*: NATO-Deutschland – satirisch anvisiert (Karl Ludwig Opitz, „Im Tornister: ein Marschallstab“, „O du mein Deutschland – Kurzgeschichten und Glossen“), S. 139; *Renate Schuppert*: Abiram wird doch gerettet (Jo von Tiedemann, „Stern ohne Himmel“), S. 141.

## UMSCHAU

*Heinz Auerbach*: Dramatik aus dem Äther, S. 144; Vom Volke geehrt, S. 145; *Hanns Maassen*: Der schreibende Soldat, S. 147; *Klaus Marschke*: Bühne im Freien, S. 152; *I. M. Lange*: Dämmerung eines Schlagwortes, S. 155; *Jürgen Lischke*: Musikmäßig hat mir die Oper gefallen, S. 162; Aus unserer Korrespondenzmappe, S. 164; *Horst Kunze*: Wer arbeitet mit?, S. 166; Glossen, Informationen u. a.

## DAS GESICHT EINER MUTTER

An einem Februartag des Jahres neunzehnhundertsechzig mußte der Postbote des Dorfes Ferchfelde, nahe Lüneburg, einen Brief austragen, der mit bunten, fremdländischen Marken beklebt war. Auf dem Kuvert stand: An Frau Hilda Dobbertin, ehemaliges Fährhaus. Bis dorthin waren es vom Dorf aus drei Kilometer, und da noch Schnee lag, brauchte der alte Briefträger eine gute Stunde und war froh, als er unter dem Dach des ärmlichen Anwesens ein paar Minuten verschnafen konnte. Er hatte selten diesen Weg zu gehen, denn es schien sich niemand auf der Welt daran zu erinnern, daß hier eine Frau mit ihrem Sohn hauste, der im ersten Nachkriegsmärz geboren war und nun – blaß, schmal, kümmerlich anzuschauen – sein eigenes Leben zu leben begann. Seit die Elbe ein Grenzfluß war, brauchte niemand mehr die Dobbertins, die einmal das Fährboot von Ufer zu Ufer gesteuert hatten. Jeden Monat ging die Frau nach Ferchfelde und holte ein paar Mark Witwenrente ab, jede Woche fuhr sie wegen ein bißchen Heimarbeit nach Lüneburg. Ob sie sonst noch etwas erhielt? Wer wußte es? Niemanden im Dorf kümmerte es, die wenigsten sprachen überhaupt mit ihr. Und auch der Postbote schwieg, als sie ihm einen Stuhl hinrückte und den Brief entgegennahm.

„Können Sie warten? Ich möchte Ihnen die Antwort gleich mitgeben“, sagte sie, als sie die wenigen Zeilen mit unbeweglichem Gesicht gelesen hatte.

Der alte Mann nickte und dachte: Es wird keine frohe Botschaft gewesen sein. Der Junge beobachtete staunend seine Mutter, die sekundenlang mit geschlossenen Augen vor einem Blatt Papier saß und dann hastig einige Worte schrieb. Sie reichte dem Postboten den Brief und fragte: „Genügt eine Mark für das Eilporto nach Afrika?“

Da sie keine Antwort bekam, gab sie einen Markschein und ein Fünfzigpfennigstück, womit der Postbote gruß- und danklos davonging.

Als die Frau mit dem Jungen allein war, erklärte sie: „Dein Vater hat geschrieben. Er liegt in einem Lazarett und ist ein Invalide. Im April oder Mai wird er entlassen, und nun fragt er, ob wir ihn aufnehmen. Ich habe geantwortet, daß wir ihn nicht bei uns sehen wollen.“

Der Junge blickte ernst und verständig drein, überlegte eine Weile und bat schließlich: „Ob der Vater nicht zur Konfirmation dabei sein könnte? Nur zu Besuch an diesem Tag? Bei allen anderen ist der Vater dabei.“



„Nein!“ entgegnete die Mutter und schüttelte abwehrend den Kopf. „Nein, wir werden ihn nie wiedersehen!“

Wochen später begann der Junge abermals davon zu sprechen. Sie hatte den Anzug aus dem Schrank geholt, den er am Tage darauf, zur Konfirmation, tragen sollte. Es war ein brauner Anzug mit weißen Nadelstreifen, ein altes Stück aus festem, grobem Tuch, auf dem die Zeit ihre Spuren hinterlassen hatte, jenen Glanz an Ellenbogen und Knien, der meist von der Armut des Besitzers zeugt. Am Kragen war sogar eine fadenscheinige Stelle, die der Pfarrer sehen würde, wenn die Konfirmanden vor ihm knieten, um den Segen Gottes zu empfangen. Daran dachte die Mutter beschämt, während sie die viel zu langen Ärmel und Hosenbeine säuberlich umnähte. Als sie dem Jungen in die Jacke half und er hartnäckig fragte, ob das der Anzug seines Vaters sei, verlor sie die Fassung, die sie bis zu dieser Stunde mühsam bewahrt hatte. Sie riß ihren Sohn an sich, strich mit beiden Händen über sein erschrockenes Gesicht und erzählte ihm, was sie nie hatte erzählen wollen, die entsetzliche Geschichte ihres Lebens.

Die Frau vergaß alles ringsumher und zog den Jungen neben sich auf die Bank in der elenden Hütte, die ihr Zuhause war, solange sie zurückdenken konnte. Vor dem Fenster flatterte krächzend ein Huhn in die Höhe, gejagt von einem Hund. Es war Mittagszeit, das Herdfeuer knisterte, und in einem eisernen Kessel brodelte Wasser.

Die Sonne wärmte nicht an diesem nebligen Apriltag. Tief segelten die Schwalben herab, schrill waren die Rufe der Möwen und Wildenten. Und da, versteckt hinter Büschen und Bäumen, floß die Elbe vorüber, ruhig, kaum durch ein Plätschern ihre Nähe verratend. Doch es war eine gefährliche Nähe. Oft war die Elbe hier, am Rande der Lüneburger Heide, über ihre Ufer getreten und hatte die weite Ebene überschwemmt. Das Haus der Dobbertins war einmal bis zum Giebel in der Flut versunken, und noch jetzt sah man die Spuren im Gemäuer, die Eichstriche, die das Wasser über die rissigen Wände gezogen hatte. Der Schuppen war verwüstet, das Dach der Hütte notdürftig geflickt. Ein entwurzelter Baum lag am Weg vor dem Tor, beinahe ein Wahrzeichen dafür, wie abgeschnitten und verfemt von aller Welt die beiden Menschen lebten, die Frau und das Kind, die jetzt dicht an dicht beieinander saßen.

„Der Anzug, den du auf dem Leib hast, erinnert mich an alles Gute und Schlimme“, sagte die Mutter, nachdem sie mit zitternder Hand noch einmal das Tuch befühlt hatte. „Wer so wenig hat wie wir, der hat auch wenig Erinnerungsstücke, und das ist bestimmt richtig. Vielleicht wäre es besser, nichts zu haben, das einen an etwas erinnert. Aber dann gäbe es die Decke eines Zimmers, einen Baum oder einfach den Himmel, unter dem es passiert ist,



was man vergessen will und nicht vergessen kann. Und irgendeinen Fetzen muß der Mensch nun einmal auf dem Leib haben, sonst wäre er ganz und gar ein Tier. Deshalb ist der Anzug da mit den Erinnerungen, den du jetzt tragen wirst – hoffentlich nicht dein Leben lang. Du bist halb ein Kind und halb ein Mann, mein Sohn, und kannst nicht alles verstehen, was ich dir sage. Aber ein paar Sätze werden dir im Gedächtnis bleiben, hoffe ich, und dir nützen, wenn du allein in der Welt stehst. Eines Tages wirst du mich nicht mehr haben – du brauchst nicht zu widersprechen. Entweder gehst du von mir oder ich von dir, denn ich bin älter als fünfzig und habe viel durchgemacht. Ich möchte nur eines, daß du zeitiger als ich die Wahrheit erfährst, die bittere und die schöne Wahrheit des Lebens. Höre nicht, wenn sie dir einreden wollen, die Schatten würden in der Erinnerung zu Licht. Das ist Lüge! Alles, was du Gutes tust und dir Gutes getan wird, bleibt gut, und das Schlechte bleibt immer schlecht. Ob es nun einen Gott gibt oder nicht, vor irgendeinem Richter muß jeder eines Tages stehen. Siehst du, ich stehe vor dir, meinem leiblich Fleisch und Blut, und muß antworten, ohne Rücksicht, was es für mich heißt. Ich habe geglaubt, du würdest den Anzug nehmen und dich freuen, daß er dir zur Not paßt; doch du stellst Fragen, und ich darf nicht schweigen.“

Der Junge schaute beklommen zu ihr auf. Er hatte sie nie so gehört und gesehen. Ihr Gesicht wirkte fremd, blaß und gelblichfahl bis unter das graue, straff zurückgekämmte Haar. Die Augen, die gütigen, ruhigen dunklen Mutteraugen flackerten unstill, hefteten sich an etwas Fernes, Unsichtbares, schreckten davor zurück, und ein Zucken lief über die dünnen Brauen, die farblosen Lippen, den Hals und die Hände, die rissigen Mutterhände. Der Junge wollte danach fassen, doch vermochte es nicht, so erstarrt und bestürzt war er. Es wurde ihm eng in dem Anzug, von dem er jetzt gar nicht mehr wissen wollte, ob es der Anzug seines Vaters war. An den Knien spürte er den rauhen, derbwollenen Stoff, warm und schweißnaß, daß er ihn am liebsten heruntergerissen hätte. Aber er blieb reglos sitzen, beteuerte, ihm gefalle der Anzug sehr, er passe ihm genau, und zur Konfirmation würde keiner im Dorf einen besseren haben. In seiner kindlichen Einfalt glaubte er, seine Mutter davon abbringen zu können, weiter in dem erregenden Ton mit ihm zu sprechen. Er wollte sie beruhigen. Sie sollte sein, wie sie immer gewesen war: still und mit irgend etwas beschäftigt. Sobald sie in ihrer Erzählung fortfuhr, lauschte er freilich klopfenden Herzens, weil in ihm Ahnungen wachgerufen waren, die ihn nicht mehr losließen. Acht Jahre war er zur Schule gegangen, und acht Jahre lang hatten ihn die Gleichaltrigen gemieden. Versteckt hinter Heidebüschen hatten sie ihm nachgeschrien, sein Vater sei ein blutiger Mörder – und das hallte in ihm nach.

„Manchmal meine ich, es muß alles ein böser Traum sein“, sagte die Mut-

ter; es war zu spüren, wie schwer ihr jedes Wort fiel, das sie an ihren Sohn richtete. „Früher ist es ganz anders hier gewesen. In dieser Hütte wohnten die Fährleute, und dort, ein paar Schritt vor der Tür, war der Fährsteg. Das Boot, das hinüber- und herüberfuhr, hieß ‚Hilda‘. Und weil mein Vater sein Lebtag darauf Fährmann war, nannte er mich, seine einzige Tochter, genauso.

Als ich fast achtzehn war, durfte ich zwei- oder dreimal im Jahr zum Dorfball nach Ferchfelde, wo mich immer ein und derselbe Bursche zum Tanze holte, der den Anzug trug, den du jetzt anhast. Damals war es wirklich der schönste Anzug, den einer im Dorf besaß. Er war neu, nicht wund- und blankgescheuert, vom besten Stoff, nach Maß und nach der letzten Mode geschneidert wie für einen feinen Herrn aus der Stadt. Ein Gutsknecht mußte lange sparen, ehe er sich so etwas anschaffen konnte und die Schuhe, die dazugehörten. Aber mein Verehrer hat es getan, und gewiß mir zuliebe, weil ich mich nicht satt sehen konnte, wenn jemand anders gekleidet ging als wir in den Hütten und dreckigen Ställen oder auch beim Tanz und in der Dorfkirche, arm wie wir waren. Der Gutsherr, der es sich leisten konnte, zog alle Augen, und er lief strahlend in seinem Anzug herum, stolz und glückselig natürlich die feinsten Sachen an, doch er war so fett und plump, daß man sich ekelte und ihm lieber aus dem Wege ging. An meinem Burschen hingelich, umschwärmt von den Mädchen, die ein bißchen neidisch auf mich waren, weil er nur mit mir tanzte. Ich vergötterte ihn und hielt meinen Kopf immer nah an seine Schulter, denn der neue Stoff roch vornehm, und er faßte sich wie etwas sehr Kostbares an. Ich hatte nur einen Vergleich: die Samtdecke mit dem gestickten Silberkreuz, die auf der Kirchenkanzel lag, und das sagte ich ihm auch. Im nächsten Augenblick bereute ich es, hatte Angst, er würde mich auslachen, aber er nickte ganz ernst und begleitete mich den weiten Weg bis nach Hause. Im hellsten Mondschein standen wir dann dort unten am Ufer, und als ich verträumt auf die glasglatte Wasserfläche sah, küßte er mich zum erstenmal. Ich Närrin hatte nur Sinn für das Spiegelbild im Fluß und rief: ‚Sieh!‘ Mit einemmal war mir ganz elend zumute, denn ich hatte mein schäbiges Kleid neben seinem eleganten Anzug gesehen und lief fort, so schnell mich meine Füße tragen konnten.

Bis zum nächsten Feiertag war es eine lange Zeit, und ich wurde krank vor Ungeduld. Ich wollte ein neues Kleid haben, sparte Pfennig um Pfennig, wenn ich für meinen Vater auf der Fähre kassierte und manchmal etwas darüber bekam. Aber als es soweit war und ich kurz vor den Pfingsttagen mit dem Geld in die Stadt fuhr, reichte es nicht einmal für den billigsten Fetzen im Warenhaus. Da war mir alle Lust auf das Fest vergangen, und niemand hat mich im Dorf zu sehen gekriegt. Mein Kavalier, so hörte ich, habe den ganzen Abend auf mich gelauert.

Zum Erntefest konnte ich mir endlich ein Kleid kaufen, wie ich es mir

gewünscht hatte: aus reiner Seide, rosafarben, am Kragen schwarz bestickt. Mein Gesicht glühte vor Freude, weil die Eltern sagten, es gefalle ihnen sehr und sie würden mir nächsten Ostern ein Paar Schuhe mit hohen Absätzen schenken, eher könnten sie es nicht.

Viel zu zeitig lief ich nach Ferchfelde, war die erste im Saal, wurde von allen bestaunt und wollte doch nur einem gefallen, nach dem ich mir die Augen aussah. Ich merkte nicht, waren es Minuten oder Stunden, die ich saß, ein Glas Bier vor mir, während das Geflüster lauter und lauter wurde und die Musiker auf das Podium kletterten, in ein Blumen- und Ährenfeld hinein, wie es zur Kirmes Sitte ist. Als der Tanz begann, wagte ich kaum zu atmen. Jedesmal, wenn die Tür gegangen war, hatte ich hingeblickt, und so wußte ich, er war nicht gekommen. Trotzdem redete ich mir ein: Er ist hier, er muß hier sein, er wird jetzt kommen, jetzt. In meinem Wahn glaubte ich sogar seine Stimme zu hören, hob den Kopf und wollte aufspringen, doch ein fremder Mann beugte sich zu mir herab. Ich fing versteckte spöttische Blicke auf, schloß die Augen und wünschte mich fort, nichts als fort aus diesem lärmenden Gewühl. Ich schreckte auf, als einer von den Gutsknechten, der jüngste und kleinste, in seinem lumpigen Stallkittel den Saal durcheilte. Es wurde sofort unruhig in meiner Nähe, Tanzpaare blieben stehen, und ich fürchtete einen dummen, bösen Scherz, denn der Junge kam geradewegs auf mich zu. Erst als er vor mir stand mit seinen schreckgeweiteten Augen, nach Atem rang und Zusammenhangloses stammelte, begann ich zu begreifen. Es war ein Unglück geschehen, und ich sollte kommen – sofort kommen, deshalb hatte man den Jungen geschickt.

Im Flur des Gutshauses wichen die Leute vor mir zurück. Auf den Stein-treppen war eine Blutspur. Ich hörte jemand sagen, der Arzt sei noch nicht hier. Ich hörte alles, was geflüstert wurde. Ein Mann sagte: „Er hat keine Eltern!“ Eine Frau fragte wieder und wieder: „Was wird nun aus ihm? Was wird aus so einem Menschen?“

Ich wurde durch eine hohe weiße Tür geführt. In dem Zimmer stand der Gutsherr und nickte mir bekümmert zu. Der Verletzte habe nach mir verlangt, erfuhr ich. Was ist denn geschehen? wollte ich herausschreien. Frauen zerschnitten Leinentücher, beugten sich über ein Bett. Vor meinen Augen verschwamm das hastige Hin und Her, das blutige Rot auf dem Parkett. Der Gutsherr trat an mich heran und erklärte fast feierlich: „Der Junge bleibt hier, er bleibt in meinem Haus – das wäre ja gelacht, wenn er nicht bleiben könnte.“

Da war das Gesicht, das ich an diesem Abend so sehnsüchtig gesucht hatte. Es war verzerrt, bleich, lag auf einem blutigen Kissen, und die Hand, die mich immer beim Tanz umfaßt hatte, war mit Leinenfetzen umwickelt. Eine alte Frau raunte mir zu: „Gut, daß Sie hier sind!“



Ich wollte helfen, etwas für ihn tun, und weil der Verband schon wieder durchblutet war, wickelte ich ein frisches Leinenstück darum. Ich wußte nicht, ob er lächelte, als ich mich über ihn beugte. Er verzog die Lippen ein wenig – es konnte auch vor Schmerz sein, und ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht behutsam genug gewesen war. Eine der Frauen sagte: „Er ist tapfer, er hat überhaupt nicht geschrien. Es wäre vielleicht besser gewesen, er hätte gleich losgeschrien an der Maschine.“

Mehrmals legte ich neues Leinen um den Verband, ehe der Arzt endlich kam. Ich hatte nie eine Wunde ansehen können – jetzt stand ich dicht dabei und starrte auf die Hand, von der vier Finger abgetrennt waren und der Daumen wie ein blutiger Klumpen herabhing. Der Gutsherr beteuerte, bei ihm sei noch nie so etwas passiert. Die Kerls hätten es eilig gehabt, in den Gasthof, zum Tanz wollten sie, und er habe sie zurückgeholt. Beim Häckseln sei es passiert, beim Futterhäckseln, was noch heute hätte sein müssen, ja wohl. Im guten Anzug hat er sich hingestellt, so ein Junge, und fix, fix sollte es gehen, dabei ist es passiert.“

Mein Blick fiel auf den braunen Stoff mit den weißen Nadelstreifen. Auf dem Fußboden lag das gute Jackett. Irgend jemand hatte es achtlos hingeworfen. Ich nahm es und hing es über eine Stuhllehne. Und obwohl der Verletzte mit zusammengepreßten Zähnen dalag und den stumm hantierenden Arzt anblickte, entging ihm nicht, was ich tat. „Die Jacke hatte ich ausgezogen“, sagte er, als sei es das allerwichtigste. „Die hatte ich bei der Maschine hingelegt, sonst wäre sie mit futsch.“ Das waren die einzigen Worte, die er sprach. Ich mußte mich umwenden, mir schossen die Tränen in die Augen.

Es war spät in der Nacht, dunkel und regnerisch, als ich ging. Vom Gasthof hallte Musik herüber, und ich dachte: Wissen sie es denn nicht? Da drängte sich ein Mädchen an mich heran, das mit mir zur Schule gegangen war; sie hatte auf mich gewartet und spannte ihren Regenschirm auf. Nach ein paar Schritten fragte sie: „Wirst du ihn trotzdem heiraten?“ Ich gab keine Antwort und lief ihr davon. Ich hätte ihr ins Gesicht schlagen können wegen dieser Frage, denn da gab es gar keine Frage. Meinen Eltern verheimlichte ich nicht, was ich tun wollte. Sie waren von dieser Stunde an sehr besorgt um mich und prophezeiten mir ein noch elenderes Leben, als ich es in meiner Kindheit kennengelernt hatte. „Aber gegen dein Gewissen darfst du nicht handeln“, sagten sie. „Du mußt tun, was dir dein Gewissen befiehlt. Einen Mann zu nehmen, der arm und ein Krüppel ist, das kann nur das Gewissen befehlen.“

Bald sollte ich aber erfahren, daß nicht nur das Gewissen befahl. Der Gutsherr konnte gar nicht schnell genug den elternlosen Knecht, der auf dem Feld und im Stall nichts mehr taugte, aus seinem Hause kriegen, obwohl er erst ganz anders geredet hatte. Ohne mich oder sonst jemand zu fragen,

erzählte er überall herum, es wäre beschlossene Sache, daß ich den Knecht heirate, ich könne auf keinen Fall zurück. Jedes beliebige Mädchen würde in so einer Lage zu ihrem Wort stehen, und von mir wüßte man ja, wie ich ihn in seinem schönen Anzug angehimmelt habe. Und weil dem Gutsherrn sowieso die Hütte, der Steg und das Boot gehörten, wo mein Vater Fährmann war, bestimmte er eben, daß der Knecht bei uns wohnen und arbeiten solle, es sei gerade das Richtige für ihn mit seiner Verstümmelung.

So stand bald ein großer, schlanker, dunkelhaariger Mann von fünfundzwanzig Jahren vor unserer Tür, bekleidet mit dem schönen Anzug, der wirklich nicht den geringsten Schaden genommen hatte. Ich brachte es nicht fertig, mich zu freuen und erinnerte mich kaum, daß ich es selbst so gewollt hatte. Das war im September neunzehnhundertdreißig, und als Hochzeitstag war schon der erste Oktober festgesetzt.“

Die Erzählerin hielt inne, erhob sich, trat an das Fenster und kehrte zu ihrem Platz auf der Bank zurück. Zu ihren Füßen lag eine Matte aus Stroh, die nur ein winziges Stück der zertretenen Diele bedeckte. Die Wände waren fleckig, und über der Tür verzweigten sich Risse im Mauerwerk, verbogene Strahlenbündel, die an keinen Heiland erinnerten. Außer der Bank gab es fünf Stühle, drei Betten, einen Tisch, eine Truhe und einen Schrank. Der Schrank war mit bunten Blumen bemalt, jedoch abgeschabt und abgegriffen, wie alles in diesem einzigen, viel zu engen Raum.

„Hier sollten wir also Hochzeit feiern“, erklärte die Frau, und ein bitteres Lächeln huschte über ihre Züge. „Aber der Gutsherr hat dann selber ein Einsehen gehabt und wenigstens für einen Tag Rat geschafft. Es kamen Wagen mit Tischen, Stühlen, Damasttüchern, Silbergeschirr, und auf dem Fährsteg wurde eine große Tafel hergerichtet, das Geländer und das Boot illuminiert wie bei venezianischen Fürsten, sagte man. Das ganze Dorf ist gekommen, für Essen und Trinken hat der Gutsherr gesorgt. Es war wirklich genug da, und jeder hat Platz gefunden. Am nächsten Morgen aber war es mit aller Herrlichkeit vorbei. Die Tische, Stühle, Damasttücher und das Silbergeschirr wurden weggeholt, sogar die Papierlampions, die Kerzenstummel und der übriggebliebene Wein. Nebenbei ließ der Gutsherr ausrichten, der Spaß habe ihn eine Menge gekostet, und jetzt sei er mit uns quitt. Das sollte soviel heißen wie: Damit ist die Hand bezahlt, die der Knecht verloren hat. Ich begriff das nicht sofort, aber mein Vater verstand es. Er sagte an diesem Morgen zu mir: ‚Nun bist du eine verheiratete Frau. Du wirst nicht mehr für seidene Kleider sparen, sondern für Brot.‘ Und so war es. Mit dem Namen Dobbartin habe ich mir das Hungern eingehandelt.“

Der Junge an ihrer Seite horchte bei dem Namen auf. „Ist es mein Vater, von dem du erzählst?“

„Dein Vater . . .?“ Sie schüttelte den Kopf, und die Hände in ihrem Schoß

klammerten sich aneinander. „Es ist nicht dein Vater, aber es ist dein Name und mein Name – unser Name, trotz allem ein ehrlicher Name.“

Der Junge erfaßte diese rasch dahingesagten Worte nicht. Er beharrte auf der Frage nach seinem Vater, doch die Mutter gebot ihm zu schweigen und fuhr mit fast schroffer Stimme in ihrer Erzählung fort.

„Der schöne Anzug wurde ausgezogen und in den Schrank gehängt. Mein Johannes – so einen ehrwürdigen Vornamen hatte er – bekam einen Kittel und sah auf einmal ganz anders aus. Auch mein Leben, unser Leben sah anders aus. Die Fähre hatte meine Eltern und mich gerade satt gemacht. Uns vier machte sie hungrig. Zehn Pfennig kassierten wir, wenn einer die Fähre benutzte. Manchmal waren es hundert Personen am Tag, manchmal zwanzig. Hin und wieder kam ein Motorrad oder ein Bauer mit einer Kuh, und das bedeutete fünfzig Pfennig Verdienst. Wir waren zufrieden, abends sieben, acht Mark in unserer Kasse zu haben, zehn war das höchste. Am Monatsende mußten wir hundert Mark an den Gutsherrn zahlen, Sommer wie Winter. Er verlangte die Pacht sogar, wenn das Boot tagelang festlag. Das kam bei Eisgang vor, weil es eine ‚Fliegende Fähre‘ war, ein kleines Boot an einem verankerten Drahtseil, das von der Strömung getrieben wurde, ohne Motor. Nur richtig steuern mußte man können, und das war bei Treibeis keine leichte Sache, manchmal unmöglich. Meinem Johannes fiel es besonders schwer; er war ja ungeübt und hatte nur die linke Hand. So riß ihm einmal das Seil, und das Boot trieb ab. Ein andermal bin ich mit drauf gewesen, meine dicke Lederkasse umgeschnallt, obwohl ich keine fünf Groschen eingenommen hatte – da gab es einen Ruck, und wir machten einen Tanz zwischen den Schollen und sausten stromab. Ich hatte zu tun, ein paar Frauen festzuhalten, die ins Wasser springen wollten, so verrückt hat sie das knirschende Eis gemacht. Auch mir wurde es angst und bange, als sich das Boot plötzlich wie ein Kreisel drehte, schneller und schneller. Es hätte nicht viel gefehlt und das wäre unsere letzte Fahrt gewesen. Aber mein Johannes wollte vom Sterben nichts wissen; er hatte – ich weiß nicht woher – sehr viel Lebensmut. Er sprang in das eisige Wasser, schwamm mit dem abgerissenen Seilstück ans Ufer und zog das Boot heraus. Niemand hat das glauben wollen, nicht einmal mein Vater, der viele riskante Sachen mit der Fähre hinter sich hatte. Doch so geschickt die Rettung auch war, das Boot hatte ein Leck und mußte repariert werden, blieb vierzehn Tage außer Betrieb. Um das Maß vollzumachen, lehnte der Gutsherr ab, ein neues Seil zu bezahlen, weil es das zweite in einem Winter war. Wir haben unser letztes Geld hingegeben und dann hieß es: Zähne zusammenbeißen! Es war ein harter Winter, unser erster Ehewinter, aber der härteste war es nicht.

Es gab immer ein paar Stunden, an denen wir unsere Sorgen vergaßen. Manchmal standen wir am Fährsteg, sahen einem Dampfschiff nach und



überlegten, wo es überall vorübergefahren war und wo es noch vorüberfahren würde. Ich dachte gern an die große, weite Welt. Oder wir saßen im Boot und ließen uns auf den Wellen schaukeln, solange niemand unsere Dienste brauchte. Die Elbe konnte ruhig sein, fröhlich oder wie ein böser Feind. Wir achteten genau auf ihre Launen und richteten uns darauf ein. Der Bauer sieht zur Erntezeit nach den Wolken, wir sahen während der Schneeschmelze auf das Wasser. Wenn die Flut stündlich stieg, mußte der Steg immer höher gelegt werden, zuletzt an die Schwelle unserer Hütte. Dann habe ich mit meiner Lederkasse am Herd gestanden, Kartoffelpuffer gebacken und durchs Fenster die Billets verkauft. Das waren drei, vier Tage im Jahr – jede Minute konnte es die Schwelle überspülen –, an denen wir über uns selber lachten. Sonst blieb ich bei Regen, Sonne und Wind im Freien, und es war ein ödes Einerlei. Mein Vater und mein Mann lösten sich am Steuer ab, ich hatte keine Ablösung, knüpfte auf ein Zeichen das Seil von der Bohle, sprang als letzte auf die Fähre und als erste hinunter und wickelte wieder das Seil um die Bohle am anderen Ufer – und so von früh bis spät. Das hatte auch meine Mutter ihr Leben lang getan, nun lag sie krank und konnte nicht mehr.

Der Geruch, die Feuchtigkeit und die naßkalten Morgennebel der Elbe sind nicht für jedermann gut. Das Wasser ist dumpf, faulig und wird von Jahr zu Jahr trüber. Schwaden von Unrat sieht man treiben, Schmutzflocken, Haarbündel, Papier, Öllachen, und das alles noch besudelt von giftigen chemischen Laugen. Wenn die Strömung den Schlamm ans Ufer spült, die Sonne darauf brennt, tote Fische und Krabben verdorren, die Fliegen darüber summen, kann es einen eckeln, nur eine Minute wie ein Kloakenwächter dort unten zu stehen. Meine Mutter hat sehr darunter gelitten. Sie sprach manchmal von dem regendampfenden, erdigen Hauch, den die Elbe verströme; dabei zuckte es um ihre Lippen, und ich wußte genau, was sie wirklich dachte. Denn erdig war hier nichts, höchstens das Grab, das wir ihr bald schaufeln mußten, drei Kilometer vom Fluß entfernt.

Sie hat nur immer ihrem Mann, meinem Vater, alles zuliebe getan und ihm nach dem Munde geredet. Und er hat sein Lebtage um ein Stück morsches Holz gezittert, um diese Fähre, die nicht einmal sein eigen war. Das war morgens sein erster und abends sein letzter Gedanke, nachts sein Alptraum, als stünde immerzu jemand am anderen Ufer und riefte nach der Fähre. Vor lauter Angst, seine Pflicht zu versäumen, wie er es nannte, wagte er kaum noch, ein Auge zuzutun, denn irgend jemand hatte sich einmal beim Gutsherrn wegen zu langer Wartezeit beklagt. Seitdem sah mein Vater unsere Existenz bedroht, lamentierte, betete, und brachte sich vor lauter Eifrigkeit schier um. Die Fähre, das war der Angelpunkt der Welt, und der Gutsherr, dem sie gehörte, der liebe Gott. Das wurde in diesen vier Wänden zur Reli-

gion gemacht. Weil ich jung und dumm war, sagte ich zu allem ja und amen. Mein Johannes sagte nichts; er wagte nicht daran zu denken, was werden sollte, wenn man uns hier verjagte, und gab sich redliche Mühe, ein guter Fährmann zu sein.

Ich beobachtete ihn tagaus, tagein bei der Arbeit. Er war mir fremd, unnahbar, sobald er in das Fährboot sprang. Mit seiner linken Hand ergriff er das Steuer, und mit dem Armstumpf winkte er mir die Befehle zu, Zeichen für das An- und Ablegen, die unnötig waren, denn ich erledigte längst alles wie im Traum. Doch mein Vater kommandierte genauso mit mir herum, und Johannes wollte es ihm gleichtun; er ahmte sogar die Gebärden nach, zuerst verkrampft und ungeschickt, bald mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit. Geschäftig und in sich gekehrt hantierte er bei der Überfahrt, nahm keine Notiz von den Leuten im Boot, beobachtete das Seil, das die Wasseroberfläche durchschneidet, und war jedesmal wieder aufgeregt, wenn sich das Boot dem Steg näherte. Nach der Landung nickte er diesem und jenem zu, der unterwegs auf ihn eingeredet hatte, hielt aber schon nach neuen Fahrgästen Ausschau und ließ nur das Steuer los, um etwas am Boot zu befühlen, zu überprüfen. Jede Kleinigkeit, jeder Handgriff wurde wichtig genommen. Am Abend saß dann mein Johannes mit meinem Vater zusammen, und sie hatten selten etwas anderes zu besprechen als die Fähre, den Wasserstand, die Strömung und unzählige andere Dinge, die sonst niemand beachtete. Mit einem tödlichen Ernst betrieben sie ihren Dienst, der ereignisloser war als irgend etwas auf der Welt. Denn nicht alle Tage riß das Seil, und nur ein einziges Mal in seinem Leben sprang mein Johannes in den eisigen Strom. Unser Alltag war träge und grau wie das Wasser der Elbe. Immer wieder dieselben Leute versammelten sich im Boot. Nur zur Urlaubszeit kamen mitunter ein paar Fremde vorbei, die man anstaunen konnte. Dabei vergegenwärtigte ich mir, wie ich meinen Johannes kennengelernt hatte und was inzwischen aus ihm geworden war.

Er hatte mit seinem schönen Anzug seine Jugend ausgezogen. Noch an unserem Hochzeitstag war er lachend herumstolz, obwohl ihn alle wegen der verkrüppelten Hand bemitleideten. So etwas konnte einen Burschen wie ihn nicht umwerfen, und er dachte damals sicherlich, es ginge so weiter mit Tanz und Bier an den Festtagen. Ich erinnere mich, daß er mir etwas von einer Reise ins Ohr flüsterte, die Elbe hinauf oder hinunter, so wie ich es mir wünsche. Ja, es wäre schon besser gewesen, wir hätten die Hütte verlassen, aber nicht für ein paar Wochen, sondern für länger, für immer. Weit weg von der Elbe und der Fähre, irgendwo in der Welt hätten wir unser Glück suchen sollen, denn hier war es zu eng für uns. Meine Mutter sagte, ehe sie starb: „Nun ist ein bißchen mehr Platz.“ Vielleicht ist sie nicht wegen der stickigen Elbdünste gestorben, sondern weil sie uns und dem Kind, das

ich damals erwartete, Platz machen wollte. Wir rackerten uns für das tägliche Brot ab, und es war nicht einmal genug Luft zum Atmen da, nicht einmal ein Bett für jeden. Die Enge hat uns stumpf und kleinlich gemacht.

Ich habe es nicht glauben wollen, aber nach und nach glauben müssen, daß mein Johannes besorgter um diese elende Fähre war als um mich, meine Eltern oder sich selbst. So etwas merkt man nicht sofort. Wir waren fremd, als wir heirateten. Aber ehe ein Jahr vergangen und unser Kind geboren war, wußte ich, daß ich nur aus Pflicht bei diesem Mann bleiben, aber nie mit ihm glücklich sein würde. Er war in unserem ersten Ehwinter – das erkannte ich mit Bitterkeit – nur aus einem einzigen Grunde in das eisige Elbwasser gesprungen: um die Fähre zu retten, die ‚Existenz‘. Er war ein ehrlicher, gewissenhafter Mensch, und er opferte sich auf. Er hatte die Religion meines Vaters zu gierig eingesogen. Daß seine Hand verkrüppelt war, was bedeutete das? Aber die verkrüppelte Seele, das Herz, das nur für die Groschen schlug, die wir einsammelten, war das Ende für unser Glück.

Von der Fähre oder vom Steg aus konnte man weit in die Heide sehen, ein gutes Stück den Fluß hinab, in jeder Jahreszeit eine andere Pflanzenwelt, Tag für Tag waren hier zwanzig oder hundert Menschen, die meistens etwas zu erzählen hatten. Manch einer freilich sagte kaum ‚Danke!‘ und gab den Groschen wie ein Trinkgeld. Das war das allerschlimmste für mich. Ich war jung, unzufrieden, in meinem Kopf spukten hundert Wünsche und Pläne. Bei der Gleichförmigkeit und den vielen Pausen während des Fährbetriebs ließen mich die unruhigen Gedanken nicht los. Worin mein Johannes den Zweck des Daseins sah, darin konnte ich ihn nicht finden.

Am siebenten April neunzehnhundertunddreißig kam hier ein Mädchen zur Welt. Wir nannten sie Annette. Ich bereitete zur Taufe eine kleine Feier vor und bat meinen Vater und meinen Mann, an diesem Tag die Fähre einmal stillzulegen. Doch diesen Wunsch haben sie mir nicht erfüllt. Bis zur letzten Minute stand mein Johannes am Steuerruder, und dann löste ihn mein Vater ab, den ich vergebens bat, uns auf dem Kirchgang zu begleiten. Er schüttelte hartnäckig den Kopf und sagte, der Gutsherr würde es niemals verzeihen, wenn wir ganz und gar unsere Pflicht im Stiche ließen. Da verlor ich die Beherrschung und lief allein mit dem Kinde davon. Kurz vor Ferchfelde holte mich mein Johannes ein und nahm mir das Kleine mit einem vorwurfsvollen Blick aus den Armen. Mich wunderte es nicht einmal, ihn an diesem trübseligen, regnerischen Morgen in dem schäbigen Gummimantel zu sehen, den eben noch mein Vater auf der Fähre angehabt hatte. Erst in der Kirche entdeckte ich, daß er darunter seinen guten Anzug trug. Das erfüllte mich mit überschwenglicher Freude, und ich lud doppelt soviel Personen zu unserer kleinen Feier ein, als wir Stühle besaßen. Es weigerte sich auch niemand, den weiten, schlammigen Weg mit uns zu gehen, und so



wurde es ein richtiges Festgeleit für das Neugeborene. Mein Johannes schien darüber ebenso glücklich zu sein wie ich, und er vergaß in seiner Aufregung, den Gummimantel zuzuknöpfen, so daß er mit einem klatschnassen Jackett zu Hause ankam.

Ich war stolz, neben ihm auf dem Bett zu sitzen, das wir an den Tisch gerückt hatten, um alle unterzubringen. Die Gäste waren trotz der Enge guter Laune und lachten laut heraus, weil sie sich beim Essen fortwährend schubsten und stießen. Die Freunde meines Mannes, junge Knechte vom Gutshof, machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, den beiden unverheirateten Zwillingsschwestern, Lene und Grete Poppe, mit ihren Knien noch näher als nötig zu kommen. Jener kleine Stallknecht, der mir vor anderthalb Jahren im Gasthof die Unglücksbotschaft überbracht hatte, saß mir gegenüber, und obwohl er mich immerzu an die zurückliegende Zeit erinnerte, war es mir froh und leicht zumute. Der beste Freund meines Mannes, Rudi hieß er, erzählte von einer Schule, die er in der Stadt besuchte, einer politischen Schule. Das wollte niemand hören, und alle klatschten mit den Händen auf den Tisch, weil er immer wieder davon anfang.

In einem solchen Moment stahl ich mich aus der Runde und lief zu meinem Vater, der noch immer unten an der Fähre stand. Ich beschwor ihn, wenigstens jetzt mit uns zu feiern, es sei mein schönster Tag. Doch er sträubte sich, und es hätte gewiß einen Streit gegeben, wenn nicht mein Johannes aus der Tür getreten wäre. Ich eilte ihm entgegen, holte die Bürste und strich über das Jackett, das fast trocken war. Vor den Augen meines Vaters und der Gäste umarmte ich ihn, zupfte an dem Kragen und den Taschenklappen, bürstete über das Tuch, das zwar den Wollgeruch verloren hatte, sich aber neu und kostbar anfühlte wie bei meinen ersten Tanzschritten mit diesem großen, starken Mann. Mir war das Herz übergroß, und trotzdem brachte ich kein Wort hervor. Ich hätte ihm so vieles sagen wollen, weil er ja nicht nur den Fährkittel mit dem Anzug vertauscht, sondern endlich einmal den Alltag abgestreift hatte, das Kleinliche und Berechnende, was mir an ihm mißfiel. Er freute sich mit mir über die Gäste, scherzte, schlug am lautesten mit den Händen auf den Tisch. Natürlich hatten wir von dem selbstgemachten Wein getrunken, und ich war aus dem Staunen nicht herausgekommen, daß mein Johannes ein Glas nach dem anderen hinuntergekippt und angekündigt hatte, daß keiner fortgehen dürfe, bis unser Vorrat aufgebraucht sei. Sogar Zigaretten hatte er spendiert und selber mitgeraucht, Süßigkeiten für die Frauen herbeigezaubert, woran er sonst nie dachte. An nichts sollte es fehlen, darin waren wir uns einig gewesen. Ich preßte aus Dankbarkeit seine Arme und blickte vertrauensvoll zu ihm auf. Doch er sagte nur: „Du mußt jetzt zu den Gästen gehen.“ Ich fragte verdutzt: „Und du?“ Er schüttelte den Kopf und erklärte, er müsse meinen Vater von der Fähre ablösen.

Da war es mir, als glitte der Boden unter meinen Füßen fort. Die dünnen weißen Streifen auf dem braunen Anzugstoff verwirrten und verbogen sich, und ich war von einer Wahnvorstellung geheilt. Ich sah meinen Johannes in das Boot springen, das Steuer ergreifen und sogleich geschäftig hantieren. Mein Vater erklimm den Steg, zwinkerte mir zu und sagte: „Na, nun trinke ich doch noch ein Gläschen mit dir, du Verschwenderin. Du hast einen braven Mann.“ Er legte den Arm um meine Schulter und führte mich in den Kreis der lärmenden Gäste zurück. Ich setzte mich auf das Bett, wieder dem kleinen Stallknecht gegenüber, um den sich die beiden Zwillingsschwestern so auffällig und eifersüchtig bemühten, daß es sogar dem gutmütigen Jungen zuviel wurde. „Laßt mich in Ruhe“, schrie er, „ich will kein Ehekrüppel sein!“

Dieser Ausspruch, der im Gelächter unterging, beschäftigte mich noch, als die Gäste längst gegangen waren und ich die leeren Flaschen auf sammelte, das Geschirr abwusch und bis tief in die Nacht wach blieb. Ich war mit einem Mann verheiratet, der gleichgültig dahinlebte und nicht einen Tag aus seinem Trott herauskam. Früher hatten mich viele um diesen Mann beneidet, jetzt zuckte ich zusammen, wenn so ein Wort wie „Ehekrüppel“ fiel. Galt es ihm? Galt es mir? Ich fragte mich, ob es für unsereinen überhaupt etwas anderes als dieses eintönige, verhaßte Dasein gab. Wir drehten uns ja ewig im Kreise. Mir kam es vor, als wären wir Menschen wahllos ausgestreut, jeder auf einen abgegrenzten Fleck, der ihm gefallen oder nicht gefallen konnte, auf dem er aber ausharren mußte, wenn ihm nicht ein Wunder forthalf. Ich wollte nicht mehr an ein Wunder glauben. An diesem Tag empfand ich besonders schmerzlich, wie hoffnungslos für mich die Zukunft war. Deshalb prägten sich mir die Worte des Stallknechtes so ein, die vielleicht nur in Weinlaune dahingesagt waren.

Das Neugeborene hatte hellblaue Augen wie mein Johannes. Sagte das jemand, dann lächelte er glücklich. Kam er in die Hütte, so zog er die Mütze vom Kopf und trat nur mit Fußspitzen auf. Er war übertrieben rücksichtsvoll, ein zärtlicher Vater. Er nahm die Tochter gern in seine Arme und redete auf sie ein. Seine Stimme war dann verändert, auf seiner Stirn gruben sich Fältchen ein, die verschwanden, sobald er in seiner Flüsterrede innehielt. Einmal starrte er lange auf das Kind, richtete sich mit einem Ruck auf und sagte: „Der Mund!“ Ich wußte sofort, was er meinte. Auch um den Mund herum war ihm die Kleine wie aus dem Gesicht geschnitten. Kam ich unvermutet hinzu, wenn er bei dem Kinde saß, erlebte ich die merkwürdigsten Szenen. Er war entweder ernst und stumm, hockte wie ein Steingötze davor, oder er ahmte übermütig das Quäken nach, zupfte an den strampelnden Beinen und sang mitunter sogar brummend ein Lied.

Eines Abends stand ich mit meinem Vater an der Fähre und erhaschte ein paar Wortfetzen. Was ich hörte, machte mich stutzig, und deshalb ging ich

zur Hütte und lauschte an der Tür. Mein Johannes sprach mit dem Kind wie mit einem Erwachsenen, redete sich von der Seele, was er sonst hartnäckig für sich behielt. ‚Es geht nicht ewig so weiter‘, sagte er. ‚Aber wie kann ich es ändern? Ich kann es nicht, das weiß ich. Ich habe kein Glück hierher gebracht, bin schuld an allem, eine Last für die andern. Wir werden nicht zusammenbleiben, deine Mutter und ich. Was soll dann bloß aus dir werden, Tochter? Um dich mache ich mir die meisten Sorgen.‘

Ich zögerte, wußte nicht, sollte ich fortlaufen, warten, schweigen, die Entscheidung aufschieben? Vielleicht blieb uns das Äußerste erspart? Da wurde die Tür geöffnet, und mein Mann stand vor mir. ‚Du hast alles mitangehört?‘ fragte er. Ich nickte. Ein Leugnen hätte keinen Sinn gehabt. Mir kam es so vor, als triebe ich wie damals zwischen Eisschollen auf dem Fluß dahin, schneller, immer schneller – jede Sekunde auf etwas Schreckliches gefaßt. Doch nichts geschah. Meine erhitzten Gedanken kamen zur Ruhe. Ich sah die hellblauen Augen in dem glatten, vertrauten Gesicht vor mir, das dunkle, sorgfältig gescheitelte Haar und die etwas großen, rotglühenden Ohren. Wie er so in dem niedrigen Türrahmen lehnte, den Kopf schräg geneigt, mit den Zähnen an der Unterlippe nagend, die Arme an den abgemagerten Leib gepreßt, wurde mir bewußt, daß er mehr als ich unter alldem litt. Deshalb sagte ich beschwichtigend: ‚Du darfst dir nicht solche Gedanken machen, Hannes. Eine Trennung, das kommt doch nicht in Frage. Haben wir denn Streit gehabt?‘ Da brach es aus ihm los: ‚Streit, das wäre hundertmal besser gewesen, dann wüßte ich wenigstens, warum du mich verachtest.‘ Er nagte wieder an seiner Lippe, er war sichtlich von seinen eigenen Worten überrascht. Ich beschwor ihn: ‚So hör doch! Wir müssen über alles reden, wir hätten es längst tun müssen. Ich verachte dich nicht, mir behagt manches nicht, ja. Doch du nimmst das gleich viel zu schwer.‘ Weil es kein Ausweichen mehr gab, sagte ich offen, was mich seit langem bewegte. Ich hatte einen Streit gefürchtet und mir vorgestellt, daß ich meinem Mann die Lederkasse mit den klimpernden Groschen vor die Füße werfen würde, denn ich war bitter von unserem Leben enttäuscht. Aber als ich genug böse Worte darüber verschwendet hatte und erklären sollte, wie sich etwas ändern ließ, wußte ich nicht weiter. Meine Wünsche und Vorstellungen taugten bei näherem Hinsehen nichts, und so stand ich da mit meiner Unzufriedenheit, mit meinen Fragen ohne Antworten. Irgendwie mußten wir unser täglich Brot verdienen, und das konnten wir hier – alles andere war ungewiß und für einen Mann mit verkrüppelter Hand fast aussichtslos, denn es gab zu dieser Zeit fünf Millionen Arbeitslose in Deutschland. ‚Wir wollen uns anstrengen, daß es wenigstens unserem Kind einmal besser geht‘, so trösteten wir uns. ‚Dann hat es doch einen Sinn.‘

Es ging alles weiter seinen Gang. Wir verstanden uns ein bißchen besser,



freuten uns an dem Mädchen. Hin und wieder zogen wir uns gut an und besuchten jemand im Dorf. Mein Johannes ging mehr aus sich heraus, sagte auch mal seine Meinung und klatschte nicht bloß auf den Tisch, wenn sein Freund von Politik redete. Er lief sogar in Versammlungen, auch in solche, zu denen der Gutsherr einlud. Das waren Naziversammlungen, die es damals überall gab, und man hätte es gern gesehen, wenn Johannes in diese Partei eingetreten und Kassierer geworden wäre, weil man sich auf ihn verlassen konnte, wie es hieß. Aber er wollte nichts davon wissen. Es wurde ihm dort zuviel vom Krieg geredet, außerdem riet ihm sein Freund entschieden ab, denn es käme für die Hungerleider nichts dabei heraus. Ich konnte mir überhaupt kein Bild machen, was richtig und falsch war, bloß als Hitler dreiunddreißig an die Regierung kam, hörte ich einmal jemand zu meinem Mann sagen: ‚Du hast den Anschluß verpaßt, sonst wärst du jetzt aus dem Dreck raus.‘ Und da machte ich mir noch einmal dumme Gedanken und meinem Johannes Vorwürfe, aber der ließ sich nicht beirren und berief sich wieder auf seinen Freund, der dem Hitler und dem Hitlerkrieg ein schlimmes Ende prophezeite.

Nach Krieg sah es wirklich aus. Wir erkannten unsere Heide bald nicht mehr wieder. Überall rasselte und schoß es. Viele Straßen waren zerwühlt oder wegen Lebensgefahr gesperrt, und vierundzwanzig Dörfer, so erzählte man, mußten mit Stock und Stein abgerissen werden, weil sie den Soldaten und den Panzern im Wege waren. Es wurde viel Platz gebraucht, um den Krieg zu üben, aber unser Ferchfelde und die Hütte hier blieben stehen. Die Fähre fuhr weiter hin und her, und wir hatten viel mehr zu tun als bisher. Hunderte, Tausende Rekruten lebten in den Kasernen, und wenn sie Ausgang oder Urlaub hatten, wollten sie weit weg von ihren Offizieren und etwas anderes sehen als kahle Stuben und Exerzierplätze. Mein Vater und mein Mann zimmerten einen Kahn zusammen, und den vermieteten wir nun für gutes Geld fast alle Tage. Den Soldaten machte es Spaß, in ihrer Freizeit ein bißchen herumzurudern, am liebsten natürlich mit ein paar Mädchen, und für uns war es ein schöner Extraverdienst.

Ich kam mit den jungen Burschen gut aus, und mancher machte mir den Hof oder steckte mir heimlich einen Liebesbrief zu, auch kleine Geschenke und Einladungen. Natürlich sagte ich nein, wenn sich einer mit mir verabreden wollte, aber ich freute mich trotzdem über die Aufmerksamkeiten und wurde manchmal rot wie ein junges, verliebtes Ding. Mein Mann merkte es und lächelte – etwas Schlimmes fand er nicht dabei. Nur einmal riß ihm die Geduld, als mich ein Unteroffizier im dunklen Boot zwingen wollte, aus einer Schnapsflasche zu trinken. Da stülpte er dem Unglücksraben kurzerhand einen Eimer Wasser über den Kopf und schimpfte so höllisch, daß ich fürchtete, er würde ihn noch über Bord werfen. Nachher fragte ich ihn: ‚Hannes,

warum bist du so wild geworden? Weil er betrunken war?' Er schüttelte den Kopf. 'Mir sind diese Schmarotzer auch nüchtern zuwider. Sie sollen uns in Frieden lassen. Ihr Leben und unser Leben, das ist etwas ganz Verschiedenes.'

Es war eine unruhige Zeit. Tag und Nacht hörten wir Motorgebrumm, das Rasseln der Panzerketten, Kommandos, Marschritte und brüllendes Singen. Bei Manövern war die Hölle los, da donnerte und polterte es von allen Seiten, als wären wir schon mitten im Krieg. Unser Kind schreckte oft aus dem Schlafe auf und schrie, wenn die Fensterscheiben gar zu sehr zitterten. Wir Erwachsenen gewöhnten uns leichter daran, beachteten kaum noch die umherschwirrenden Granaten und Leuchtkugeln. Doch als unser Annele sechs Jahre alt war und zur Schule mußte, fingen wir an, uns Sorgen zu machen, denn dicht neben dem Weg nach Ferschnfelde war die Übungsstrecke für die Panzer. Und diese Kolosse walzten nicht nur die Ginsterbüsche, Zäune und Kiefern in die Erde, sondern kurvten so gefährlich hin und her, daß ein kleines, verspieltes Menschenkind nicht seines Lebens sicher war. Wir ließen deshalb unsere Tochter nicht allein gehen, sobald die Ketten rasselten. Mein Johannes vernachlässigte sogar den Fährdienst und regte sich fürchterlich auf, wenn das Kind von vorüberrasenden Militärfahrzeugen auch nur einen Schmutzspritzer abbekam. Er war übertrieben um die Tochter besorgt, verwöhnte sie und war schließlich daran schuld, daß sich alles um sie drehte. Wollte er mir etwas zu verstehen geben, dann tat er so, als rede er mit dem Kind. 'Heut ist herrliches Wetter, wir mieten uns selbst mal unseren Kahn!' Das würde er mir nie vorgeschlagen haben, aber der Tochter rief er es zu, und ich wußte mit der Zeit genau, wenn er sie als Brücke zu mir benutzte. Es hatte so kommen müssen, weil wir vor allem des Kindes wegen zusammengeblieben waren.

Anderthalb Jahr ging Annele zur Schule, da begann der Krieg. Ein SS-Offizier, der sich sonst gescheit mit uns unterhalten hatte, brachte die Nachricht, gerade als Johannes' Freund zu Besuch war. Die Männer kamen irgendwie in einen Streit, und ein paar Stunden später hatten wir die Polizei im Haus, die genau jedes Wort wissen wollte, was gesprochen worden war. 'Laßt mich in Frieden!' sagte mein Johannes immer wieder. Das war sein Lieblingsausdruck. Aber es war ja Krieg, und die Polizisten nahmen seinen Freund mit. Der solle in Ruhe darüber nachdenken, was für eine ernste, heilige Kampfzeit an diesem ersten September begonnen habe.

Es wurde bald bitter ernst für uns, denn die englischen Flieger warfen Bomben auf eine versteckte Fabrik in der Heide, von der wir erst erfuhren, als sie Lichterloh brannte. Zu unserem Unglück wurde sie nach jedem Angriff neu aufgebaut, und jedesmal wieder kamen die Flugzeuge und luden ihre Bomben ab, daß wir in unserer Hütte dachten, die Welt ginge unter. Mein

Mann war wegen seiner Hand vom Kriegsdienst befreit, aber was er hier Schreckliches durchmachte, wäre ihm vielleicht an der Front erspart geblieben. Einmal wollten ein paar Mädchen trotz Fliegeralarm über die Elbe wegen einer Verabredung mit Offizieren oder Soldaten, und mein Johannes brachte es nicht fertig, nein zu sagen, und fuhr mit ihnen los. Als er mitten im Fluß war, brauste ein Tiefflieger heran, und wie dicke Hagelkörner klatschten die MG-Kugeln ins Wasser. Er hat die Fähre hin und her springen lassen, aber sie hing ja an dem Seil und war die beste Zielscheibe, die sich denken ließ. Graue Haare hat mein Johannes von Stund an gehabt. Das Boot war an sechs Stellen durchlöchert, und dennoch wurde nur ein Mädchen von einem Schuß gestreift.

Hinter solchen Erlebnissen traten die kleinlichen Sorgen zurück. Den Alltag, den wir früher zu schwer genommen hatten, nahmen wir jetzt zu leicht. Die Pionierkompanien, die von Zeit zu Zeit Brücken über die Elbe schlugen und damit die Fähre überflüssig machten, interessierten uns kaum. Das Geldverdienen war unwesentlich. Für die wenigen Lebensmittel, die es auf Karten gab, reichten unsere Groschen immer. Außerdem hätten wir sofort andere Arbeit finden können; in der versteckten Fabrik oder in einer Kasernenküche, überall wurden Leute gesucht, sogar Invaliden, alte Männer, Frauen. Der Gutsherr, der inzwischen Bürgermeister und SA-Amtsleiter geworden war, wollte aber nichts von einer Kündigung wissen. Unsere Fähre, die einzige weit und breit, sei kriegswichtig, meinte er.

„Kriegswichtig ist, daß ich den Soldaten die Mädels bringe“, spöttelte mein Johannes. Er hatte sich seit der Verhaftung seines Freundes sehr verändert und sagte Dinge, die mich überraschten und erschreckten. Er weigerte sich, den Soldaten den Kahn zu vermieten, den er einmal extra für sie zusammengezimmert hatte. Warum, das wußte er wohl selbst nur unklar.

Im letzten Kriegsjahr, an einem strahlend schönen Septembermorgen, ging er mit der Tochter zur Schule und sagte zu ihr vor der Hütte, daß ich es noch gut hören konnte: „Ewig dauert der Krieg nicht, und dann wird alles anders hier.“ Wie immer habe ich ihnen lange nachgeschaut. Keine halbe Stunde später – ich hatte die drei, vier Flugzeuge und die paar Schießwolken am Himmel kaum beachtet –, da war das Kind tot. Mein Mann kam mit dem toten Kind auf dem Arm zurück. Ein paar Flaksoldaten hatten sich einen Orden verdienen wollen, auf vereinzelte Flugzeuge geschossen und den Weg mit Splittern überschüttet. Johannes raste vor Schmerz, weil er es nicht hatte verhindern können, daß sein ein und alles an seiner Seite, an seiner Hand zerstückelt worden war. Nicht einmal das Begräbnis wartete er ab. Er lief davon, und nach Wochen schrieb er aus Hannover, er würde nie mehr zurückkommen. Ein anderes Band als das Kind habe es zwischen uns nicht gegeben.“

Die Frau lehnte sich seufzend zurück und sagte: „Unser Annele war zwölf Jahre alt, fast so alt wie du, mein Junge. Und sie wäre jetzt achtundzwanzig, überleg dir einmal, achtundzwanzig, wenn die Soldaten nicht geschossen hätten.“ Sie schloß die Augen. Das Wasser summte im Kessel, und hin und wieder sprühte es zischend über die Herdplatte. Jedoch die Frau, überwältigt von ihrem Schmerz, und der Junge, gebannt von der Schilderung, beachteten es nicht.

„Mein Vater wurde allein mit der Fähre nicht mehr fertig. Er war kränklich, entkräftet, ein gebrochener Mann. Es war ihm alles sehr nahegegangen. Wenn ich nicht eingesprungen wäre, hätte die Fähre manchmal stillgelegen, unsere ‚kriegswichtige Fähre‘. Weil die Pioniere mit ihren Brücken nicht mehr da waren – sie wurden vielleicht für den Rückzug an der Weichsel oder am Rhein gebraucht –, hatten wir wieder Hochbetrieb. Man wunderte sich, wie viele Soldaten immer noch in lustiger Urlaubsstimmung mit ihren Mädchen herumspazierten. Der Gutsherr kam vorgefahren und sagte: ‚Dein Mann muß zurückkommen, er ist hier so gut wie dienstverpflichtet. Wegen privater Sorgen kann nicht jeder gleich alles hinwerfen in diesen Stunden der Entscheidung.‘ Am liebsten hätte er wohl noch vom Kampf und Sterben fürs Vaterland gefaselt. Auf meinen Vater machte es trotzdem Eindruck. Er ließ sich nicht davon abbringen, zu seinem Schwiegersohn zu fahren und ihn heimzuholen. Es glückte ihm auch, denn Johannes hatte sich in seiner neuen Arbeitsstelle unbeliebt gemacht, mehrmals Schlägereien mit Soldaten angezettelt, die ohne richtige Papiere Lebensmittel aus dem Lager holen wollten, das er verwaltete. Allein und mit seiner verkrüppelten Hand war er immer der Unterlegene gewesen, und so hatte man ihn schrecklich zugerichtet, das Magazin geplündert, besonders die Zigaretten- und Schnapsvorräte. Weil man einen Schuldigen finden mußte, wurde er als unverbesserlicher Trinker hingestellt, was ihn vollends außer Rand und Band brachte.

Als mein Vater kurz nach dem letzten Kriegsweihnachten starb und der Leichnam eine Woche in der Hütte lag, weil es für Beerdigungen keine Fuhrwerke gab, und wir schließlich selbst ein Grab in die gefrorene Erde hackten, glaubte ich, nun ginge es nicht weiter, nun müsse mein Herz aussetzen und alle Qual ein Ende haben. Aber das Herz schlug weiter, und wir lebten weiter in dieser Hütte, die früher einmal viel zu eng gewesen war und die mir jetzt wie ein leerer, unheimlicher Totensaal vorkam. Mir gefroren die Worte auf den Lippen. Mein Mann brütete dumpf vor sich hin, wartete auf etwas, wußte nicht worauf.

Ehe wir richtig zur Besinnung kamen, war es April fünfundvierzig. Da sah man überall Rauchzeichen in der Heide, und die Flugzeuge rissen fast das Dach herunter, so tief jagten sie über uns hinweg. Der Kanonendonner war nicht anders als bei den Manövern, aber die Flüchtlinge, die über die Elbe



wollten, herüber und hinüber, die sagten uns genug. Im Westen standen die Amerikaner und Engländer, im Osten die Russen. Zuerst ging die Woge ostwärts. Familien mit schreienden Kindern, Viehherden, Wagen über Wagen, Militärkolonnen, Verwundete – alles staute sich. Und wenn nicht ein paar Soldaten für Ordnung gesorgt hätten, wäre die Fähre gestürzt worden, abgesoffen mit Mann und Maus.

Auch in Ferchfelde wurde das Vieh weggetrieben, später die Frauen und Kinder. Die wenigen Männer, die noch im Dorfe waren, sollten Stellungen ausheben: enge Löcher für Panzerfaustschützen, Zickzackgänge, die verschiedensten Höhlungen und Gräben. Sogar an unserem Elbufer schaufelten sie eifrig, bewacht von SS-Leuten. Aber eines Morgens war der Spuk verschwunden, und kein Soldat fand sich, der da hineinkroch. Die Front schien sich aufgelöst zu haben. Es kamen nur noch versprengte Trupps, dreckige Volkssturmänner, die keine Sekunde verweilen wollten und Gasmaskenbehälter, Brotbeutel, Tornister in die Elbe warfen. Zwecklos, sie nach der Front zu befragen. Sie standen apathisch am Steg, dann in der Fähre, klammerten sich mit stieren Blicken an das andere Ufer, das rettende Ufer, wie sie glaubten. Einmal trugen Offiziere einen toten General auf das Boot und verlangten, daß er allein und mit militärischen Ehren übergesetzt würde. Nur die Kapelle fehlte. Die Flüche der wartenden Soldaten, das war sein Todessegen.

Unzählige haben wir in diesen Tagen über die Elbe gebracht. Alte Männer und Frauen wollten hinüber und wieder zurück, sie konnten sich nicht entscheiden. Ich hätte ihnen am liebsten zugerufen: Ist es nicht einerlei, ob hier oder dort, heute oder morgen, Schluß ist, Schluß, Schluß! Man verlangte, daß wir zur Stelle waren, ohne Pause, ohne Schlaf, ohne Lohn. Die meisten ließen ihr unnötiges Gerümpel zurück: Matratzen, Badewannen, Vasen, Lampen. Sogar einen Schäferhund band man uns in einem unbeobachteten Moment an die Türklinke. Er winselte und bellte, und wir hatten nicht einmal die Zeit, ihn zu füttern.

Eines Abends kam eine Motorradpatrouille angesprescht. Es waren SS-Soldaten. Sie schoben ihre Beiwagenmaschinen mit angelassenen Motoren in den Schuppen. Wir sollten uns davonmachen, schrien sie, denn sie hätten für uns den Räumungsbefehl. Ich stritt mich mit ihnen herum. Der Hund kläffte wütend, am Nacken sträubte sich das Fell. Immer wieder sprang er auf und zerrte an der Leine, bis ein junger blonder Soldat auf ihn zuing und mit freundlicher Stimme sagte: ‚Sei still, Kleiner! Du hetzt uns sonst die Tommy's auf den Hals!‘ Und das Tier gehorchte, obwohl die Motorräder in dem Schuppen noch wilder knatterten und der Benzindunst aus allen Fugen quoll, sogar aus dem Strohdach. Es kamen immer mehr Kradfahrer, und ein Soldat winkte mit einem kleinen Fähnchen zum Schuppen hin. Zuletzt

bremste ein Wagen, und ein Offizier sprang heraus. ‚Herrgott noch einmal!‘ rief er. ‚Herrgott noch mal, so ein Krawall!‘ Bei diesen Worten begann der Hund wieder zu bellen, wütender noch als zuvor. Der freundliche Soldat rief ihn diesmal nicht zur Ruhe, sondern starrte nur auf die Waffe, die der Offizier in den Händen hielt. Auch mein Mann und ich starrten darauf. Es war eine Maschinenpistole, und der dünne Lauf zeigte auf den Kopf des Schäferhundes. Ein Schuß peitschte über den Hof. Das Tier riß noch einmal an der Leine und streckte sich dann unter dem Fenster aus. Ich fürchtete, mein Mann würde sich auf den Offizier stürzen, aber er stand mit geballten Fäusten und weit aufgerissenen Augen vor ihm und rührte sich nicht.

Ich versuchte zu erraten, was das Waffengeklirr, die Rufe im schwäbischen Dialekt und das Auf und Ab der Schritte für uns bedeuteten. An der Regenwassertonne sah ich den jungen, freundlichen Soldaten mit entblößtem Oberkörper, Seifenschaum im Gesicht. Hinter ihm huschten, eingehüllt in Benzindunst, andere hin und her. Der Soldat trat einen Schritt auf mich zu und flüsterte: ‚Wollen Sie hundert Mark? Ich brauche Zivilklamotten, ich brauche dringend Zivil!‘ Er wischte mit dem Arm die Seife von der Stirn, und da sah ich, daß er ein schönes, männliches Gesicht hatte, blondes Lockenhaar, das ihm naß und strähnig in die Stirn herabhing. Seine Augen waren dunkel, ein bißchen kalt; sie irrten unruhig zwischen mir und seinen Kameraden hin und her. ‚Ich könnte jetzt die Klamotten im Beiwagen verstauen‘, sagte er. Fordernd, hastig stürzten die Worte hervor, viel zu selbstsicher für einen Menschen von zwanzig, einundzwanzig Jahren. ‚In fünf Minuten fahren wir ab. Helfen Sie mir!‘ – Ich fragte: ‚Fahren alle ab?‘ Es konnte ja sein, sie wollten sich in den Uferstellungen verschanzen, das hätte uns doch zur Flucht gezwungen. Er antwortete: ‚Alle! Über die Elbe! Drüben sind die verdammten Russen. Sie müssen mir helfen!‘ Darauf entgegnete ich, weil ich an unsere hingemordete Tochter und an unser ganzes Leben dachte: ‚Ich soll Ihnen helfen? Wer hilft uns? Wer hat uns jemals geholfen?‘ Der Soldat zog drei Fünfigmarkscheine hervor und hielt sie mir hin. ‚Ich gebe auch hundertfünzig, aber länger warten kann ich nicht.‘ Ein Motorrad fuhr in geringem Abstand vorbei, dann der Wagen des Offiziers. Jemand rief: ‚Achtung!‘ Mit einem Fluch sprang der Soldat zu der Regentonnen und schlüpfte in seinen Uniformrock. Auf den Kragenspiegeln blinkten SS-Runen, auch auf dem Koppelschloß. Am Käppi war ein Totenkopfzeichen, und in der rechten, hochgestreckten Hand hielt der junge Soldat die Geldscheine, als er zackig ‚Heil Hitler!‘ grüßte. ‚Geben Sie doch endlich die Sachen heraus!‘ zischte er im nächsten Moment. ‚Herrgott noch mal, wenn ich noch lange hier stehe, werden die anderen stutzig.‘ Ich antwortete nicht und trat in die Hütte. Meine Gedanken kamen aber nicht von dem jungen Menschen los, der solche Angst um sein Leben hatte. Vom Fenster aus sah ich, daß er nicht in den Schuppen

ging, wo sein Motorrad stand, sondern auf meinen Mann zu. Er drückte ihm das Geld in die Hand und redete auf ihn ein.

Während der nächsten Minuten schwoll der Lärm ohrenbetäubend an. Die Kradfahrer schoben ihre Maschinen zum Schuppentor heraus, ihre Gummimäntel flatterten, dann sprangen sie in den Sitz. Einer rief: ‚Fährmann, los!‘ Es war der junge, blonde Soldat, und er wandte sich nach mir um, als er sich hinunter zum Steg rollen ließ. Erst jetzt sah ich, daß der Offizier seinen Wagen zurückgelassen hatte. Eine Stichflamme schoß daraus hervor, und die Räder hüpfen in das Wasser hinein.

Am anderen Ufer stob die SS-Patrouille eilends davon. Sie hielt sich nord-, dann südwärts, wie eine Staubwolke verriet. Als mein Mann am hiesigen Steg anlegte, sagte ich: ‚Die SS weiß nicht mehr wohin.‘ – ‚Soll sie zur Hölle fahren!‘ antwortete er grimmig. Er zog die drei Fünfigmarkscheine hervor und gab sie mir. ‚Wieso hast du mit denen was ausgemacht? Der Soldat behauptet, er hätte mit dir was ausgemacht und käme zurück.‘ Er ließ nicht locker, bis er wußte, wofür dieses Geld war. Dann höhnte er: ‚Also jetzt betteln sie uns an! Nicht einen Scheuerlappen kriegen sie für ihr dreckiges Geld!‘ Er schwor mir, keinen SS-Mann mehr über die Elbe zu bringen. Gleich gar nicht bekäme hier so einer Gelegenheit, sich zu verkleiden und sich vor der Strafe und Verantwortung wegzuschleichen.

Vom Osten und Westen hallte es wie bei einem Gewitter herüber. Am Abend war das Heideland von flackernden Bränden, aufzuckenden Explosionen erleuchtet. Silhouettenhaft hoben sich die Buchen, Erlen und Büsche auf dem Uferhang vom geröteten Horizont ab. Wir wechselten kein Wort, als wir den toten Schäferhund unweit der Hütte verscharreten.

In derselben Nacht besetzten die Engländer das Dorf Ferchfelde. Wir erfuhr es von verängstigten Hitlerjungen, die dreißig oder vierzig Panzer gesehen haben wollten und darum bettelten, ans Ostufer gebracht zu werden. ‚Wenn ihr eure Panzerfäuste ins Wasser werft, ja‘, erklärte ihnen mein Mann. Und sie taten es, rissen auch ihre Gürtel und Messer, Gewehre und Stahlhelme herunter, und alles klatschte ins Wasser. Ich stand am Steg und sah das Boot davongleiten, dieses einstmals so verhaßte Boot, das mein Vater kurz vor seinem Tod noch einmal frisch lackiert hatte. Die Fünfzehn-, Sechzehnjährigen kletterten drüben eilig ans Land, und ich glaubte, wir hätten sie vor einem sinnlosen Sterben errettet. Noch lange schaute ich ihnen nach, und dankbar preßte ich die Hand meines Mannes, als er zurückkam.

Aber der Krieg war damit nicht zu Ende. Viele, die erst ostwärts geflüchtet waren, flüchteten westwärts, als sich die Rote Armee der Elbe näherte. Noch einmal pendelte die Fähre zwischen den Ufern hin und her, und zufällig hörten wir, daß ganz in der Nähe eine Gruppe waffenloser Hitlerjungen von einer SS-Patrouille gefaßt und an Chausseebäumen erhängt worden

wäre. An diesem Tag ließ sich mein Mann von mir die drei Fünfundmark-scheine geben, die ich sorglich verwahrt hatte, zerriß sie, verbrannte die kleinen bunten Fetzen und starrte lange in das Herdfeuer.

Nachts schrien Menschen am anderen Ufer. Er beachtete es nicht. „Das ist SS“, sagte er, als die Schreie schauerlich anschwellen. Und als es gegen unsere Tür klopfte, sprang er auf und griff nach dem Schürhaken. Er wußte sofort, was ihm drohte. Einige waren durch die Elbe geschwommen und standen nun patschnaß hier, schlugen ihm ins Gesicht. Mit seiner verkrüppelten Hand war er auch diesmal der Unterlegene. Der Schürhaken entglitt ihm, und sie stießen ihn hinunter in das Boot. Bis zum Morgengrauen mußte er SS- und SA-Leute über die Elbe bringen, sogar Gutsherren mit ihren Familien, feine Pinkel aus der Stadt und ganze Wagenladungen voller Koffer, Kisten, Teppiche, Ölbilder.

Zuletzt war ein wirres Durcheinander. Ich stand hier am Ufer, hörte Schüsse, Motorenlärm, gellende Rufe. Langsam, viel zu langsam kam der Schein der Bootslaterne näher, hüpfte auf den Wellen. Dann knarrte wie immer Holz an Holz, und ich schlang das Tau, das man mir zuwarf, um die Bohlen. Es waren Kradfahrer, bekannte Gesichter. Die SS-Männer schoben ihre knatternden Motorräder über den Steg, aber der junge Blondkopf war nicht dabei. Es quoll mir dunstig entgegen, als ich mich an die Seite meines Mannes drängte. Er stand vor dem SS-Offizier, der vor ein paar Tagen den Hund getötet hatte, und schrie: „Es sind ja noch Kinder gewesen. Warum haben Sie Kinder ermordet? Sagen Sie, warum haben Sie das getan?“ Indessen schichteten Soldaten Kisten aufeinander. Sie holten Handgranaten aus den Beiwagen und legten sie in das Boot. Mein Mann sah nichts, hörte nichts. Er redete immer dasselbe und wollte den Offizier nicht an Land lassen. Da flammte ein benzingetränkter Lappen auf. Wir wurden gestoßen, gezerzt, preßten uns in eine Mulde am Ufer, als eine Explosion das Wasser aufpeitschte. Holzsplitter wirbelten umher, klatschten herab. „Weg, sofort weg! Die Russen!“ schrien die Soldaten, und die Gummimäntel flatterten, die Motorräder rasten davon.

Als wir uns erhoben, war die Fähre versunken, der Steg zersplittert, Holz trieb stromab. Trümmer des Bootes ragten aus dem Wasser, der Bug mit dem Namen „Hilda“, meinem Namen. Ich empfand Trauer bei diesem Anblick, obwohl ich einmal das Dasein verflucht hatte, das an diese Fähre gekettet war. Wir gingen in die Hütte und legten uns angekleidet nieder, in unseren besten Sachen, denn jede Minute konnten wir zur Flucht gezwungen sein. Schlafen, nicht mehr nachdenken, nur träumen! Dennoch hatte ich das Verlangen, mit meinem Mann zu sprechen. Zum erstenmal seit langer Zeit schob ich meinen Kopf an seine Schulter, und er strich mir über das Haar. Ich wollte ihm etwas Gutes sagen, etwas vom nahen Frieden, von



einem neuen Anfang. Aber da begann er selbst zu reden. Er klagte sich an, daß er sich immer habe treiben lassen wie ein Stück Holz auf dem Wasser. Andere hätten eine Richtung im Leben gehabt, er nicht. „Und warum nicht?“ fragte ich. – „So allein kann man keine haben.“ – „Das ist wahr. Wenn man so lebt wie wir, trampeln sie auf einem herum. Wir haben niemand, keine Freunde, sogar wir sind uns fremd.“ Er nickte und atmete schwer. Dann sagte er: „Ich habe einen Freund gehabt. Wenn er freikommt, werde ich zu ihm hingehen. Wir werden zu ihm hingehen. Früher hätten wir öfter zu ihm hingehen sollen.“

Ich spürte wieder seinen Atem, sein Gesicht sah ich in der Finsternis nicht. Aber es war vor meinen Augen genauso wie am hellsten Tag: das ergraute Haar und die zerfurchte Stirn, dieser Mensch voller Unrast, der sich in wenigen Jahren so sehr verändert hatte. Plötzlich sprang er auf und fragte: „Hörst du nichts?“ Ich hörte es, das Rufen vom anderen Ufer herüber, „Fährmann, Fährmann!“ das uns so oft aufgeschreckt hatte. „Wir sind keine Fährleute mehr!“ sagte ich. „Wir hören das nicht. Es gibt keine Fähre mehr!“ Aber das kurze trauliche Gespräch hatte ihn weichherzig gestimmt. Seine alte Gutmütigkeit war wieder erwacht. Er knöpfte hastig das Jackett zu, das braune Jackett mit den weißen Nadelstreifen, das er während dieser unruhigen Tage meist getragen hatte. „Wir haben ein Ruderboot“, erwiderte er. „Ich kann es nicht hören, wenn einer so schreit. Irgendein Junger, ein ganz Junger muß es sein.“

Eilig entfernten sich seine Schritte, und Sekunden später hörte ich Ruderschläge, ein gleichförmiges Plätschern, leiser und leiser werdend, bis jedes Geräusch erstarb. Die Waffen sprachen nicht mehr. Sogar das Panzerrasseln, das zu einer Begleitmelodie unseres Lebens geworden war, setzte aus. Wochenlang hatte ich kaum eine Stunde Ruhe gefunden, und jetzt, da ich reglos lag und wartete, zerflatterten alle sorgenvollen Gedanken, übermannte mich der Schlaf.

Ich erwachte, als jemand vor der Hütte stand. Es war dunkel und ruhig wie zuvor. Trotzdem hatte die Zeit nicht stillgestanden. Ich werde wohl niemals erfahren, ob Stunden oder Minuten vergangen waren. Und was sich am anderen Ufer zugetragen hat, während mein Bewußtsein wie ausgelöscht war, darüber liegt erst recht der Schleier des Schweigens. Nichts hat ihn zerreißen können, nichts wird ihn zerreißen können, fürchte ich.

An der Tür stand niemand anderes als der junge blonde Soldat, der das Geld hier zurückgelassen hatte. Zunächst schreckte mich nur der Gedanke, daß die hundertfünfzig Mark verbrannt waren und daß wir nicht halb soviel besaßen, um sie zu ersetzen. Dann erinnerte ich mich an die Hilferufe und fragte: „Sie also haben da drüben so laut geschrien?“ Doch er stritt es ab und behauptete, mit einem Schlauchboot vier oder fünf Kilometer stromaufwärts

übergesetzt zu sein. Er wollte nur Zivilsachen und für ein paar Tage hier untertauchen, bis sich alles beruhigt habe.

„Wo ist mein Mann?“ fragte ich, noch immer arglos, halb benommen vom Schlaf. Ein Schulterzucken war die Antwort. Der junge Mann knöpfte seine Uniformjacke auf und ging zu der Regenwassertonne, die er auch im Dunkeln sofort wiederfand. „Machen Sie doch bitte Licht!“ rief er mir zu, und ich zündete gehorsam die Petroleumlampe an und leuchtete ihm. Das Zittern meiner Hand übertrug sich auf den Lampenschein und machte alles nur noch unwirklicher, gespenstischer. Ich sah das Muskelspiel auf dem gebeugten Nacken, mehrere Narbenstreifen am Oberarm und einen frischen, durchbluteten Wundverband. Der Seifenschaum klatschte zu Boden, und das Wasser schwappte über die Uniformjacke, die neben der Tonne lag. „Macht nichts!“ sagte er. „Auf den Mist mit dem Mist!“ Und er stieß die Sachen mit dem Stiefel von sich fort.

Ich wußte nicht, was ich von diesem Menschen denken sollte. Weil die drei Fünzigmarkscheine nicht mehr da waren, fühlte ich mich verpflichtet, ihm zu helfen und holte einen Anzug meines Vaters aus dem Schrank. Doch die Jacke war viel zu eng, und so blieb mir nichts anderes übrig, als die Arbeitskluft meines Mannes herzugeben, einen blauen Kittel und grüne Manchesterhosen.

Voller Unruhe startete ich über die Elbe. Es war still und sah alles so ungefährlich aus: die Wasserfläche unter dem geschwärzten Himmel, die weite Niederung mit den hellen Sandwegen, den Bäumen und verlassenem, ausgebrannten Fahrzeugen. Fast lautlos zuckten in der Ferne vereinzelte Explosionen auf und verdeutlichten um so mehr, wie öde und verwaist der Landstrich nach den Wirren der letzten Wochen war. Wie vom Erdboden verschluckt war der Mensch, mit dem ich bis jetzt zusammengelebt hatte. Und der SS-Soldat, der ruhig seine Uniform verbrannte, hatte viele Erklärungen für das Verschwinden bereit. Ich hörte ihm gläubig zu und wiegte mich in Hoffnungen. Ich gab ihm alles, was er brauchte und bat ihn, mir bei der Suche zu helfen. Aber es gab ja gar keine Spur, der man nachgehen konnte. Auch das Boot war verschwunden, das kleine, provisorische Boot mit den Rudern, die ich hatte ins Wasser tauchen hören.

Als eine halbe Woche vergangen war, lief ich nach Ferchfelde und bat den Gutsherrn, der noch immer Bürgermeister war, um Rat und Hilfe. „Die Russen werden deinen Mann nach Sibirien geschleppt haben, er hätte nicht hinüberrudern sollen“, sagte er und gab mir als Trost einen Bezugsschein für drei Kilo Weißbrot. Ich kaufte außerdem Butter und Fleisch, es kostete zusammen siebzig Mark. Damit zog ich heimwärts, an dem riesigen Camp vorbei, das die englischen Soldaten mitten in der Heide errichtet hatten. Sie belästigten mich, einige folgten mir. Doch als sie den jungen, kräftigen Mann

sahen, der mich an der Hütte erwartete, schlichen sie davon. Ich war sehr aufgeregt und verbrauchte zum Mittagmahl fast alles, was ich für das viele Geld eingekauft hatte. Doppelt soviel schuldete ich meinem Gast, und ich wollte mich ihm auf irgendeine Art erkenntlich zeigen, weil ich ohne ihn diese furchtbare Zeit wohl nicht überstanden hätte.

In einer der folgenden Nächte krakeelten betrunkene Soldaten auf der Elbwiese, sie feierten noch immer den Sieg. Da war ich froh, als er zu mir in die Hütte kam, obwohl ich verlangt hatte, daß er im Schuppen schlief. Wenn Betrunkene mit ihren Fäusten gegen Tür und Wände hämmerten, fühlte ich mich in seiner Nähe geborgen. Einundzwanzig Jahre war mein Beschützer alt, ich fünfunddreißig. Er war fleißig, fällte Bäume, verkaufte Brennholz an die englischen Soldaten und sorgte gut für den Lebensunterhalt. Wenn er ins Erzählen kam, staunte ich ihn an. Was hatte er nicht alles in seinem jungen Leben gesehen! So sehr war ich davon begeistert, daß ich ihm jedes Wort glaubte, auch als er beteuerte, er würde nicht mehr von mir fortgehen. Ich habe alles andere vergessen: den Haß auf Krieg und Soldaten, das Andenken meiner Tochter, auch meinen Mann – das ist die Wahrheit. Ich habe nichts als diesen jungen Menschen gesehen, nachdem ich ein paar Wochen mit ihm zusammen war. Er blieb nur ein Jahr. Kurz nachdem er mich verließ, wurdest du geboren. Du bist sein Sohn, Jörg. Ich habe deinen Vater seither nie wiedergesehen. Der Brief da ist das erste Lebenszeichen, das ich von ihm erhalten habe.“

Die Frau verstummte und wandte sich zur Seite. Mit einem scheuen Blick streifte sie den Jungen und holte aus der Tasche ihres Kleides das Kuvert mit den bunten Marken hervor. „Nun will er zurückkommen“, sagte sie. Ihre Hände falteten das engbeschriebene Blatt auseinander und glätteten es. An einigen Stellen war die Tinte verwischt, zu blauen Tupfen zerflossen, aber die Frau nahm es gar nicht wahr, weil sie Zeile um Zeile dieses Briefes auswendig wußte.

„Warum willst du nicht, daß er zurückkommt, Mutter?“ fragte der Junge. „Er ist zu lange fortgewesen“, antwortete sie. „Er ist für dich ein Fremder und für mich ein Fremder. Er hätte uns damals nicht verlassen dürfen . . .“

Sie sprach rasch, als könne sie dadurch die Gedanken abwehren, die sie heftig wie nie zuvor bestürmten. Vieles hatte sie gesagt, vieles verschwiegen. Während sie das Gesicht ihres Sohnes vor sich sah, die dünnen Stirnadern unter der blassen Haut, die ernsten, bohrenden Augen und den schmallippigen Mund, da verwischte sich Gegenwart und Vergangenheit, und sie erinnerte sich wieder an jene Nacht, die von den Schreien der Trunkenen erfüllt war, an das Trommeln der Fäuste gegen Tür und Wände, an den Mann, der sie in seine Arme genommen hatte, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt. Er hatte ihren Leib mit Küssen bedeckt, Liebe und Treue ge-



schworen, und sie hatte ihm zugerannt: „Ich bin glücklich. Ich bin noch nie so glücklich gewesen.“

„Warum ist er fortgegangen, sag mir, warum?“ wollte der Junge wissen. Seine Stimme war mit einmal fordernd, dringlich, ein wenig wie die Stimme seines Vaters.

Sie senkte den Blick. Du verstehst es nicht, hätte sie sagen können, später erzähle ich dir alles . . . So hatte sie vor sich selbst lange genug diese Stunde hinausgezögert, denn nichts ist qualvoller, als das Innerste, Geheimste, das eigene, unbewältigte Leben seinem Kinde bloßzulegen. Sie schob den Brief, der die Vergangenheit heraufbeschworen hatte, in die Tasche ihres Kleides zurück. „Du wirst alles erfahren“, sagte sie, „alles, was ich selber weiß. Und ich weiß viel Schreckliches.“ Mit einer hastigen Gebärde erhob sie sich und trat an den Herd. Sie sah, daß im Kessel das Wasser fast verdampft war. „Wie lange rede ich denn schon? Wie die Zeit vergeht. Willst du Kaffee oder Tee?“

„Ich will nichts trinken“, antwortete der Junge.

„Aber Hunger hast du?“

„Ja.“

Er hatte immer Hunger, wie sein Vater. Sie schnitt ihm ein Stück Brot ab, strich dick die Butter darauf und dann Leberwurst, Hausschlächterwurst aus dem Dorf. Man sah sie ungern in den Bauerngehöften, aber kaufen konnte sie, was sie wollte. Und sie wollte das Allerbeste für den Jungen und stopfte es ihm hinein. Trotzdem blieb er schwächlich, ein dürftiges Kerlchen, äußerlich seinem Vater nicht im entferntesten ähnlich.

Er schlang die Bissen hinunter, wollte sich mit dem Jackenärmel den Mund abwischen, stutzte aber und blickte fragend zu seiner Mutter auf. „Der Anzug? Wie kommt es, daß der Anzug da ist, wenn . . .“

Die Frau ging mit müden Schritten zum Fenster, starrte ins Leere und setzte sich dann auf die Bank neben den Jungen, der das angebissene Brot von sich fortgeschoben hatte.

„Ja, der Anzug“, sagte sie nach einer Weile, „der Anzug hat manches an den Tag gebracht. Stell dir vor, mein Junge, eines Tages wurde ich zu dem englischen Dorfkommendanten bestellt; er hob ein Stück Packpapier hoch, darunter lag der Anzug, mit dem mein Mann weggegangen war. Drei volle Monate war er verschollen, und nun erklärte man mir, die Russen hätten bei Boizenburg diesen Anzug in einem gestrandeten Ruderboot gefunden. Es gab darüber ein langes Protokoll in mehreren Sprachen. Weil ich eine Vermissenanzeige aufgegeben und den braunen Anzug mit den weißen Nadelstreifen genau beschrieben hatte, war alles hierher geschickt worden, mit vielen Verzögerungen wegen der chaotischen Verhältnisse und der getrennten Zonen.

„Ist das der Anzug Ihres Mannes oder nicht?“ ließ mich der Kommandant durch die Dolmetscherin fragen. Ich befühlte lange das Tuch und nickte. Da ergriff der englische Offizier schnell meine Hand, und die Dolmetscherin sagte, der Herr Leutnant müsse mir in diesem Fall sein Beileid aussprechen, denn in dem Boot habe sich auch der Leichnam eines am Arm verkrüppelten Mannes befunden, über dessen Identität es nun keinen Zweifel mehr gebe. Ich erfuhr, daß er in Boizenburg beerdigt worden war und durfte noch in derselben Woche das Grab aufsuchen, das durch kein Kreuz und keinen Stein gekennzeichnet war. Ich gab dem Friedhofswärter alles Bargeld, das ich besaß, und ließ mir versprechen, daß wenigstens ein paar Heidekrautbüschel daraufgepflanzt würden – ein letzter heimatlicher Gruß.

Mit merkwürdigen Gedanken fuhr ich zurück. Der Tod eines Menschen, mit dem man viele Jahre verheiratet war, geht nicht spurlos an einem vorüber. Selbst wenn man sich auseinandergelebt hat, gibt es viel Gemeinsames, das plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheint, in einem versöhnlichen oder gar strahlenden, und man wird traurig, daß man diese und jene Gelegenheit nicht besser genutzt hat, dem anderen das Leben zu erleichtern, eine Freude zu machen, eine glückliche Stunde.

In dieser Stimmung trat ich vor den jungen Menschen hin, der längst den Platz des Toten eingenommen hatte. Er empfing mich an der Tür und hatte sich eine besondere Überraschung ausgedacht: den braunen Anzug gesäubert, gebügelt und angezogen. Als ich ihn so sah, schrie ich auf, verlor sekundenlang die Fassung. Es war die unseligste Überraschung, die er sich hätte ausdenken können, und seit diesem Augenblick stand etwas zwischen uns, das sich nie wieder beiseite schieben ließ. Ein schrecklicher Verdacht war in mir aufgestiegen. Irgend jemand mußte meinen Mann getötet haben, und der Mörder konnte derjenige sein, der damals am anderen Ufer nach der Fähre gerufen hatte.

Mein Gefühl schrie den Verdacht nieder. Es durfte nicht wahr sein. Ich wußte zu dieser Zeit schon, daß ich dich, mein Kind, unter dem Herzen trug. Wie im Fieber lebte ich dahin, grübelte und weinte sinnlos, wenn ich allein war. Sonst verstellte ich mich, lächelte, wagte mich niemandem anzuvertrauen, denn die Leute zeigten mit Fingern auf mich, als sie sahen, daß ich schwanger war. Bald geisterten die wüstesten Gerüchte herum. Man sagte, ich habe meinen Mann erwürgt, in einer Sturmnacht mitten auf dem Fluß, und dann das Boot mit dem Toten davontreiben lassen. Bis ins Dorf habe man die Schreie gehört, und man wisse nun, daß ich es getan habe, weil ich schamlos dem jungen Kerl verfallen sei.

Schließlich kam ein Auto vorgefahren, und man brachte mich in die Stadt, in das Gerichtsgefängnis, in eine Zelle mit einer Pritsche und einem stinkenden Kübel. Ich hätte diesen Kübel gern richtig gesäubert, aber man ließ

es nicht zu. Monatelang mußte ich untätig warten. Die einzige Abwechslung war, daß ich hin und wieder zu einem älteren, nervösen Mann geführt wurde, der jedesmal sagte: ‚Ich weiß, Sie sind unschuldig, aber der Freund Ihres toten Mannes, ein freigelassener KZler, verlangt die Untersuchung. Beantworten Sie gewissenhaft meine Fragen.‘ Vor allem interessierte ihn, ob mein Mann Feinde gehabt hatte. Ich antwortete: ‚Die SS.‘ – ‚Warum?‘ ‚Die SS hat sich schlecht benommen und zuletzt die Fährre gesprengt, obwohl es gar keinen Sinn hatte.‘ – ‚Na, das können Sie nicht beurteilen. Er hatte also mächtige Wut auf die SS, Ihr Mann, ja?‘ – Ich nickte. Worauf diese Fragerei hinauslief, merkte ich erst später. Mir wurde der alte Herr unheimlich mit seinen dicken Brillengläsern, hinter denen die Augen wie aufgequollen, farblos und verzerrt wirkten. Er gab mir zu verstehen, daß mein Mann selbst an seinem Schicksal schuld sei. ‚Schließlich hat er sich gesträubt, flüchtenden Soldaten über die Elbe zu helfen‘, behauptete er, ‚und das wäre doch seine menschliche Pflicht gewesen, seine Pflicht als Deutscher.‘ Die Obduktion der Leiche hatte ergeben, daß dem Erstickungstod ein erbittertes Handgemenge vorausgegangen war, ein Kampf Mann gegen Mann. Ich wurde von allem Verdacht freigesprochen, durfte gehen, wohin ich wollte, nachdem ich mich damit einverstanden erklärt hatte, daß man den Fall nicht weiter verfolgte.

Das war kurz vor deiner Geburt, mein Junge. Fast vier Monate habe ich in der trostlosen Zelle zugebracht. Und nun kehrte ich hierher zurück und war bald wieder allein, eingesperrt in vier öde Wände. Der junge Mann, über den ich nichts ausgesagt hatte, war inzwischen auch ein paarmal verhört worden. Man hatte am anderen Ufer ein Motorrad gefunden oder nur ein Nummernschild, und irgend jemand behauptete, der Fahrer dieses Motorrades halte sich hier versteckt und gehöre zu der SS-Gruppe, von der noch am letzten Kriegstage zehn waffenlose Hitlerjungen erhängt worden waren. Die russischen Behörden, die den Fall untersuchten, verlangten seine Auslieferung. Aber ehe sie sich mit den Engländern einigen konnten, war er verschwunden, eine halbe Woche nach meiner Rückkehr. Als Polizisten kamen, um ihn abzuholen, war ich froh, daß sie ihn nicht fassen konnten. Vielleicht sind es nur Neider gewesen, die ihm so etwas Gräßliches nachsagten, genau so wie man mir den Mord an meinem Mann nachsagte – noch lange nach meiner Freilassung. Ich war mir nun gar nicht mehr sicher, ob es wirklich die Stimme des jungen SS-Soldaten gewesen war, die damals ‚Fährmann, Fährmann!‘ geschrien hatte. Was man auch sagte, ich glaubte nichts.

Dein Vater war ein knappes Jahr hier zu Hause gewesen. Er hat dich nie gesehen, Junge. Wäre er noch ein paar Tage geblieben – zwei, drei Tage –, dann hätte er dich gesehen. Er lief herum, als könnte ihm niemand was an-



haben. Die Angst hat ihn trotzdem weggetrieben, die Angst vor den Russen. Mit den Engländern stand er auf gutem Fuß, denn er schleppte ihnen alles heran, was sie brauchten. Daß du weit und breit keinen Baum mehr siehst, ist sein Werk. Er hat an manchen Tagen zwanzig Kiefern gefällt und zu Meterhölzern zersägt. Sogar Pfähle hat er geliefert, Balken, zentnerweise das Brennholz. Er strotzte vor Kraft, schaffte so viel heran, daß ich noch lange davon leben konnte.

In dem braunen Anzug war dein Vater losgegangen, den er schon während meiner Haft ziemlich abgetragen hatte. Ein Vierteljahr später erhielt ich ihn durch die Post zurück, fadenscheinig an den Ärmeln und an den Knien. In dem Paket war kein Brief, keine Adresse, an die ich hätte schreiben können. Der Poststempel verriet mir den Namen einer Stadt: Marseille. Heute weiß ich, daß dort ein großes Sammellager der Fremdenlegion ist. Die meisten verkaufen ihre Zivilsachen, ehe sie auf die weite Reise gehen. Die wenigsten schicken etwas nach Hause.

Lange Jahre habe ich auf ein Lebenszeichen von ihm gehofft. Vielleicht habe ich alles nur deshalb überstanden, weil ich darauf gehofft habe. Damit er mich jederzeit findet, damit kein Brief in die Irre geht, bin ich hiergeblieben, in dieser Hütte, unter den Augen der Leute, die mich verachten. Als ich des Wartens müde war, hatte ich nicht mehr die Kraft, irgendwoanders hinzugehen. Aus Gewohnheit bin ich geblieben, aus Anhänglichkeit, die man mit den Jahren für das elendeste Stück Heimat empfindet. Nun geh ich nicht mehr fort, und nun will ich auch den Mann nicht wiedersehen, an den ich oft gedacht habe. Ich will nicht, daß alles noch einmal von vorn anfängt.

Da drüben am anderen Ufer soll sein Motorrad liegen – oder Stücke davon. Ich glaube nicht, daß es dort liegt. Es kann nicht sein, denn er ist an einer ganz anderen Stelle über den Fluß gekommen, wie er immer wieder gesagt hat, drei Kilometer stromaufwärts, mit mehreren Soldaten auf einem Schlauchboot. An dieser Stelle hat er sein Motorrad mit Benzin übergossen und angezündet. Vielleicht findet sich eines Tages einer von den Soldaten, der es bezeugt. Ich möchte wirklich darüber Gewißheit haben, um deinetwillen. Du sollst wissen, daß dein Vater kein Mörder ist. Das ist der einzige Wunsch, den ich noch habe. Wie hoch wollte ich früher hinaus, und nun wäre ich selig, wenn ich in dieser Sache Gewißheit hätte!

Ich habe deinem Vater geschrieben, er soll nicht eher zurückkommen, bis er jemand gefunden hat, der es bezeugen kann. Er ist so lange in der Welt herumgeirrt, hätte er nicht einen von den Soldaten finden müssen? Warum hat er nicht zuallererst danach gesucht? Als er mich verließ, dachte ich, er geht und sucht danach.“

Unvermittelt brach sie ihre Erzählung ab. Der Kessel auf dem Herd glühte, das Wasser war verdampft. Obwohl es die Frau bemerkte, blieb sie

noch eine Weile reglos neben ihrem Sohn sitzen, ehe sie geschäftig wie an einem ganz gewöhnlichen Tag zu hantieren begann. „Morgen feiern wir also deine Konfirmation“, sagte sie mit abgewandtem Blick, um ihre Rührung zu verbergen. „Ich habe deinem Vater außerdem geschrieben, daß du den richtigen Weg im Leben finden wirst. Wer so lange seinen Vater vermißt hat, vermißt ihn nicht mehr.“

Alle ihre einstigen Bekannten, die Freunde des toten Fährmannes, hat sie eingeladen, fünfzehn oder sechzehn Personen. Zeitig am Morgen steht sie auf, kocht, brät, deckt den Tisch und wickelt mit einem glücklichen Lächeln die Päckchen und Schachteln aus dem Seidenpapier: Pralinen, Biskuits, Zigaretten und ein paar Flaschen Wein. Es soll an nichts fehlen! Sie denkt voller Stolz daran, daß es auch zur Taufe ihrer Tochter hier an nichts gefehlt hat.

Sie weckt den Jungen und legt ihm ein weißes Hemd, eine Krawatte und den Anzug zurecht. „Es ist Zeit“, mahnt sie. Als er sich angekleidet hat, blickt sie bekümmert an ihm herab und sagt: „Einen neuen Anzug habe ich dir nicht kaufen können. Das da kostet mich viel, verstehst du? Mit zehn Gästen muß ich mindestens rechnen.“

Er versteht. Es ist auch sein Wunsch gewesen, das zusammengesparte Geld für diese Feier zu opfern. Überall wird die Konfirmation so gefeiert, die Feier geht vor. Trotzdem ist es ihm unbehaglich in dem braunen, weiß-gestreiften Anzug, seit ihm die Mutter soviel Ungeheuerliches erzählt hat. Was hilft es, daß er sich sagt, es ist lange her, und das Tuch ist gereinigt und gewendet? Ihm schabt und würgt es am Hals, und vor dem Spiegel muß er schnell die Augen schließen.

Ferchfelde hat eine kleine, schmucklose Kirche. An den Wänden hängen Tafeln mit den Namen der Toten aus den beiden letzten Kriegen. Der Name Johannes Dobbartin ist nicht vermerkt. Die Orgel dröhnt, als die Konfirmanden niederknien. Der Pfarrer streckt segnend seine Hände aus, und der Junge aus der einsamen Hütte am Fluß versteht nur abgerissene Worte des Spruches, der ihm zugedacht ist: „... stolze Augen, falsche Zunge, und Hände, die unschuldiges Blut vergießen ...“

Die Mutter ist auf dem Heimweg verstört. Die meisten Bekannten sind ihr ausgewichen und nur vier der Einladung gefolgt. Sie gehen schweigend nebeneinander her: der kleine Knecht, der sie vor vielen Jahren zu ihrem verunglückten Johannes geführt hat, und die Zwillingschwestern Grete und Lene Poppe, die noch immer ledig sind. Auch der beste Freund ihres toten Mannes ist mitgekommen. „Ein Roter“, wie man im Dorf sagt, weil er im KZ und nach dem Krieg oft auf der anderen Elbseite gewesen ist.

„So haust ihr immer noch?“ staunen die Schwestern, schütteln ihre Paus-

backenköpfe mit den flachsbonden Locken und kichern. Sie können es kaum erwarten, bis sie an dem Mittagstisch sitzen, schmatzen den Reis, das Geflügel hinunter und stopfen sich noch mit Torte voll. Der kleine Knecht fragt: „Darf ich?“ klappt den Korkenzieher an seinem Taschenmesser auf und greift nach einer Flasche Wein. Im Handumdrehen ist sie geleert. Die Poppejungfern bewundern ihn, weil er soviel trinken kann. Sie sind hoffnungslos in ihn vernarrt. Eifersüchtig wacht eine über die andere, und wegen irgendeiner Bagatelle streiten und beschimpfen sie sich.

Da nimmt der Freund des toten Fährmannes den Konfirmanden beiseite und fragt: „Was willst du werden?“ Der Junge wird verlegen, stottert, er könne nirgends eine Lehrstelle finden. Der Mann nickt verbissen und deutet zum Fluß. „Und wenn du hinüberschwimmen mußt, geh rüber. Hier bist du ein Stück Dreck, du verlotterst, jawohl! Drüben kannst du was Ordentliches werden, lernen, studieren. Hier brauchst du dazu einen Nazi als Vater. Den hast du Gott sei Dank nicht!“

Dem Jungen steht der Schweiß auf der Stirn. Er schaut sich nach seiner Mutter um, die mit keiner Miene verrät, ob sie diese Worte gehört hat oder nicht. Viel zu viel ist auf den Jungen eingestürmt. „Trink!“ ruft der kleine Knecht. „Das ist dein Ehrentag!“ und drückt ihm ein Glas an die heißen, trockenen Lippen.

Stunde um Stunde rinnt dahin. Es wird dunkel, und zum Fenster strömt der Geruch des Elbwassers herein. Plötzlich horchen die Dobbertins und ihre Gäste auf. Ein Auto bremst vor der Hütte. Die Witwe öffnet die Tür und erstarrt. Vor ihr steht der Vater ihres Sohnes.

Der Uferhang ist von den Autoscheinwerfern grell beleuchtet. Der Taxichauffeur dankt überlaut für das Trinkgeld. Indessen nähert sich der Mann mit unsicheren Schritten der Frau. Er hat sich kaum verändert, denkt sie, nur sein Blick ist starrer, kälter geworden. Erst als er an der Schwelle strauchelt, begreifen alle, daß er blind ist. Er hat künstliche, gläserne Augen. Der Automotor heult auf, und dort, wo einmal der Fährsteg gewesen ist, wendet der Wagen. Das Licht streift über den Fluß, über die beiden Menschen an der Hütte und durchschneidet dann die flache, kahle Heide.

„Ich möchte mich etwas frisch machen“, sagt der Blinde. „Ich bin seit vorgestern unterwegs.“ Er will sich zu der Regentonne hintasten, aber die Frau hält ihn zurück und bringt eine Schüssel warmes Wasser. Sie nimmt ihm den Mantel und das Jackett ab und starrt in sein Gesicht, das von kleinen grauen Punkten übersät ist. „Kriegsverletzung“, erklärt er sachlich, als spüre er ihren Blick. „In Algier, man hält es nicht für möglich, mitten im Stabsquartier gingen Minen hoch.“

Der kleine Knecht greift nach seinem Glas und trinkt es aus. Er steht nicht mehr fest auf den Beinen. Eine Flasche fällt um, rollt scheppernd über

den Tisch. „Pfui, Schwein!“ kreischt er und taumelt zur Tür. Die Zwillingsschwestern kichern, springen von ihren Stühlen hoch und rufen: „Noch nicht gehen, noch nicht!“

„Wer ist das?“ fragt der Blinde und richtet sich auf. Seifenschaum klatscht zu Boden, ehe die sehnigen Arme noch einmal ins Wasser tauchen, nach dem Handtuch fassen, das die Witwe bereithält. „Wo ist mein Junge?“ Suchend wendet der Blinde den Kopf hin und her. Ein Paar schmale, feingliedrige Hände strecken sich ihm entgegen, und er greift danach, umklammert sie, preßt sie ganz fest. Das Lächeln um seinen Mund verzerrt sich. Sekundenlang sind die toten Augen von den Lidern bedeckt. Kälte und Härte aus dem Gesicht gewichen. Beinahe weichlich ist die Stimme: „Da hab ich’s doch geschafft. Zur Konfirmation wollte ich hier sein. Zur Konfirmation muß der Vater dabeisein.“

Vor der Hütte lallt der betrunkene Knecht: „Pfui, Schwein!“ Die Schwestern reden ihm gut zu, er stößt sie zurück und trommelt mit den Fäusten gegen die Tür. „SS-Schwein, elendes Mörderschwein!“

Der Freund des toten Fährmannes drängt ihn fort, schleppt ihn zum Fluß, taucht seinen Kopf ins Wasser. „Still, Menschenskind!“ beschwört er ihn. „Verbrennst dir’s Maul. So sinnlos hab ich mir’s mal verbrannt.“ Da bäumt sich der Trunkene erst recht auf, schlägt um sich, doch dann klappt er zusammen und läßt sich von den Zwillingsschwestern aufhelfen. Er sieht elend aus, die Jacke ist bis zu den Schultern naß. „Nach Hause!“ bibbern seine Lippen. Die Füße straucheln, stolpern dahin. Er muß sich übergeben, stöhnt, scheint allmählich zu begreifen, was sich abgespielt hat. „Na ja, der Suff!“ murmelt er kleinlaut. Alle Gäste gehen grußlos davon.

„Strolche!“ zischelt der Blinde. Sein Sohn ist vor ihm zurückgewichen; die Frau sagt schroff: „Geh! Ich habe dir geschrieben, daß du nicht kommen sollst!“ Sie gibt dem Mann die Jacke, den Mantel. Als ihm die Sachen entgleiten und er kniend danach sucht, spürt sie kein Mitleid. Sie wiederholt: „Geh! Ich kann nicht mit dir leben.“

Er antwortet mit einem Schulterzucken. Nach einer Weile fragt er: „Wo ist mein Koffer?“ Die Frau glaubt, er habe sie richtig verstanden und wolle gehen. Es wäre das beste, er würde ohne ein weiteres Wort gehen. Sie setzt ihm eifertig den Koffer vor die Füße und beobachtet jede seiner Bewegungen. Aber er tut etwas ganz anderes. Er holt einen Schlüssel aus seinem Jackett, ruft den Jungen heran und bittet ihn, den Koffer zu öffnen. „Darin ist ein Geschenk für dich.“

Es ist ein großer, schwerer Lederkoffer. Bunte Schilder sind darauf geklebt: Städtewappen, Bilder von Hotels, fremde Schriftzeichen, wie auf dem Briefkuvert, das vor ein paar Wochen hier angekommen ist. Damit hat es begonnen, und nun gibt es auch vor dem Allerletzten, Äußersten kein Aus-



weichen mehr – das weiß die Frau, als ihr Sohn dem Mann gehorcht und mit flinken Händen den Koffer öffnet. Sie muß Gewißheit haben, muß ihrem Sohn Gewißheit geben, in dieser Stunde, sofort.

In dem Koffer liegen ein grauer Anzugstoff, ein Hemd, eine Armbanduhr und etwas Silbernes, wonach der Junge zuallererst greift. Es blitzt und blinkt in seinen Händen: ein Arabermesser mit ziseliertem Griff und geschwungener Klinge. Die Augen des Jungen sehen nichts anderes, und der Blinde weiß es genau, erklärt, daß solche Messer zur Jagd und zum Kampf verwendet würden. „Ich habe es in einem Fellaghadorf gefunden, am Gürtel eines toten Viets.“

„Was ist ein Viet?“ fragt der Junge.

„Ein Viet?“ Der Mann schüttelt den Kopf. „Einen Viet gibt es nicht. Es sind immer mehrere, Dutzende, Tausende Viets. Wir haben sie in Vietnam Viets genannt und in Afrika genauso. Es ist ja alles genauso. Es sind ‚Rote‘, und sie sind zäh, wilde Horden, die uns hassen.“

Er beginnt zu erzählen, wird immer sicherer, glaubt zu wissen, womit er imponieren kann. Die Frau erinnert sich, daß er damals fast dieselben Worte gewählt hat, damals, vor fast fünfzehn Jahren. Statt „die Russen“ sagt er jetzt „die Viets“. Wieder sind es „wilde Horden“, „Schlächter“. Er ist weit herumgekommen, hat viel gesehen. Er war in Städten, die sie nicht einmal dem Namen nach kennt. Wenn er spricht, muß sie zuhören. Sie sieht die Häuser, Flüsse, Berge und Schluchten vor sich.

„In Vietnam gibt es Farnblätter so groß wie zweistöckige Häuser“, erklärt er, „und fünf Meter hohes Schilf. Käfer, die wie Sägen kreischen. Blutegel, die den Menschen anspringen. Im Dschungel muß man immer auf der Hut sein. Das ewige Brüllen der Tiger ist fürchterlich. Noch fürchterlicher sind die Viets, aber Gott sei Dank sind sie auch primitiv. Sie haben nicht einmal richtige Schuhe, sondern zerstückelte Autoreifen an den Füßen. Wenn sie im Kino sitzen, schießen sie in die Leinwand, sobald Franzosen oder Legionäre zu sehen sind. Sie montieren ihre Kanonen auseinander und schleppen sie auf dem Buckel kilometerweit, bloß um nicht gesehen zu werden. Die Brücken bauen sie aus Angst vor den Fliegern einen halben Meter unter dem Wasserspiegel. Man muß sich vorstellen, im Atomjahrhundert haben sie aus Konservenbüchsen Granaten gemacht. Und Fallgruben ausgeschachtet!“

Der Junge lauscht gespannt. Das alles ist etwas ganz Neues für ihn, eine Welt voller Wunder. Er möchte mehr erfahren. Sein Blick hängt an den Lippen seines Vaters, und die Mutter bemerkt es, sieht die glänzenden Augen des Kindes und errät die Gedanken und Wünsche, die hinter der blassen Stirn erweckt worden sind. Sie aber hat am eigenen Leibe erfahren, daß der Krieg nichts Verlockendes ist. Deshalb lehnt sie sich auf und möchte

den Jungen von den gleißenden Worten losreißen. Es fällt ihr nichts anderes ein, als zum Essen und zum Trinken einzuladen. Ein bißchen Reis und Geflügel stehen noch auf dem Herd. Sie entschuldigt sich, daß bloß eine halbe Flasche Wein übriggeblieben ist, rückt einen Stuhl an den Tisch, und der Blinde setzt sich und greift nach dem Besteck.

„Ach, Reis“, sagt er forsch, „das erinnert mich daran, wie wir einundfünfzig am Song-Koi die Felder glattgemacht haben. Die Bauern haben nämlich den Viets säckeweise den Reis zugeschanzt, obwohl es verboten war. Da mußten wir sie mal strafen, mit den Panzern mal alles glattmachen. Auf einen Schlag gab es im ganzen Delta keine Reisfelder mehr.“

„Keine Felder mehr?“ staunt der Junge.

„Das ist Kriegstaktik“, erklärt der Mann und beugt sich über den Teller. Er ißt hastig. Er merkt nicht, daß er seine Forschheit zu weit getrieben hat. „Viele Methoden gibt es im Krieg, um dem Feind zu schaden. Man darf nicht wählerisch sein.“

„Da gab es gar keinen Reis mehr?“

„Beinahe hätten wir die Viets ausgehungert, jawohl, und gesiegt. Aber die Bauern haben den Reis vergraben und heimlich ihren Leuten gebracht. Ein paar haben wir dabei erwischt, die konnten sich ihr Reisfeld von unten ansehen.“

Der Junge löst seine Hand von dem silberziselierten Griff des Arabermessers und legt es in den Koffer zurück. Mit veränderter Stimme fragt er: „Und das Messer hat ein toter Bauer am Gürtel gehabt?“

„Nicht doch, kein Reiskuli!“ Klirrend fällt das Besteck auf den leeren Teller. „Mit dem Messer, das war in Afrika, ein paar Jahre später, bei Tizi-Ouzou, in einer wilden Gegend. Einer von uns war desertiert und hatte sich in einem Dorf versteckt. Die Fellaghas brüllten: ‚Er steht unter unserem Schutz!‘ Als wir die Hütten durchsuchten, brannte es überall, so daß wir nur blind um uns schießen konnten. Der Deserteur war verschwunden. Wir haben alle Toten genau untersucht, es waren bloß Bauern, Viets, und einer hatte das Messer am Gürtel.“ Der Blinde wendet das Gesicht dem Jungen zu, seine starren, leblosen Augen. „Das Arabermesser schenke ich dir. Das alles da schenke ich dir.“

Der Junge bedankt sich nicht, er blickt entsetzt zu seinem Vater auf. Von Sekunde zu Sekunde wird das Schweigen peiniger, bis sich endlich die Mutter faßt, ihre Hände auf die Schultern des Sohnes legt und ihn bittet: „Geh ins Dorf, lauf, hol Bier oder Wein!“ Der Junge nimmt das Geld, das sie ihm reicht, nickt, die Tür klappt zu, und die Frau ist mit dem Mann allein, mit dem sie nichts mehr verbindet.

„Du hättest den Jungen nicht wegschicken sollen“, sagt er.

„Nicht deshalb. Ich möchte dich fragen ...“

Er winkt ab. „Du brauchst nicht zu fragen. Den Trunkenbolden, die das behauptet haben, zahle ich's heim! Ich hole mir mein Recht. Was ich damals getan habe, habe ich als Soldat getan. Diejenigen, die mich verpöfften haben, finde ich, vielleicht habe ich sie schon gefunden. Das sind die deutschen Viets, die ich am meisten hasse. Verjagt haben sie mich, zum Krüppel haben sie mich gemacht!“

Er geht auf sie zu, stößt gegen den Koffer. Um seine Lippen zuckt es, um seine leeren Augen. „So hab ich mir meine Rückkehr nicht vorgestellt“, klagt er, „so brauchte es nicht zu sein. Ich habe doch sonst niemand. Und das Kind, es ist schließlich unser Kind!“

Die Frau schluckt, dann entgegnet sie: „Es ist nicht dein Kind. Seit ein paar Minuten weiß ich, daß ich es so erzogen habe, als wäre es nicht dein Kind. Geh, ehe der Junge da ist, nimm die Sachen, das Messer, und geh.“

„Hör mal?“ Er steht unschlüssig vor ihr. „Denkst du, ich habe das immer gern mitgemacht?“

„Du hast es mitgemacht. Wieviel Bauern habt ihr denn getötet?“

„Wieviel?“ Er sucht Ausflüchte, doch sie fragt noch einmal. Da verhärtet sich sein Gesicht, und er antwortet trotzig: „Eine Menge jedenfalls! Entweder du oder ich – so sieht nämlich das Leben aus.“

„Nein, so nicht!“ Die Frau wird mit einmal bleich und wendet sich ab. „Du bist ein Mörder. Du bist der Mörder meines Mannes!“

Der vierzehnjährige Junge öffnet die Tür. Er hat an der Hütte gelehnt und alles mitangehört. Nun reißt er sich den braunen Anzug mit den weißen Streifen vom Leib. In derselben Nacht führt er den Blinden nach Ferchfelde, ohne mit ihm ein Wort zu wechseln. Gegen Morgen kehrt er zurück. Es ist ein heller Morgen, und rechts und links vom Weg wirbelt es den Sand der Heide hoch, denn die Panzer sind wieder da, die marschierenden Soldaten und die Kanonenrohre am Horizont. So als hätte nie der Krieg an diesem Fluß ein schauerliches Ende gefunden, rasselt und donnert es ringsum, schrillen Kommandostimmen und hämmern Maschinengewehre den Takt. Nur das Ufer der Elbe ist verwaist, eine Grenze, und das andere Ufer ist für Jörg Dobbertin bisher ein unbekanntes Land.

Es wird einen Prozeß geben; angeklagt sind die, die den Mörder Mörder genannt haben. Ein alter nervöser Landgerichtsrat hat schon die Akten geprüft und seinen eigenen Namen darin wiederentdeckt. Wahrlich, er hätte nie an Vergangenenem gerührt. Aber die Geschichte ist ruchbar geworden, und es müssen Schuldige gefunden werden, Schuldige unter denjenigen, die sie ruchbar gemacht haben. Dazu gehört auch ein Junge von vierzehn Jahren, der Sohn des heimgekehrten Legionärs, der mehrmals in Gesellschaft eines Mannes gesehen worden ist, der weithin als „Roter“ gilt.

WALDWIND

*Wenn Wind im Wald rauscht, denke ich an die Tiere,  
die er trieb und treibt.*

*Wenn Wind im Wald rauscht, denke ich an Luren, die durch ihn erklingen.*

*Wenn Wind im Wald rauscht, hör ich Überleider singen und juble.*

*das Bestreben nur Anfang war von Möglichkeiten,*

*Windwelt in Musik zu zwingen.*

*Wenn Wind im Wald rauscht, denk ich*

*an den toten Freund, der Wind und Wälder*

*türbete wie schlimme Fieber, und wöhne, daß er jetzt, scheu wie er war  
und weise, sich an die Windmusik gewöhnt auf weiter Reise.*

*Wenn Wind im Wald rauscht, schwimmen aus den Tieren*

*Gedanken, die in grünen Gründen schliefen,*

*wie Fische ohne Namen aus dem Tang berauf.*

*Was weißt du noch zu sagen, Urweltrauschen?*

*Ich steh in deinem Webn wie deine Bäume*

*und glütze gleich den Gräsern taumfunktelt.*

*Es webt in meinen Wurzeln erdumdunkelt*

*und schafft bald Blatt, bald Blüte an das Licht.*

*Es müht in mir sich. Mißversteh ich dich?*

1956

SCHLAFLOS

*Nachts, wenn ich wach lieg, hör ich die Krankheit kriechen.*

*höre den Lockruf des Kauzes am First,*

*höre das Nüstern der Araberstute,*

*rittwitternd schnaubt sie, wenn ich mich wälze.*

*Erst wenn der Tag graut, lösche ich das Licht.*

*Dann aber spür ich unter dem Schlafe,*

*wie mein Leben sich Fäden flücht,*

*um mich an diese Erde zu binden.*



## HERBST 1960

*Der Sommer geht zu Ende,  
vom Duft des Wermuts durchbittert.  
Der Tod schaut mir auf die Hände,  
doch keine Hand zittert.  
Da tanzt der Tod mit dem Staube  
im fallenden Kirschenbaumlaube.  
Dort grast unter hängenden Zweigen  
schnaubend mein blütiger Schimmel.  
Ich will ihn noch einmal besteigen  
unter dem herbsthohen Himmel.*

## DER FALTER

*Wippender Zitronenfalter auf der blauen Wegewarte,  
manches Mal beneid ich dich.  
Immer dann, wenn ich vergesse, daß ich bessere Flügel habe,  
die mich bis zum Monde tragen,  
eh du Taumler nahebei eine Glockenblume küßt.*

## EBERESCHENBAUM

*Einmal, Ebereschenbaum, da ich noch die Kinderaugen trug,  
waren deine Früchte mir Korallen.  
Über das geflickte Hemd  
ließ ich sie in Ketten fallen.  
Später packte mich die Not und mir wurden deine Beeren  
auf der Wandrung wie den Vögeln Brot.  
Nun, wo diese Hungertage mich nur noch im Traum belagern,  
beiß ich dich Fontäne aus Korallen,  
und die Zeiten, da ich Kinderaugen trug,  
sind wie Vögel nach dem Winter singend in mein Leben eingefallen.*

## REGEN

*Weil ich vom Lande bin,  
Lieb ich den Regen.  
Dort in den Feldern  
Reimt er sich  
Nicht nur auf Segen.  
Regen der Kindheit,  
Hoch oben im Heu:  
Dämmerdunkel von Märchen durchfunkelt.  
Später als Fuhrmann  
Unter der Plache:  
Kienruch vom Holz  
Der durchnästen Fuhre,  
Duftender Dampf aus den Pferdehellen.  
Landstreicher-Langtag  
Im modernden Schober:  
Vor jedem Weiterweg  
Schracken aus Regen.  
Mit den Mäusen an Körnern kaun.  
Fröstelnd nach Wurzeln  
Des Unrechts graben.*

*Aber der schläfrige Regen heute  
Vor meinem Fenster  
Im Apfelbaumgarten  
Ist mir verdächtig.  
Ich mißtrau schon dem Tau.  
Kann der betropfte Apfel am Zweige  
Nicht wie im Märchen  
Durch Böstat voll Gift sein?  
Eben dies Mißtrau hindert mich heute  
Wie einst Paul Verlaine zu singen:  
Regen, du lieber, du lieber Gesang!*

# DAS SCHRIFTSTELLERPORTRÄT

---

*Gerhard Baumert*

## WEG IN DIE LITERATUR

Wissen wir, „was für eine wunderbare Erscheinung unsere heutige Literatur ist, und wie man unseren Schriftsteller lieben und behüten muß, diesen jungen Menschen mit der Erfahrung eines alten Mannes, der ein halbes Jahrhundert gelebt hat“?

Daß unsere Literatur „wunderbar“ sei, wird mancher bezweifeln, der nicht verstanden hat, was sich bei uns in der Literatur vollzieht. Und der junge Schriftsteller erhält doch Preise, Stipendien und gute Auflagen – ist das wenig?

Wir zitieren Gorki, der 1926 in einem Brief an Gladkow von der wunderbaren Literatur und dem jungen Schriftsteller schrieb. Wir erinnern an dieses Wort, weil es auf unsere Situation beziehbar ist. Es verliert dabei allerdings seine historische Distanz und wird merkwürdig, fast sensationell. Ja, für den jungen Schriftsteller wird bei uns viel getan. Aber zur Liebe im Sinne Gorkis gehört mehr. Um eines zu nennen: Aufmerksamkeit. Und wie es damit aussieht ...

In unserer Literatur hat sich in den letzten zwei Jahren Bemerkenswertes begeben, das leider beinahe unbemerkt geblieben ist. Eine Schar junger Schriftsteller, keine kleine, ist in die Literatur eingetreten. Manches ist schon von ihnen geschrieben, das mehr als nur Hoffnung ist; literarische Tatsachen sind schon geschaffen. Zu dieser Gruppe gehören mit anderen: Erich Köhler, Walter Werner, Horst Salomon, Günter und Johanna Braun, Fred Reichwald, Alfred Wellm, Martin Viertel, Gottfried Herold, Werner Bräunig, Hans-Jürgen Steinmann, Jupp Müller, Günter Görlich.

Es lohnt sich, das gemeinsame Werk dieser jungen Schriftsteller zu untersuchen, um das herauszufinden, was tatsächlich neu und wunderbar in ihrer Arbeit ist. Es lohnt auch schon, einen einzelnen herauszugreifen. Wenn wir von einem sprechen, wird er nicht vor den anderen ausgezeichnet. Er ist ihr Vertreter. Zwar spüren wir dem nach, was nur für ihn bezeichnend ist, aber betonen wollen wir das, was er mit den anderen gemeinsam hat.

Nehmen wir Günter Görlich. Wer ist er? Woher kommt er? Was hat er geleistet? Viel scheint es nicht zu sein, was er auf den Tisch legen kann: zwei Bücher. Meisterwerke? Weder das eine noch das andere. Beide aber mit hohen Preisen ausgezeichnet, beide interessant und aufschlußreich.

Aber es ist wohl noch wichtiger, den Lebensweg des jungen Schriftstellers zu verfolgen, in die Entstehungsgeschichte seiner ersten Bücher einzudringen, als sie selbst zu analysieren. Erst kommt die sozialistische Wirklichkeit – dann kommt der Schriftsteller. Wie die jungen Schriftsteller leben, wie sie sich entwickeln, wie sie sich zur sozialistischen Wirklichkeit verhalten, so wird ihr Werk sein. Die Voraussetzungen eines Schriftstellers waren immer wichtig. Unter Voraussetzung aber ist nicht nur das notwendige Talent zu verstehen – „Gaben, wer hätte sie nicht . . .“ – Die äußeren Voraussetzungen, wie sie Goethe für die Entstehung einer großen Literatur charakterisierte, sind gegeben. Wichtiger als je werden die inneren Voraussetzungen: festgefügte sozialistische Weltanschauung, Kenntnis des Lebens unserer Zeit, Teilnahme an den gewaltigen gesellschaftlichen Umwälzungen, gesellschaftliche Erfahrung und Aktivität.

Günter Görlich wurde 1928 in Breslau geboren. Da die Mutter es schwer hatte, ihn durchzubringen, wurde er zu den Großeltern gegeben. Der Großvater, ein rechtschaffener Stellmacher, war der Held seiner Kindheit. Als er einmal mit dem Enkel spazieren ging, zog SA vorbei. Vor den Fahnen rauschten die Hände empor. Großvater zog den Jungen mit ungewohnt heftiger Gebärde weg, er ging mit ihm in einen Hausflur, um nicht die Hand heben zu müssen. Der Junge kam in die Volksschule, lernte gut. Schulgeld für zwei zusätzliche Jahre Mittelschule wurde zusammengekratzt: er soll es nicht so schwer haben wie wir . . .

Die schmeichelnden Fahnen und das wilde Spiel wurden später doch mächtiger als der Großvater. Der Junge trug das braune Hemd und den Dolch an der Seite, und er glaubte an Führer und Endsieg. Die Mittelschule hauchte 1944 ihr bißchen Geographie und Englisch aus.

Der Junge wurde zur Flak eingezogen, dann, als der Ring der Roten Armee um Breslau fest geschlossen war, kam er zum Volkssturm, Regiment Hitler-Jugend. Die Jungen versanken in der Uniform, bedienten mit kindlicher Sicherheit Maschinengewehre, tranken Schnaps und Champagner, würfelten um geplünderte Uhren, gingen mit der Zigarette im Mundwinkel zum Sturmangriff . . . Nahkampf und Rückzug: übrigblieben zwei von der ganzen Kinderkompanie.

Breslau kapitulierte, und Görlich marschierte in die Gefangenschaft. Sie zogen ordentlich in Reih und Glied ins Niemandsland. Sie sangen provokatorisch: „Es ist so schön, Soldat zu sein . . .“ Das Singen wurde leiser, als der erste sowjetische Soldat, auf seinem Gewehr lehnend, in Sicht kam. Sie verstummten.

Die Fahrt im Güterwagen dauerte 52 Tage; an der Kama, im Ural, wurden sie ausgeladen. Also doch Sibirien!



Günter Görlich, der kleine Marschierer mit dem blanken Dolch an der Seite, Mittelschüler, Soldat der Kinderkompanie, lernte im Ural das Wichtigste: er lernte arbeiten. Er war Flößer, Holzfäller, Hüttenwerker, Zimmermann und Bergarbeiter. Mit der Arbeit lernte er denken. Nicht schnell, das ist nicht seine Art, und nicht ohne tiefe, quälende Widersprüche.

Ende des Jahres 46 schloß sich Görlich der Antifa-Zelle seines Lagers an: er begann Antifaschist zu werden.

Wie er denken lernte, begann er zu lesen, und je mehr er las, desto besser lernte er denken. Sicher, die Mittelschule hatte ihm das Lesen beigebracht: Schillers Glocke und Goebbels' Kernsprüche der Woche. Und in der Nachbarschaft in Breslau wohnte ein Alter, der den unerklärlichen Namen „Sozi“ trug; von ihm lieh er sich Bücher: Jack London und Traven. Aber gelesen hatte er eigentlich nicht, nur verschlungen. Jetzt lernte er richtig und Richtiges lesen. Zuerst fand er in der Lagerbibliothek Becher, später Weinert und die anderen großen Schriftsteller unserer Zeit.

Johannes R. Becher hat von der menschlichen Möglichkeit der sowjetischen Gefangenschaft gesprochen. Ja, auch für Görlich begann genau dort, wo er geglaubt hatte, es würde enden, das Menschsein. Wie für Hunderttausende war auch für ihn die Gefangenschaft seine eigentliche Befreiung. Der Stacheldraht, der das Lager umspannte, schloß ihn nur scheinbar von der Welt ab, er öffnete ihm den Weg zu einer neueren und besseren.

Aber noch ist nicht die Rede von Görlich, der zu schreiben anfängt. Auch die Anfänge seiner schriftstellerischen Tätigkeit verdankt er der sowjetischen Gefangenschaft. Nie vorher hatte er den Gedanken ans Schreiben gehabt. Ein Auftrag setzte ihn in Bewegung und legte eine Quelle frei, die noch immer fließt. Der Auftrag der Antifa-Zelle an den jungen Gefangenen lautete: Schreibe einen Artikel für unsere Tafel an der Lagerstraße. Sag, wie es dir ergangen ist und was du heute denkst.

Görlich schrieb diesen Artikel und heftete ihn selbst an die Tafel. Er stellte sich daneben, um die Reaktion seines ersten Lesers zu beobachten. Ein Hauptmann, er hatte selbst in der Gefangenschaft seine feiste Straffheit nicht verloren, trat an die Tafel. Er überflog den Artikel: „Alles Quatsch, sollen erst lernen, richtig zu schreiben, miserables Deutsch!“ Er hatte es so gesagt, daß der magere Soldat neben ihm es hören mußte. Soll wissen, wie wir denken, wird er gedacht haben. Der junge Soldat starrte auf den Artikel an der Tafel. Sein erster Leser hatte ihn abgewiesen. Aber was war das für ein Leser! Görlich lernte so von der ersten Zeile an, daß schreiben heißt, einem Auftrag zu folgen und gegen den Feind zu kämpfen. Der dicke Hauptmann hatte es ihm gezeigt.

Die Gefangenen bewachten schließlich das eigene Lager; sie standen auf den Wachttürmen, Gehende und Kommende mit Schlägen an eine Schiene

meldend. Vier Stunden dauerte die Wache. Dort oben auf dem Turm schrieb Görlich: Artikel, Berichte, Skizzen, Gedichte, Balladen.

Görlich kehrte 1949 zurück. Er kam nicht als Schriftsteller. Das lag außerhalb seiner Wünsche; er war aber für das Leben zum erstenmal gut gerüstet. Görlich ging in unsere Republik und begann zu arbeiten.

Seine erste Arbeit fand er in einer Kiesgrube. Die Arbeiter dort forderten ihn auf, zur Volkspolizei zu gehen. Er tat es und brachte es zum Hauptwachtmeister. Als die Partei zum Einsatz im Bergbau aufrief, ging er nach Zwickau zum Karl-Marx-Schacht. Aus Gesundheitsgründen gab er diese Arbeit bald auf und baute dann als Bauhilfsarbeiter die ersten neuen Wohnblöcke in Berlin. Hier, auf dem Bau, trat er 1952 in die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands ein. Später wurde er Erzieher der sogenannten Schwererziehbaren, Berufsausbilder und FDJ-Sekretär im VEB Industriewerke Ludwigsfelde bei Berlin.

Sein Leben war in diesen Jahren unstet. Ihn trieb keine Abenteuerlust von Beruf zu Beruf, von Ort zu Ort. Der Wille trieb ihn, der Republik das zu geben, was er nach seiner Meinung ihr schuldig war: sein Bestes. Er tat es als junger Polizist, die Pistole in der Tasche des Igelitmantels umklammernd, im Kampf gegen das Schiebertum; er tat es am 17. Juni, als er sich zu seinem Heim durchschlug, um gegen die Provokateure aufzutreten, oder als FDJ-Sekretär, der abends das Drehen lernte, um seinen Lehrlingen nicht nachzustehen.

Eines Tages begann Görlich auch wieder zu schreiben. Er wurde Volkskorrespondent für die „Märkische Volksstimme“. Scheinbar ging er hinter das schon erreichte Niveau zurück. Nur Berichte? Er tat das Richtige, weil die Anforderungen größer waren und der bloße Aufruf, die lyrische Agitation, der Blick zurück nicht mehr ausreichten für das, was er schon fühlte. Er stand auch nicht mehr auf Wachttürmen, die vier Stunden lang zu Wachtträumen einluden. Bei der Prüfung für das Abzeichen „Für gutes Wissen“ – der Ritus war streng – blieben zwischen mündlicher und schriftlicher Prüfung vier Stunden Wartezeit. Der Reflex wirkte: Görlich schrieb siebzehn Seiten einer Erzählung über die sowjetische Gefangenschaft. Er schickte diese Erzählung an den Verlag Neues Leben.

Hier beginnt der bewußte Weg des jungen Schriftstellers in der Literatur. Der Stoff seiner Erzählung reichte für eine Romantrilogie. Er stolperte von Zeile zu Zeile, fand keinen Anfang und kein Ende. Aber was an starkem Talent dazwischenlag, spürte der Lektor auf und empfahl den unbekannten Einsender an eine Arbeitsgemeinschaft junger Autoren des Deutschen Schriftstellerverbandes.

In den Arbeitsgemeinschaften besitzen wir eine literarische Institution, die nicht etwa nur eine Organisationsform junger Schriftsteller ist, sondern die eine grundsätzlich neue Methode des Schaffensbeginns hervorgebracht hat. Die meisten unserer jungen Schriftsteller werden in den Arbeitsgemeinschaften vor der verheerenden Isolierung bewahrt, in der die bürgerlichen Schriftsteller befangen sind. Unser junger Autor wird gewöhnt, Kritik zu empfangen und zu üben. Er nimmt die Erfahrung reifer Schriftsteller auf. Er arbeitet gemeinsam an seiner Erzählung und an der des anderen. Mit den anderen dringt er tiefer in literarische Probleme ein. Die Arbeitsgemeinschaft verhilft ihm zur gemeinsamen Arbeit, sie verhilft ihm auch, den Blick nicht vom Leben zu lassen.

Als sich Görlich stark genug zu einem größeren Anlauf fühlte, besprach er dies mit seinen Freunden in der Arbeitsgemeinschaft, die von Hans Marchwiza und Erwin Strittmatter geleitet wurde. Görlich arbeitete in dem berühmt-berüchtigten Heim für Schwererziehbare in Struveshof. Damals kamen die kurzbehosten Abenteurer, die Knirpse mit den versehrten Herzen noch in dunklen Scharen. Die Neuankömmlinge blieben sechs Wochen in Quarantäne. Sie hatten viel Zeit und erzählten gern. Sie logen elegant, in ihren Lügen steckte übertrieben oder untertrieben das wirklich Erlebte. Görlich hörte ihnen zu. War das nicht, abgewandelt, sein Erleben – seine Geschichte mit anderen Vorzeichen? Einige Jahre älter als diese hier, war er unwissend, zynisch, angstvoll-verloren in die sowjetische Gefangenschaft geraten und hatte sein „Struveshof“ gefunden.

Er begann zu schreiben, schrieb die Geschichte seiner Umerziehung als Roman der Schwererziehbaren von Struveshof. Eines Tages las er in der Arbeitsgemeinschaft die ersten sieben Seiten vor und erzählte die Fabel. „Die Fabel ist gut, Günter, schreib weiter und lies uns wieder vor“, sagte Strittmatter. Görlichs Roman „Der Schwarze Peter“ erschien im Verlag Neues Leben, wurde bei einem Preisausschreiben des Ministeriums für Kultur mit einem hohen Preis ausgezeichnet und ist inzwischen ins Russische übersetzt.

Sein zweites Buch erschien zwei Jahre später, 1959. Görlich, der inzwischen als Heimleiter, Berufsausbilder und FDJ-Funktionär gearbeitet hatte, fand seinen neuen Stoff bei den Lehrlingen. Lehrlinge, junge, unreife Menschen, gibt das etwas her für die Literatur? Görlich kannte diese Lehrlinge gut und sah tiefer. Er spürte aus ihrer normalen Arbeit das Bedeutende auf. Der heutige Lehrling hat nichts mit dem „Stift“ der kleinen Warenwirtschaft zu tun. Unser Lehrling ist der Herr der kommunistischen Produktion von morgen, der Lehrling von heute nimmt aktiv an einer technischen Umwälzung teil und gewinnt im Produktionsprozeß eine sozialistische Arbeitsmoral, die den Grundstock seiner Lebensauffassung bildet.

Dieser wichtige Knotenpunkt in der Entwicklung des Werktätigen unserer Tage ist literarisch gestaltenswert. Görlichs Roman über die Lehrlinge trägt den etwas unglücklichen Titel „Die Ehrgeizigen“. Die Ehrgeizigen sind „schwererziehbar“ geblieben, weil Erziehung nie eine leichte Sache ist. Sie haben aber andere Probleme als die Helden des ersten Buches. Vom Überlebenwollen, vom Erringen einer neuen Weltanschauung sind die jungen Menschen zur sozialistischen Arbeit und zur neuen Moral vorgedrungen.

Auch das zweite Buch wurde ein Lesererfolg, es erhielt 1960 den FDGB-Literaturpreis.

„Gefühl für die Gegenwart; es ist durch nichts zu ersetzen. Auch nicht durch brillanten Stil, und man kann die Schriftsteller, die das nicht völlig begreifen, nur bedauern. Ich glaube, daß selbst ein sehr begabter Schriftsteller die Hauptaufgabe seines Lebens nicht erfüllt, wenn er sich mit seinem gesamten Schaffen nicht das moralische Recht erwirbt, wie Majakowski sagen zu dürfen: Ich werde berichten von der Zeit und mir.“

Diesen tiefen Gedanken des sowjetischen Schriftstellers Stepan Stschipatschow hat Görlich völlig begriffen. Das Gefühl für Gegenwart äußert sich in seinem Leben, in der Verbindung zu seinem Betrieb, die der junge Schriftsteller behalten hat, und in seinem Werk, das ganz in dieser Gegenwart wurzelt und ihr dienen will.

Mit diesem Gefühl für die Gegenwart hängt der optimistische Grundton in Görlichs beiden Büchern zusammen. Optimismus ist nicht in erster Linie Temperamentsache. Görlich neigt eher zur Kargheit, sein Blick ist kritisch. Görlichs Optimismus kommt aus seiner sozialistischen Weltanschauung und aus seiner Arbeit in unserer Gegenwart. Sein Optimismus ist nicht flach, keiner, der immerzu „Hurra“ brüllt. Den Helden seiner beiden Bücher ersparte der Schriftsteller nichts. Der Schwarze Peter, Sohn eines ermordeten Genossen, geht oft in die Irre, ehe der erste Schimmer einer richtigen Einsicht aufdämmert. Dem Leser krampft sich das Herz zusammen, als der Junge an der Schändung eines OdF-Denkmals teilnimmt. Und Paul, einer der Helden des zweiten Buches, wird bis zum Verrat an unserer Sache getrieben, für die sein Vater arbeitet und an die er selber glaubt. Aber selbst dort, wo es für die Helden der beiden Bücher dunkel aussieht, gibt es keine lähmende Hoffnungslosigkeit. Sie können gerettet und geheilt werden. Diese Möglichkeit entspricht der historischen Wahrheit. Sie wird von Görlich jedoch nicht schematisch aufgefaßt. Der Schematismus kann in dürftiger Vereinfachung und er kann in gespreizter Verkomplizierung erscheinen: Görlich sucht beidem aus dem Wege zu gehen.

Gefühl für Gegenwart und tiefer Optimismus – das ist viel für einen jungen Schriftsteller. Das ist hoch einzuschätzen trotz manchem, was an



beiden Büchern, besonders am zweiten, noch unvollkommen und unreif ist. Das macht uns auch den Mangel an „brillantem“ Stil vergessen, zumal durch eine eigene Note in der knappen, zugreifenden Schreibweise und in seinem versteckten, scheuen Humor zu finden ist. Die beiden ersten Bücher Görlichs sind noch „roh“ – sie sind in sich fertig, aber im weiteren Zusammenhang Entwürfe.

Görlich ist allerdings in der glücklichen Lage, auch Schwächen seiner Bücher von Vorzügen verursacht zu sehen. Er hatte zuviel Stoff, er ordnete ihn noch nicht genügend, er wählte aus dem vielen, das ihm zur Verfügung stand, nicht immer das Wichtigste aus. Das bringt ihn zu einer gleichförmigen Kompositionsmethode im ersten Buch; die Kapitel beginnen mit einem Sprung nach vorn und spulen dann immer rückwärts. In den „Ehrgeizigen“ ist die kompositorische Schwäche noch deutlicher. Aber Görlich hat nicht ein wenig ausweiten und aufblasen müssen.

„Die Dialoge machen mir keine Schwierigkeiten“, sagt Görlich. Natürlich, er kennt seine Gestalten gut, er hat mit ihnen gelebt und gearbeitet, die Ohren klingen ihm noch von ihren Gesprächen. Die gute Kenntnis allein, ohne kritische Distanz, hat Görlich manchmal zum Naturalismus verleitet. In den „Ehrgeizigen“ wird kaum ein Satz zu Ende gesprochen. Das macht die Sprache seiner Helden zusammenhanglos und läßt ihr geistiges Antlitz verarmen.

Es gibt noch eine andere Ursache für die Schwächen in Görlichs literarischer Arbeit. Mit ihr hat mancher der jungen Schriftsteller zu kämpfen, und nur der Snobismus kann darüber seine feine Nase rümpfen. Görlich hat in der sowjetischen Gefangenschaft richtig lesen gelernt. Er hat später viel gelesen und auch nach Vorbildern gesucht. Strittmatters „Tinko“ beeinflusste sein erstes Buch. Dennoch hat der junge Schriftsteller im Grunde traditionslos begonnen. Er schrieb drauflos. Das ergab Frische und Naivität. Görlich blieb unbelastet von Feinschmeckerdiskussionen. Aber er war auch nie tief in die Literatur und in ihre Schaffensprobleme eingedrungen. Der Arbeiterjunge hatte keine echte Bildung erhalten, sein späteres hungriges Lesen galt vor allem der neuen Weltanschauung, die er auch durch das belletristische Buch aufnahm. Die Arbeitsgemeinschaft hat unmittelbar praktische Aufgaben, sie konnte dem jungen Autor nicht die ganze Literaturentwicklung vermitteln, konnte ihm kein sicheres literatur-theoretisches Fundament geben.

So machte Görlich viele Entdeckungen noch einmal, und oft geschah es, daß er wie Kolumbus Indien suchte und Amerika sichtete. Der junge Schriftsteller fühlte, daß er wieder von vorn beginnen mußte, um weiterzukommen. Görlich ging, dreißig Jahre alt, an das Johannes-R.-Becher-Literaturinstitut. Dort ist er zur Zeit Student des 3-Jahres-Kurses. Seine

schriftstellerischen Erfahrungen, seine Begabung und menschliche Reife sind beste Voraussetzungen, daß er das Gelernte sinnvoll verwenden wird.

Görlich hatte sich interessante, beachtenswerte Themen gesucht. Er hatte einen guten Blick bewiesen, doch zu einer großen Darstellung unserer Zeit konnte er sich noch nicht aufschwingen. Jetzt will er den Versuch wagen. Er schreibt an dem Roman einer Berliner Arbeiterfamilie. Der Zeitraum des Geschilderten soll mehr als zwanzig Jahre umfassen, vom Kriegsausbruch bis zur unmittelbaren Gegenwart in unserer Republik. Den Stoff fand er in seinem Werk, VEB Industrierwerke Ludwigsfelde. Als er die Werkchronik schrieb, stieß er in den Konzernakten auf die Spuren einer kommunistischen Widerstandsbewegung, deren Leiter der von den Faschisten später hingerichtete Arbeiter Artur Ladwig war. Die ersten Kapitel sind geschrieben.

Das Allgemeine erscheint im Besonderen, die Tendenz wird im einzelnen sichtbar. Vom Schreiber erster unbeholfener Wandtafelartikel zum Volkskorrespondenten der sozialistischen Presse, vom ständigen Mitarbeiter an seiner Betriebszeitung zum jungen Schriftsteller, dessen erste Bücher Beachtung und aufrichtige Kritik verdienen – eine solche Entwicklung, entsprechend den individuellen Bedingungen und die Verbindung zum Leben sichernd, bewahrt uns vor Eintagsfliegen, Konjunkturrittern und Bohemiens. Görlich ging diesen Weg – wie die ganze Gruppe junger Schriftsteller!

Als Görlich im Sommer 1959 mit anderen jungen Schriftstellern im Münchner Komma-Club zu Gast war, traf er auf „seinen“ verwandelten Hauptmann. Diesmal war es ein Münchner Journalist, der seine dünne Brühe in einer süddeutschen Zeitung ausgießt. Görlich hatte es ihm angetan. Er fand in ihm alles das, was ihn an unseren Schriftstellern und unserer Literatur entsetzt. Er war allerdings in einer schwierigeren Lage als der feiste Hauptmann damals. Nun schrieb er: „Görlich ist der Typ des regimetreuen Schriftstellers.“ Wir können dem kleinen Moritz für diese Einschätzung nur dankbar sein. Sie trifft genau. Günter Görlich und seine Freunde, die Schar begabter junger Schriftsteller unserer Republik, stehen fest in dieser Republik. Ihr wollen sie mit ihrem Schaffen dienen.

Sie sind alle Lernende. Sie sind am Anfang. Der Anfang ist schwer, und das Werk nicht vollkommen. Aber sie haben alle Voraussetzungen, die allgemeinen wie die persönlichen, daß in ihnen die großen Schriftsteller wachsen, die von der Größe unserer Zeit gefordert werden.

## FAMILIE WEGENER

### Erstes Kapitel

Der 15. März 1939 war ein regnerischer, kalter Tag. In der Waggonfabrik Lemke & Homann im Berliner Osten heulten die Sirenen. Die Tagschicht war beendet.

Hermann Wegener schritt langsam über den Fabrikhof auf das Tor zu, das neu war und aus Schmiedeeisen. Auf beiden Flügeln hatten sie das Zeichen der Deutschen Arbeitsfront eingeschmiedet, dieses klobige Zahnrad mit dem Hakenkreuz. Die Waggonfabrik Lemke & Homann gab es aber über sechzig Jahre. Als Hermann Wegener hier vor dreißig Jahren als Stellmacher anfang, duckten sich die rußigen Hallen schon genauso um den langen Schornstein wie an diesem Märztag im Jahre 39. Wegener zog sich die blaue Schirmmütze tief in die Stirn; der Regenwind blies ihm ins Gesicht.

Das ist ein Winter in diesem Jahr! Im Januar konnte man die Joppe aufknöpfen, und jetzt, da es Frühling wird, will es noch einmal kalt werden. Im Schrebergarten stehen die fünf Obstbäume, die sorgfältig gekalkten – wenn sie bloß nicht erfrieren!

Von allen Seiten strebten die grauen Gestalten der Arbeiter auf das Fabriktor zu. Sie kamen aus den Hallen, trugen ihre abgewetzten Taschen unter dem Arm geklemmt, und die blauen Henkeltöpfe lugten hervor. Hermann Wegener holte seinen Werkausweis aus der Joppentasche. Am Tor wird es wieder ein Gedränge geben. Jeden Tag filzt die Werkschar, sie suchen Werkzeuge, Nägel und Schrauben. So eine Holzschraube ist für die Firma Lemke & Homann eben was wert.

Da sah Hermann Wegener vor dem Tor seinen Enkel Martin. Er erschrak. Eilig stolperte er auf das Wachhäuschen zu. Was will er hier, der Martin? Bei diesem Wetter! Er wohnt doch bei Arthur. – Der Alte drängte sich in die Schlange der Wartenden und blickte unruhig zu dem Jungen hinüber.

Der Martin – wie lang und mager er geworden ist! Im letzten Jahr ist er so aufgeschossen. – Warum macht er den Buckel bloß so krumm? – Die schwarze Jacke hat er an, diese verfluchte Pimpfenjacke! Da muß er ja frieren. – Den Buckel könnte er trotzdem gerade machen. Wie das aussieht!

Der Werkscharmann musterte den Alten mißtrauisch, zögerte, als wolle er ihn festhalten.

Hermann Wegener warf dem rothaarigen Burschen einen finsternen Blick zu. „Hab nichts drin“, murmelte er.

„Halt!“ befahl der Bursche und kurbelte eilig den Schlagbaum hoch.

Ein schwerer Maybach rollte durch das Tor. Der Chauffeur trug eine riesige steife Tellermütze. Vor den hinteren Fenstern waren Vorhänge. Der Werkscharmann riß seinen Arm hoch und erstarrte. Der Maybach fuhr durch die Pfützen.

Der brüllt noch „Heil Hitler“. Weiß der Teufel, ist das ein Schleimer, dachte Wegener bissig. „Was ist nun?“ knurrte er.

Der Rothaarige sagte zerstreut: „Ab – los!“

„Großvater, es ist was passiert“, sagte Martin. Seine bläulichen Lippen zitterten.

Wegener schloß die Augen, als blende ihn grelles Licht.

„Nu, nu, Martin“, murmelte er hilflos. Er starrte in das blasse Jungengesicht mit den breiten Backenknochen. „Was ist denn, Martin? Na, sag doch schon!“

„Onkel Arthur haben sie abgeholt!“

Wegener preßte den Henkeltopf in seiner Faust, daß der Verschuß aufsprang.

„Sie haben ihn abgeholt, so“, sagte er und nickte langsam.

Dann sah er sich hastig um, doch sie standen abseits am Zaun, und im stärker werdenden Regen beachtete keiner den alten Mann und den Jungen. Wegener sah über den Kopf des Jungen hinweg. Der sagte aufgeregt: „Tante Maria hat mich gleich zur Großmutter geschickt. Ich soll rennen, hat sie gesagt. Vielleicht holen sie mich auch noch ab, hat sie gesagt. Onkel Arthur haben sie aus der Fabrik geholt, dort, wo er arbeitet. Das hat einer heimlich erzählt, der Tante Maria. Sie hat mich gleich losgeschickt, Großvater muß es doch wissen! Großmutter hat so eine Angst, sie ist in der Küche immer hin und her gelaufen, immer hin und her.“ Martin schwieg. „Hast du gehört, Großvater?“ fragte er dann zögernd.

„Du frierst, Martin“, sagte Wegener fremd, „das Pimpfending ist zu dünn – der Miststoff!“

Der Junge sah den Großvater verwundert an. Der fuhr sich mit der freien Hand über das Gesicht, als wolle er die Feuchtigkeit wegwischen oder die trüben Gedanken. Dann beugte er sich zu dem Jungen hinab. „Du, Martin“, flüsterte er, „renn zur Großmutter, renn so schnell du kannst. Sag Großmutter, sie soll das Päckchen wegtun. Sie weiß schon, was ich meine. Sie soll es verstecken, an den alten Platz soll sie's tun. Sag Großmutter, ich



komm heute später, ich hab noch einen Gang zu machen, ja.“ Er legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Sag Großmutter, sie soll nicht so 'ne Angst haben. Es wird schon alles gut. Und wenn sie kommen, dann soll sie gar keine Angst haben. Und du, du behältst die Pimpfenjacke an, und wenn sie kommen, dann mußt du ganz laut ‚Heil Hitler‘ schreien. Mach das auch, wenn sie kommen.“

Martin schluckte und auf seinem regenfeuchten Gesicht erschien ein zaghaftes Lächeln. „Das werd ich machen, ich werd mir Mühe geben“, sagte er.

Der Alte räusperte sich verlegen. „Du, Martin! Unter dem Küchentisch sind zwei Feilen, unter der Tischleiste habe ich sie eingeklemmt. Sie müssen weg! Sag Großmutter, das soll sie machen. Es sind gute Feilen. Sie soll sie nicht wegwerfen. Die Stempel habe ich ausgekratzt.“

Martin nickte beklommen.

Der Strom der heimeilenden Arbeiter wurde schwächer. Wegener hörte, wie einer am Tor sagte: „Mann, macht man kein Theater heute, gerade heute noch – wir sind doch dicke da.“ Der Werkschermann lachte. „Möchtest wohl dabei sein, was? Prag und so – hübsche Weiber!“

Wegener zog die Augenbrauen zusammen. „Renn, Martin, na los!“

Der Junge trabte in die dunkle Straßenschlucht hinein.

Er wird schnell zu Hause sein, dachte der Alte. Was sie für eine Angst aussteht, die Anna. Gerade den Arthur, den Ältesten! Wie sie ihn gern hat, ihren Arthur. – Wegener klappte den Joppenkragen hoch. Er warf noch einen Blick zum Tor. Dort lehnte der Rothaarige an der Wand des Wachhäuschens und blickte zum Verwaltungsgebäude hoch. Wegener dachte böse: Hast wohl deine Liebste dort, vielleicht unter den Tippgänsen. Bist ein strammer Bursche, so ein zackiger, so ein SS-Hengst. Wegener ging los, setzte mechanisch die Füße und spürte plötzlich eine große Müdigkeit.

Beim Verwaltungsgebäude hatte der Wind die klatschnasse Fahne um den Mast gelegt. Der weiße Kreis mit dem Balkenkreuz war eingewickelt. Nur das rote Tuch war zu sehn. Von der Schraubenfabrik pff! es Feierabend herüber. Wegener schritt eiliger aus. Heute ist es spät geworden. Sonst bin ich um diese Zeit schon immer hinter der Unterführung an der S-Bahn, wenn die Sirene der Schraubenfabrik heult. Heute ist alles anders.

Der Regen nieselte. – In Prag soll es sogar geschneit haben. Das haben sie im Radio angesagt. Die deutsche Wehrmacht ist im Schneegestöber in Prag einmarschiert. Wegener ballte die Faust in der Joppentasche. Wie sie schreien. Wie sie sich vor Freude auf die Schulter hauen. Erst Österreich, dann die Sudeten, jetzt die Tschechoslowakei, immer weiter. In der Werkstatt gibt es auch welche, die sich nicht genug darüber freuen können. Das war der nächste Streich. „Die Tschechen werden jetzt Zug in ihren Laden kriegen. Das tut ihnen gut, den faulen Ärschen“, hat der Nieter Adamek verkündet. Er ist

auch an diesem Tag stolz in der braunen SA-Uniform zur Arbeit gekommen. Wäre sicher gern dabei gewesen, in Prag. Aber Adamek muß D-Zug-Wagen nieten und Spezialwagen für die Wehrmacht. Er ist kein schlechter Nieter, der Adamek.

Hermann Wegener verlangsamte seine Schritte. Anna wird jetzt warten. Vielleicht wird sie nicht mehr allein warten, vielleicht hocken schon welche in der Stube, gewisse Männer. Die Wohnung haben sie durchwühlt und das Päckchen gefunden, dieses Päckchen mit den Fotografien aus alten Zeiten, bei Maiaufmärschen und Versammlungen aufgenommen mit den alten Sozi-Genossen, und dann noch die Sozi-Mitgliedskarte. Warum habe ich das Zeug bloß noch bei mir herumliegen, dachte Wegener verzweifelt. Im Lager werden meine alten Knochen nicht mehr durchhalten. Der Peukert-Max, der Vorsitzende, in drei Wochen war er tot. Wie er singen konnte, der Peukert-Max: „Wann wir schreiten Seit' an Seit“ und „Waldeslust, Waldeslust“. Keiner Fliege konnte er etwas zuleide tun. Mit den Kommunisten wollte er nichts zu schaffen haben. Die waren ihm zu radikal, wollten alles mit Gewalt. Der Peukert-Max war ins Lager gekommen, nach Oranienburg ... Hermann Wegener schüttelte sich. Niemand auf der Straße ging langsam, jeder wollte ins Trockene kommen.

Die Viertel am Zentralviehhof waren in den Gründerjahren hochgeschossen. Die Vorderhäuser hatten sogar Balkone und Erker mit Gipsfiguren. Die Seiten- und Hinterhäuser standen im Schatten der Fassaden, waren grau und engbrüstig, mit dunklen Fluren und ausgetretenen Stiegen. Wegeners wohnten schon fünfundzwanzig Jahre in einem Hinterhaus der Heidenfeldstraße.

Als der alte Wegener merkte, daß er nur noch zwei Straßen zu laufen hatte, blieb er unschlüssig stehen. Er spürte ein beklemmendes Gefühl der Angst, wenn er sich auch sagte: du bist sechzig Jahre alt, Hermann, und jetzt fürchtest du dich, es braucht doch nichts zu sein, es sind ja alles Gespenster. – Und doch drückte diese Angst das Herz ab.

Vor einer Eckkneipe blieb er stehen und erschrak. Die Kneipe hieß „Zum alten Dessauer“ und war einmal ihr Lokal gewesen, das Lokal der Sozi-Ortsgruppe, damals vor 1933. Den gutmütigen, redseligen Ede, den Budiker, hatten die Braunhemden zusammengedroschen nach dem 1. Mai 33. – Ede hat jetzt ein Glasauge. Er steht nur noch schweigend hinter dem Schanktisch. Wie lange bin ich hier schon nicht mehr gewesen, überlegte Wegener. Ein paar Jahre ist es her. Wie die Pest habe ich die Kneipe gemieden. Er spuckte aufs Pflaster, doch er drückte die Klinke schon nach unten.

Der Schankraum war dämmrig. „'n Abend“, sagte Wegener und schüttelte die Regentropfen aus der Mütze.

„Heil Hitler!“ murmelte Ede.

Wegener zuckte zusammen und blickte sich um.

Im Halbdunkel saßen zwei Männer und unterhielten sich.

Wie unter Zwang steuerte Hermann Wegener auf den runden Ecktisch zu, der für ihn so viele Erinnerungen heraufbeschwor. Der Tisch stand noch so wie damals, fest und massiv, die Holzplatte weiß gescheuert. Der Aschenbecher aus Porzellan war noch da und auch noch der Halter für die Streichhölzer. Aber die Bilder an der Wand fehlten. Andere Bilder hingen dort. Statt der Fotografie der Sozi-Gruppe mit der Fahne hing jetzt, genau über der Eckbank, dort die Fotografie einer echten Bulldogge, die ihre Schnauze weit aufriß. Edes Kneipe war Hundezüchter-Vereinslokal geworden. Neben der Bulldogge hing Göring. Hermann Wegener setzte sich zögernd. Ede schaltete den Rundfunkempfänger ein. Marschmusik hämmerte. Wegener hob den Kopf, öffnete die Joppe und legte die Mütze auf die Eckbank. Immer haben sie Märsche, zackige Märsche.

Ede stand am Tisch, und Wegener schien es, als seien keine Jahre vergangen. Nur saß er heute allein hier und Edes Glasauge sah starr und strahlend an ihm vorbei.

„'ne Molle und 'nen Korn!“ sagte Wegener.

Ede verschwand. Er hatte ihm nicht die Hand gegeben. Wegener goß den Korn hinunter und trank das Bier in großen Schlucken, als hätte er einen unerträglichen Durst. Er starrte zum Fenster hinaus auf die dämmerdunkle Straße, die vorbeihuschenden Lichter der Radfahrer. Der Zorn kam in ihm hoch. Jetzt haben sie den Arthur abgeholt. So mußte das ja kommen. Hat es denn Zweck, mit dem Schädel durch die Wand zu rennen? Muß er immer noch Kommunist sein? Sie marschieren eben, die Braunhemden. Sie haben Arbeit gebracht. Sie haben die Autobahn gebaut. Geld ist in den Familien, und die jungen Burschen werden bei der Wehrmacht zu Menschen gemacht. Das sieht eben das Volk. Wie oft hat er Arthur schon prophezeit, daß es ihm Kopf und Kragen kosten wird. Der Arthur, hat er nicht jahrelang vor 33 keine Arbeit gehabt? Er hat rumgelungert, auf der schwarzen Liste stand er, mit seiner Maria hat er sich durchhungern müssen. Wie oft waren sie froh gewesen, wenn sie am Sonntag mal zu ihnen kommen konnten und einen Karnickelbraten bekamen. Das hatten sie von ihrem Klassenkampf, die ganze Fischer-Familie ist so eine dickschädliche Sippschaft. Und jetzt hat er doch Arbeit, er kann ja was. Er ist ein richtiger Motorenhase, soll er doch froh sein, aber der alte Fischer und seine Maria, die haben ihn richtig eingeseift. Die Maria, ach, so eine Schwiegertochter, so ein Frauenzimmer. Ist es Arthur zu verdenken, daß er schwach wurde? Die Augen, die sie hat, die Maria. – Hermann Wegener hockte an dem Tisch, an dem er vor Jahren mit Peukert-Max und den anderen Vorstandsmitgliedern stundenlang über

Sozialdemokratie und Sozialismus geredet hatte, und trank ganz gegen seine Gewohnheit schon die dritte Molle und den dazugehörigen Korn. In seinem Kopf summt der Alkohol. Er blinzelte zu Ede hinüber, den er nur noch verschwommen hinter seiner Theke erkennen konnte. Der Ede, wie so ein Ölgötze steht er dort. Das Maul hat er zugeblebt, und wie er „Heil Hitler“ kräht, der Ede. Hermann Wegener spielte mit dem Bierglas, ließ es zwischen seinen verschrammten Fingern trudeln. Unentschlossen saß er auf der Bank. Er wollte noch einen Korn bestellen und noch eine Molle, doch da fiel sein Blick wieder auf die Stelle an der Wand, wo früher das Gruppenbild hing und jetzt die Bulldogge herunter sah. Der Alte richtete sich auf. Es war ihm, als hätte ihn jemand ins Kreuz gestoßen. Die Nebel vor seinen Augen verschwanden. „Zahlen“, sagte er unsicher. Er blickte an Ede vorbei; der schaute über ihn hinweg. Als er zur Tür ging, ein wenig schwankend und schwer, nickte er nur; auch Ede nickte schweigend.

Der Märzwind sprang ihn an und der Regen. In seinem Herzen saß die Furcht. Langsam setzte er Schritt um Schritt, als er seiner Wohnung näher kam, immer näher. Ob sie schon in der Küche sitzen oder im Flur stehen? Sind sie schon da und warten? Da erwachte in dem alten Hermann Wegener der Zorn, der seine Backenknochen eckig werden ließ. Hätte ihn jetzt die Anna gesehen, seine Frau, sie hätte gewußt, daß mit ihm nicht zu spaßen war. Er läutete wie immer, drehte kurz die abgegriffene Messingklingel, aber fester als sonst preßte er die Tasche unter den Arm. Sein Atem ging stoßweise, und sein altes Herz schlug heftig, dabei war er die vier Treppen nicht schneller als sonst hochgestiegen. Es blieb dunkel, und die Schritte hinter der Tür, dieser grauen Tür, vor der er jeden Tag stand, schon viele Jahre, wollten nicht kommen. Er betrachtete das Schild aus weißer Emaille, auf dem sein Name stand, und es schien ihm, als sähe er es heute zum erstenmal. An der Ecke des Schildes war die Emaille abgeplatzt, das verschnörkelte W war nur noch halb zu sehen. Er erinnerte sich, daß Willi einmal mit seinem Fahrrad dagegen gestoßen war, Willi, der Jüngste, vor Jahren, als er noch nicht verheiratet war und zu Hause wohnte.

Hermann Wegener schrak aus seinen Gedanken, denn die Tür öffnete sich. Er hatte keine Schritte gehört. Er trat heftig vor, als könne er es nicht mehr erwarten. Er blinzelte in die trübe Flurlampe, sah Anna vor sich, klein und ein wenig rundlich, und den Lichtschein der Lampe auf ihrem weißen Haar. „Hermann, du kommst ja so spät?“ Das war ihre besorgte brüchige Stimme. An der Tür lehnte auch Martin. „Großvater!“ – Hermann Wegener blieb unbeweglich stehen, langsam zog er die Mütze vom Kopf, und es war wie immer, als er die Tasche seiner Frau reichte, mit der gleichen Bewegung wie in all den Jahren, doch heiß war ihm, und er fühlte plötzlich, daß seine Hände zitterten. Sie waren nicht da, nein, sie waren nicht gekommen! Die



Stimme der Frau klagte: „Ach, der Arthur! Was hat er nur angestellt?“ Da erwachte Hermann Wegener aus seiner Starre. Er zerrte seine feuchte, klamme Joppe vom Körper.

Ohne ein Wort ging er in die schmale, niedrige Küche, in der es nach gedämpftem Sauerkohl roch und nach Speck. Er schritt schwer aus, im kleinen Küchenspind klirrten die Gewürzdosen. Am Fenster setzte er sich an den Tisch auf seinen Platz der Tür gegenüber. „Hast du alles gemacht, wie ich gesagt habe?“ fragte er. Seine Frau nickte, wischte mit dem Schürzenzipfel über den Tisch; das geschah automatisch, denn die helle Wachstuchdecke war sauber. „Du mußt das Zeug verbrennen. Ja. So ein Unsinn!“ sagte Anna entschieden.

Er gab keine Antwort. Er faltete die Hände, und die Angst der letzten Stunden fiel von ihm ab, doch sie zitterte nach, sie stach in der Brust, pochte in den Schläfen und tickte in den Ohren. Während Anna einen Teller füllte, geschäftig und flink, blinzelte der Alte zum Fenster hinüber. Dort starrte Martin nach draußen. Die Ellbogen stützte er auf das Fensterbrett, seine Augen waren groß. Der Alte folgte dem Blick des Jungen. Draußen waren feuchte Dächer zu sehen, die dunkle Schlucht des engen Hofes und die kümmerliche Kastanie, und über den Dächern dunstiger Rauch und die grauen, schnell dahinziehenden Wolken.

Der Alte fuhr sich über das borstige Haar. „Martin“, sagte er leise. Der Junge fuhr erschrocken herum, als hätte er Träumen nachgehangen und den Lauf der Wolken verfolgt. Er sah fragend seinen Großvater an. „Die Haare mußt du mir wieder schneiden, am Sonntag“, sagte Hermann Wegener. Martin lächelte. Der Alte wußte, daß Martin gern mit der Haarschneidemaschine auf seinem Kopf herumfuhr. Es machte ihm Spaß, alle möglichen Figuren in den dichten grauen Haarpelz zu schneiden, Kreise und Kreuze.

Einmal hatte ihm der Lausebengel einen Haarkranz stehenlassen und sich halbtot gelacht. „Jetzt siehst du aus wie so ein komischer Mönch, so ein Franziskaner“, hatte er geprustet. Hermann Wegener hatte sich im Spiegel betrachtet und auch gelacht. Er und Franziskanermönch! Doch Anna war dazwischengefahren: „Du Gottloser, du! Wirst uns das Unglück auf den Hals hetzen, über die Kirche spotten, na so was . . .“ Ja, ja, der Martin.

Doch der starrte jetzt wieder zum Fenster hinaus, und das Lächeln war verschwunden; der Alte wußte, an wen der Junge dachte. An seinen Onkel Arthur dachte er, und an Maria.

„Martin!“ Der Alte bemerkte wieder, wie der Junge zusammenzuckte. „Lauf schnell nach Hause zu Tante Maria, sie ist doch allein. Wenn du was hörst von Onkel Arthur, komm wieder.“

„Ja“, sagte Martin. Er warf Großmutter einen Blick zu, als wolle er bitten, nicht böse zu sein. Dann war er draußen. Bald darauf schlug die Tür zu.

Hermann Wegener löffelte lustlos die Kohlsuppe, Anna saß schweigend am Tisch. „Die Feilen, Hermann“, begann sie vorsichtig, „bring keine Feilen mehr mit.“ Er hob seinen Blick nicht vom Teller, er dachte wieder an die Leute, die hier hätten sitzen können, um auf ihn zu warten, und er dachte wieder an das Lager und an Peukert-Max. Mein Herz hält das nicht mehr aus, das hält's nicht mehr aus.

„Ich werd die Feilen im Garten vergraben“, sagte er.

Der Speck, den er zwischen den Zähnen kaute, war ausgelaugt und tranig.

Durch die enge, regenfeuchte Straße dröhnten die Trommeln. Sie zogen in Sechserreihen heran, und vorn schwankte die schwarze Fahne mit dem hellen Messer an der Spitze und dem weißen Runenzeichen. Sie sangen: „Voran der Trommelbube, er schlägt die Trommel gut; der Knab weiß nichts von Liebe, weiß nicht, wie scheiden tut. Trum, trum troarum, heidiridiridum!“

Martin lief langsamer. Die Gesichter kamen auf ihn zu. In der ersten Reihe marschierten die Großen mit den grünen Schnüren und den ernsten Mienen. Als die Fahne herankam, hob Martin den Arm, und der Blick des blonden Fähnleinführers ging über ihn hinweg. Die Reihen knallten an ihm vorbei. Die Jungen schauten geradeaus, ernst, als wollten sie immer so marschieren, immer so und singen. Martin sah ihnen nach, und das Lied gefiel ihm und die da marschierten. Die schwarzen Jacken gefielen ihm und die Schulterriemen und dieses Lied: Trum, trum troarum, heidiridiridum.

Das Lied verklang in der Straßenschlucht. Doch da verfinsterte sich Martins Gesicht. Er lief schnell weiter, den Kopf vorgebeugt, und der Regen peitschte in Böen. Onkel Arthur haben sie eingesperrt, dachte er, und sie singen auch andere Lieder. Er war einmal vom Jungvolkdienst heimgekommen und hatte gesungen: „Es zittern die morschen Knochen“. Das beste war der Kehrreim: „Wir werden weitermarschieren, bis alles in Scherben fällt, denn heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt.“ Er hatte es laut gesungen, und es war auch was, so zu marschieren, bis alles in Scherben fällt, aus Trotz zu marschieren. Da hatte Onkel Arthur gerufen: „Martin, komm mal her! Was singst du da?“ – „Das haben wir heute gelernt“, hatte er erwidert. Da war der Onkel Arthur im Zimmer auf und ab gelaufen, der ruhige Onkel Arthur, der graue Augen hat und fröhlich lächeln kann. „Sing das nicht mehr, hörst du, Martin; ich will's nicht mehr hören.“ Und als Martin verwundert und ratlos gewesen war, hatte Onkel Arthur zu sprechen begonnen: „In Scherben soll alles fallen, alles kaputtgehen. Warum soll alles kaputtgehen?“ Er, Martin, hatte nicht viel begriffen. Doch er liebte Onkel Arthur und seine Tante Maria. „Es ist so ein rohes Lied“, das hatte Tante Maria gesagt.

Martin war bei seinen Großeltern aufgewachsen. In der engen Kammer neben der Küche stand sein Bett, erst ein Kinderbett, das der alte Hermann Wegener selbst gezimmert hatte, und später ein quietschendes Sofa. Dort hatte er auch das erstmal gebrüllt: an einem kalten Januartag im Jahre 1927, seine Mutter lag bleich auf dem Sofa mit großen Augen, und die Hebamme sprang geschäftig hin und her und meinte, der Junge wäre ja ein Prachtexemplar, doch die Mutter mit den zerbissenen Lippen lächelte nicht, sie weinte. Martin hatte nie seinen Vater gekannt; als er sich schon im Leib der Mutter regte, stürzte sein Vater vom Baugerüst und war sofort tot. Einen Monat später wollten sie heiraten, der Maurer Alfred und Helene, die Älteste der Wegeners. Lenchen riefen ihre Brüder die kleine, flinkmäulige Sortiererin aus der AEG in der Brunnenstraße. Den Martin liebten sie alle, der alte Hermann Wegener, die Großmutter Anna und die Brüder Arthur und Willi. Der pausbäckige Bursche krächte fröhlich in der engen, dunklen Wohnung, und die Jahre vergingen. Seine Mutter weinte, heiratete später den Eisenbahner Diedrichkeit. Martin sah seine Mutter sehr wenig; der Eisenbahner war nicht gern gesehen in der Familie Wegener, weil er eine Spinne am Rock trug, das Nazi-Abzeichen. Der alte Hermann Wegener setzte sich in den Kopf: „Du gehst mir auf eine vernünftige Schule, sollst nicht so schindern wie ich.“ Aber als Martin zehn Jahre alt war, reichte das Geld, das sich der Alte vom Munde absparte, nur für die Mittelschule.

Da hatten Maria und Arthur, die kinderlos waren, Martin zu sich genommen, und so lebte er schon zwei Jahre in der stillen Ausbauwohnung in Neukölln, hoch über den Dächern der Stadt, wo man vom Fenster aus die Kräne des Spreehafens sehen konnte und die Schornsteine von Klingenberg.

Und nun saß er an diesem Märztag in der S-Bahn, und seine Gedanken bedrückten ihn.

Warum haben sie Onkel Arthur eingesperrt? Warum ist Großvater so komisch? Onkel Arthur tut nichts Schlechtes. Ja, sie sind anders als viele, als die meisten. Sie heben nicht gerne die Hand. Sie tun es nur, wenn es nicht anders geht. Einmal war er mit Großvater am Brandenburger Tor, und Hitler fuhr Unter den Linden vorbei. Die Menschen schrien und winkten, und auch er wollte schreien und jubeln, und er wollte das schwarze Auto sehen, mit dem der Führer immer fährt und Deutschland groß und stark macht. Doch Großvater riß ihn an der Hand zurück und starrte finster in die Rücken der schreienden Menschen. Er schwieg den ganzen Heimweg. Als er, Martin, das am Abend Onkel Arthur erzählte, sah der ihn nachdenklich an und sagte dann: „Großvater hat schon recht, Martin. Später wirst du vieles besser verstehen.“ Als er, Martin, trotzig aufblickte, meinte Onkel Arthur: „Du hast doch Großvater gern, Martin?“ – „Ja“, hatte er gesagt, und Onkel Arthur, lächelnd: „Na, siehst du.“

Die S-Bahn fuhr am Bahnhof Ostkreuz vorüber. Im Abteil sagte jemand: „Schau mal, da, das sind aber Brummer.“ Alle sahen hinaus. Martin drückte neugierig seine Nase an die Fensterscheibe. Auf der Straße zog eine Kolonne schwerer Geschütze vorüber. Die Motoren der Zugmaschinen heulten, die Lafetten glänzten naß, die Soldaten hatten Stahlhelme auf den Köpfen. „Die fahren nach Prag“, sagte ein Mann. „Dort ist doch alles vorbei“, meinte ein anderer zweifelnd. – „Vielleicht geht's woanders hin“, sagte der Mann lachend, „die Welt ist groß.“ Martin sah zu den beiden hoch. Ihre Gesichter waren gutmütig. So wie Onkel Willi sahen sie aus.

Da kam wieder die Angst. Er dachte an Tante Maria, die gute Tante Maria. Wenn sie weint, dann werden ihre Augen noch größer. Ja, sie wird weinen. Onkel Arthur haben sie eingesperrt. Wie sie alle reden und seufzen, der Großvater, die Großmutter. „Warum macht er solche Dummheiten“, hatte Großmutter geklagt, „er bringt sich noch ins Unglück, der Junge. Gegen den Strom will er schwimmen, es ist doch alles gut, er soll doch zufrieden sein, das soll er doch.“

Es war alles schwer zu verstehen.

Martin stieg die vielen Stufen hoch, dann rannte er los, nahm drei Stufen auf einmal. Er hatte Angst. Vielleicht wird keiner aufmachen? Tante Maria ist gestorben, oder sie ist weg.

Das Treppengeländer knarrte. Der Junge klingelte und klopfte zugleich. Die Tür öffnete sich, und er sah vor sich seinen Onkel Arthur. Er preßte sich an den großen Mann, und in seine Nase stieg der Geruch von Kernseife, vermischt mit dem von Motorenöl. Martins Schultern zuckten.

„Na, Martin“, sagte Onkel Arthur, „ich bin ja da!“ Und es war gut. Martin hörte die Worte der Tante Maria aus weiter Ferne. „Was klopfst du so, wie ein Wilder?“ Er sah ihre dunklen, gespannten Augen.

„Sei ruhig, Mädchen“, sagte Onkel Arthur, „sie kommen nicht mehr. Es war ein Irrtum, wirklich ein Irrtum.“ Doch dabei lachte er nicht. „Bist ja ganz naß, Junge“, meinte er besorgt zu Martin. Der zog wortlos seine regenfeuchte Pimpfenjacke über den Kopf. „Geh ins Bett, Junge“, sagte Onkel Arthur.

Martin träumte schwer: Die Trommeln dröhnten laut hinter der schwarzen Fahne, Geschütze so groß wie Häuser rollten auf ihn zu. Er wollte schreien und konnte es nicht, er wußte nicht, was er schreien sollte.

Im Zimmer war es dunkel, nur die huschenden Lichter vom Sprechafen, die Scheinwerfer der Schwenkkräne, glitten am Fenster vorüber. Arthur Wegener saß am Tisch. Er stützte die Ellbogen auf und vergrub den Kopf in den Händen. Als die Tür aufging, hob er den Kopf und ließ die Arme auf den Tisch sinken. Er erkannte Marias schlanke Gestalt im einfallenden



Licht vom Flur. „Arthur, Lieber, warum sitzt du hier im Dunkeln?“ fragte sie weich. Dann flammte das Licht auf, und er schloß erschrocken die Augen und wandte sich ab. Wieder sah er die kalte Zelle, den rissigen betonierten Keller des Verwaltungsgebäudes, und die im Dunklen zusammengepferrchten Männer aus den Hallen. Er meinte wieder den Gestank nach Schmieröl, schweißnassem Drillich und verbranntem Gummi zu riechen. Dort war auch das Licht aufgeflammt, in drei schmutzigen Birnen an der Decke hinter Drahtgittern, und der kalte Schein hatte alles noch schlimmer gemacht: die blassen, müden Gesichter der Verhafteten traten hervor. Manche angst-verzerrt. Dann kam alles anders. Der Gestapo-Knopf, wie er im Werk genannt wurde, ein dicker Mann mit rundem, meist etwas träge wirkendem Gesicht, hatte zwanzig von ihnen nach Hause geschickt, einfach nach Hause, und darunter auch ihn, den Motorenschlosser Arthur Wegener.

Darüber hatte Arthur im dunklen Zimmer gegrübelt, ehe Maria kam und das Licht einschaltete. Der Gestapo-Knopf schickt mich nach Hause, dabei muß er doch genau meine Personalakten kennen!

Arthur blickte Maria in die Augen. „Es ist manchmal gut, im Dunklen zu sitzen“, sagte er. Maria setzte sich an den Tisch, zupfte die Fransen der Tischdecke zurecht und rückte die Kristallschale mit den Äpfeln in die Mitte. „Iß doch einen, sie sind so schön saftig“, bat sie.

Arthur hielt ihre schmale Hand fest. „Maria“, sagte er, „ich hab heute gedacht, jetzt werden wir uns Jahre nicht mehr sehen – oder nie mehr.“ Er spürte das Zucken ihrer Hand, das er so gut kannte. Er sah ihre weiße Stirn, darüber die schwarzen Haare, ein paar kleine Locken, die grauen Augen unter den geschwungenen Wimpern und die leicht gewölbte Nase. Er sah auch den Mund. Wenn er ihn küßt, glühen die Lippen rot, rot wie Purpur. Ach, was ist Purpur . . . Er hielt ihre Hand fest und betrachtete sie so, als sähe er sie zum erstenmal. – Oder nie mehr – habe ich das gesagt? Das schöne Gesicht seiner Frau Maria versank im kalten Licht der grauen Zelle. Arthur ließ ihre Hand los und blickte an ihr vorbei.

„Was hast du?“ rief Maria besorgt. Er fuhr sich langsam mit der Hand über die Stirn, stand dann auf und schüttelte sich, als friere er. „Ich habe nachgedacht“, sagte er stockend. „Wir müssen Vater benachrichtigen, die Genossen. Sie müssen gewarnt sein.“ Er begann im Zimmer auf und ab zu laufen. Er war groß und hager, mit breiten Schultern, die ein wenig nach vorn hingen, wie das oft bei Schlossern ist, die viele Jahre gebückt über dem Schraubstock arbeiten.

„Ich werde gehen“, sagte er entschlossen. „Es ist eine sehr dunkle Nacht heute.“ Maria stand vor ihm. Er sah zu ihr hinab. Ihre grauen Augen schauten kühl und ein wenig spöttisch. „Ich werde gehen“, sagte sie, „was heißt dunkel? Für die ist es nie zu dunkel.“

Arthur nahm ihren Kopf in seine Hände. „Gut“, meinte er, „du hast recht, Mädchen.“ – „Es muß doch sein“, sagte sie. Arthur nickte, dann meinte er: „Geh erst zu meinem Vater. Die sorgen sich um Martin. Auf dem Rückweg gehst du zu euch, aber die Luft muß rein sein.“ – „Ja“, sagte Maria, „sie müssen alles wissen. Wir müssen auf alles gefaßt sein.“ Er betrachtete sie forschend. Es war ihm, als hätte ihre Stimme gezittert, ganz wenig nur. Er legte seine Arme um ihre Schultern und zog sie an sich. Durch den dünnen Stoff spürte er ihren warmen Körper, und sie legte den Kopf an seine Brust. Mit der freien Hand strich er ihr über das Haar. „Ich werde doch gehen“, sagte er rauh, „es ist doch nichts dabei, bei dem Wetter. Die haben alles andere vor als hier zu lauern.“ Doch er wußte genau, daß das, was er sagte, nicht stimmte. Die lauerten immer.

Maria löste sich von ihm und schob ihr Haar zurecht. „Ich bin sicher schnell zurück“, sagte sie ruhig. „Setz Tee auf.“

Er folgte ihr in den engen Flur, half ihr in den Mantel und zog ihr die Regenkapuze unter dem Kinn fest.

Er wollte sie küssen, doch er tat es nicht.

Maria huschte die Treppen hinunter. Arthur beugte sich über den Lichtschacht und sah ihre weiße Hand am Geländer hinabgleiten, Stockwerk um Stockwerk. Im zweiten Stock klappte eine Tür. Gelächter hallte im stillen Haus, dann drangen Liedfetzen aus der Wohnung: „Drei, vier: O du schöner Westerwald.“ Arthur lauschte mit starrem Gesicht. Das konnte nur beim Steuerinspektor Butgereit sein. Die marschieren heute im Geiste in Prag ein.

Arthur ging in die Wohnung zurück und löschte das Licht im Zimmer. Er preßte das heiße Gesicht an die Fensterscheiben und spähte auf die Straße hinunter. Die Straßenecke war beleuchtet durch das trübe, kreisrunde Licht einer Gaslaterne. Dort muß Maria vorbeikommen. Arthur würgte die Angst, wie er sie an diesem langen schweren Tag nicht einmal gespürt hatte, nicht, als die Werkschar in die Halle kam, und nicht in der stinkenden Zelle. Er hätte hinunterschreien wollen: Maria, Mädchen, Maria! Bleib hier, komm zurück, laß doch das! Der Schweiß klebte in seinen Handflächen. Er sah: Maria tritt aus dem Haus. Sie blickt sich um, und der Regenwind greift in ihren Mantel. Sie will davonhuschen, leicht wie sie es gewohnt ist. Da tritt eine dunkle Gestalt aus dem Schatten, und eine gleichgültige Stimme sagt: Halt, bleiben Sie stehen! Eine Hand, eine Lederhandschuhhand umspannt ihren Arm. Sie sitzt in einer Betonzelle. Es ist kalt, und der Schemel ist hart, und sie haben sie geschlagen. Ihre grauen Augen starren trübe auf die rauen Wände. – Arthur umklammerte heftig das Fensterbrett, als wolle er es zerbrechen. Seine Nackenmuskeln verkrampten sich. Der Regen trommelt stärker an die Scheiben. Der gelbe Lichtkreis der Lampe an

der Ecke spiegelte nasses Pflaster. Arthur dachte: Wo bleibst du, Maria, Mädchen? Dabei waren nur Minuten vergangen. Dann erkannte er sie, wie sie im Lichtkreis auftauchte und in der dunklen Straßenschlucht verschwand. Der Krampf im Nacken ließ nach.

Arthur starrte noch lange auf den Lampenkreis. Es kam kein Schatten mehr hindurch. Es hat also niemand unten gestanden und auf sie gewartet. Arthur taumelte ins Zimmer zurück. In seinen Händen spürte er ein ungewohntes Zittern. Er war ärgerlich darüber und versuchte, die Hände still zu halten. Es ist einfach dumm, dieses Händezittern. Die hätten dich ja leicht müde machen können, der Gestapo-Knopf und seine Leute.

Allmählich wich die Furcht, zurück blieb das zärtliche Gefühl für Maria. Er setzte sich wieder an den Tisch.

Ich liebe sie sehr. Heute weiß ich wieder, wie ich sie liebe. Gesagt habe ich es ihr eigentlich noch nie, nein. Aber sie weiß es, ja, sie weiß es bestimmt.

Arthur sah auf seine Armbanduhr. Er schob den Stuhl an das Tischchen, auf dem der Radioapparat stand, ein dunkelbrauner neuer Telefunk. Er hatte damals lange gerechnet, bis er diesen Apparat kaufte, aber es hatte sein müssen.

Die Skala begann zu leuchten, und aus dem Lautsprecher drang Pfeifen und Knattern. Arthur drehte am Knopf. Er kannte genau den Punkt, an dem der schwarze Strich anhalten mußte. Der Uhrzeiger stand fünf Minuten vor 23.00 Uhr. Arthur holte aus seiner Tasche einen Bleistift und legte ein Stück Papier auf den Tisch. Er war ruhig, und jeder, der ihn jetzt gesehen hätte, hätte annehmen müssen, daß sich der Mann am Rundfunkgerät die letzten Sportergebnisse aufschreiben wollte.

Arthur dachte an den Tag, der hinter ihm lag, an diesen 15. März, an den Einmarsch der Wehrmacht in Prag und an die sich überstürzenden Ereignisse. An den Gestapo-Knopf im Werk dachte er und überlegte, was morgen zu tun sei, auch wenn man die Genossen jetzt nicht mehr sprechen kann. Morgen wird er wieder in der Halle stehen, im Prüfstand, dort wo die komplizierten Motoren den letzten Schliff erhalten, wo sie noch einmal auseinandergenommen werden, nachdem sie viele Stunden auf den höchsten Touren gelaufen sind, und dann wieder sorgfältig zusammengebaut werden; denn sie sollen Kampfflugzeuge zuverlässig in die Luft tragen, ganz zuverlässig. Doch im Prüfstand gibt es Leute, die werden fragen: Nun Arthur, was ist jetzt? Sie werden sehr vorsichtig fragen, oder die Fragen werden nur in ihren Augen zu lesen sein. Man muß antworten, irgendwie antworten, und wenn es nur zwei sind, die eine Antwort wollen.

Das Knattern im Gerät verstärkte sich. Arthur nahm den Bleistift zwischen die Finger und drückte einen Strich auf das Papier. In das Knattern und Pfeifen hinein sagt eine Stimme: „Hier spricht Moskau – hier spricht Mos-

kau!“ Arthur beugte sich zum Radiogerät hinab. Er dachte: Wie viele werden jetzt diese Stimme aus Moskau hören, wie viele in den grauen Häusern am Wedding, in Neukölln, in Schöneberg, in ganz Deutschland. Wie immer überschwemmte ihn die heiße Freude. Dies war das unsichtbare Band, das konnten sie nicht zerreißen, die braunen und schwarzen Schnüffler, dieses: „Hier spricht Moskau!“

Maria atmete schwer und lehnte sich erschöpft an die Wand. Die Treppenbeleuchtung erlosch, im Haus klappte eine Tür. Maria fand den Schalter sofort. In dem Haus, in dem sie sich jetzt befand, war sie groß geworden.

Sie hätte sich genau erinnern können, daß hier auf diesem Flur im Jahre 1924 – damals war sie vierzehn Jahre alt und ein Mädchen mit langen schwarzen Zöpfen, als die elektrische Treppenbeleuchtung angelegt wurde –, daß sie an diesen ersten Abenden sich oft heimlich aus der Wohnung schlich und auf den schwarzen Knopf drückte, der die Zauberkraft besaß, das ganze Haus in helles Licht zu tauchen. Sie hatte dann atemlos auf den Augenblick gewartet, da das Licht erlosch. Immer wieder hatte sie das gleiche Erschrecken erlebt und noch im Dunkeln die Augen zugekniffen. Doch jetzt dachte Maria nicht daran.

Sie steckte den Schlüssel vorsichtig ins Schloß und fand keinen Widerstand. Vater ist also nicht zu Hause. Sie schloß auf. Im Flur roch es wie immer nach Gummi und Stauferfett. Oben an der Decke hing das Rennrad ihres Bruders Fritz. Es hing schon lange dort, denn Fritz war im Frühjahr 1938 eingerückt und erst in einem Jahr war die Dienstzeit vorbei. Er diente in Neubrandenburg bei den Panzern, und jedesmal, wenn er auf Urlaub kam, fettete er sein Rennrad neu ein.

Maria ging in die Küche. Auf dem Tisch stand ein Teller mit kalt gewordenen Bratkartoffeln. Die Gabel lag noch auf dem Teller, als wäre jemand mitten beim Essen aufgesprungen und nicht mehr wiedergekommen. Maria preßte die Hand gegen ihr pochendes Herz. Der Vater ist doch nicht so, daß er sich beim Essen stören läßt! Sie raffte sich auf und trat zum Küchenschrank, und dort lag der Zettel. „Bin bei Wilhelm!“ hatte der Vater in seiner steilen Schrift geschrieben. Maria atmete auf; aber sie spürte die quälenden Stiche in der Brust. Ach, das Herz! Es wollte nicht mehr so richtig, es hämmerte und stach, und die Schmerzen zogen bis zum Arm. Das war seit der Geburt des Kindes, des ersten und einzigen. Seitdem stach das Herz, weil dieses Kind gestorben war. Die Nabelschnur hatte es erdrosselt.

Maria setzte sich an den Tisch, an ihren Platz, an dem sie immer gesessen hatte, als Kind und als Mädchen. Sie blickte auf die Uhr mit dem schwingenden Messingpendel, die weiß und verschnörkelt an der Wand hing. Sie fror in der kalten Küche. Wie lange ist Mutter schon tot? Seit über fünf



Jahren leben nun Vater und Fritz allein in der Wohnung. Und jetzt ist Vater ganz allein. Gewiß, Maria kam jede zweite Woche einmal und räumte auf; doch sie blieb einsam und kalt, diese Wohnung. Sie war nicht schlecht, sie hatte große Zimmer. Der Werkzeugmacher Erich Fischer, der Arbeiter mit den goldenen Händen, hatte nie ganz schlecht verdient bei Borsig in Tegel, und Mutter mit ihrem schwachen Herzen brauchte große, weite Räume. Sie glaubte sonst immer zu ersticken, die Mutter. Das schwache Herz, dieses stechende, pochende, das habe ich von ihr, dachte Maria.

Doch diese Wohnung barg schöne und gute Erinnerungen. Arthur hatte hier am Tisch gesessen damals, 29 war es. Er war das erstmal mitgekommen, nachdem sie schon lange miteinander gingen, nach diesem Treffen der sozialistischen Jugend, auf dem sie sich kennengelernt hatten. Maria war von der Kommunistischen Jugend hingeschickt worden, und es war nicht einfach gewesen. Sie trug damals einen Bubikopf, und Arthur sagte später, sie hätte, als sie sprach, so ganz wild und verwegen ausgesehen, daß er nicht mehr wegsehen konnte. Er habe auch nicht gehört, was sie damals redete, er habe immer nur sie gesehen.

Als er das erstmal hier am Tisch bei Fischers saß, war er noch Sozialdemokrat. Ein paar Monate später gehörte er zu ihnen. So einfach war es nicht; Vater Fischer konnte bissig sein, ruhig und bissig zugleich. – Einmal war die grüne Küchenlampe, die man tief nach unten ziehen konnte, in Scherben gegangen. Arthur war so erregt aufgesprungen, daß er mit dem Kopf gegen die Lampe stieß. Es ging um Klassenkampf und die Regierung aus Sozialdemokraten, die nichts anderes als Kapitalistenknechte wären, wie Vater Fischer behauptet hatte. Vater Fischer hatte recht, und da war die Lampe zerschmettert, als Arthur mit dem Kopf gegen sie stieß. Sie, Maria, hatte damals so laut gelacht, daß Arthur zwei Tage nicht mehr zu ihr gekommen war – er hielt es aber nur zwei Tage aus.

Wie viele Jahre sind seitdem vergangen?

Maria spürte die Müdigkeit. – Es ist ein weiter Weg von Neukölln zum Zentralviehhof, und jetzt zur Schönhauser Allee.

Der Tag war schwer, er hatte einmal kommen müssen. Da war also der Mann aufgetaucht, der sagte: „Arthur ist verhaftet!“ Und das Herz wollte aussetzen. Es durfte nicht aussetzen, gerade jetzt nicht. Es mußte schnell gehandelt werden; auch Asche im Ofen durfte nicht zurückbleiben. Das Herz hatte einfach kein Recht, stehenzubleiben.

Maria erhob sich, sie verbrannte den Zettel des Vaters und wußte, daß sie jetzt raustraben mußte nach Rummelsburg zur Laube Wilhelm Jakobs. Die Laube hatte einen festen Keller. Dort würde sie den Vater finden.

Die weiße Küchenuhr zeigte Mitternacht. Maria leerte den Teller mit den kalten Bratkartoffeln im Mülleimer aus. Sie zog die Kapuze über den Kopf.

Die niedrige Gartentür quietschte, als Maria sie nach innen drückte. Der Weg vom Bahnhof Rummelsburg war dunkel gewesen, mit nassen Pfützen und heiserem Hundegekläff. Nur in wenigen Lauben hatte sie Licht bemerkt, sie war auch keinem Menschen begegnet. Als sie jetzt auf die Wohnlaube des alten Jakobs zuging, schaute sie in die Richtung der Innenstadt. Wie eine helle, strahlende Glocke spiegelte sich das Lichtermeer der Reichshauptstadt am Nachthimmel. Über Neukölln, dort wo Arthur jetzt im Zimmer saß und auf sie wartete in der kleinen Ausbauwohnung, glühten rote Punkte. Das waren die Leuchtfeuer vom Tempelhofer Flughafen. Maria blickte auf das Lichterspiel und dachte: Wie seltsam das ist. Hier fühle ich mich jetzt geborgen, hier in der Dunkelheit, auf diesem Laubengrundstück Wilhelms, und das Lichtermeer, das dort funkelt und blitzt, ist weit und fremd. Wie viele Berlin wird es geben? Dort die von starken Scheinwerfern angestrahlte Siegessäule mit den goldenen, gleißenden, unbarmherzigen Göttinnen, und hier die dunklen Lauben, einsam und verschlossen, viele, sehr viele. – Doch es ist die Sehnsucht nach Hellem, Freundlichem, und die Sehnsucht bleibt, dachte Maria. Wann wird es sein, daß wir dort leben können, mit dem Lichterspiel, das nicht mehr fremd und kalt für uns sein wird, für uns, für Vater, Arthur und die vielen Genossen. Diese Gedanken machen traurig.

Die Wohnlaube Wilhelm Jakobs unterschied sich nicht von den vielen anderen, die sich hier in der Kleingartenkolonie „Heimaterde“ zwischen Sträuchern und Obstbäumen versteckten. Doch jetzt waren die Fensterläden dicht geschlossen, und kein Lichtschein verriet, daß hier jemand wohnte. Maria klopfte an die Fensterlade: zweimal kurz, lange Pause, dreimal kurz. Da öffnete sich die Tür, und Maria flüsterte: „Ich bins, Wilhelm – Maria.“

Im winzigen Vorbau stieß sie gegen einen Eimer, der schepperte laut. Die Wärme schlug ihr entgegen. In dem kleinen Raum, den sie so gut kannte, bläkte eine Petroleumlampe und warf bizarre Schatten auf die niedrige Decke. Maria blinzelte und fuhr sich über die Augen. Der alte Wilhelm Jakob, mit dem weißen Haar und dem spärlichen Spitzbart, schaute sie hinter seiner randlosen Brille prüfend an. Wilhelm Jakob hinkte zum kleinen Herd. Er hatte als Muni-Fahrer den letzten Krieg erlebt und war damals schon bald vierzig Jahre alt gewesen, als es ihn an der Somme erwischte. Ein Granatsplitter wanderte noch immer in seinem Oberschenkel umher. „Ein Schluck heißer Tee wird dir gut tun“, murmelte er. Maria sah hinter dem Tisch auf dem grünen Sofa ihren Vater sitzen. Erich Fischer hatte störrisches schwarzes Haar. Das war noch nicht ein bißchen weiß, obwohl er schon weit über fünfzig war. Er sah mit seinem dunklen Gesicht, der Haken-nase und dem festen Kinn so aus, wie man sich gewöhnlich einen Bergbauer aus den Alpen vorstellt. Nur die Stirn war sehr hoch und schön geformt; Maria hatte die Stirn von ihrem Vater.

Auf dem Tisch lagen viele Bogen Papier und ein paar abgegriffene Broschüren. „Mädel, was ist los?“ fragte Fischer. Maria streifte die Kapuze ihres Regenmantels nach hinten und setzte sich. „Arthur haben sie heute im Werk verhaftet und dann wieder freigelassen“, sagte sie. Dann berichtete sie ruhig und sachlich, als erzähle sie die einfachste Geschichte der Welt. denn sie wußte, daß ihr Vater jedes Aufgeregtsein haßte, wenn es um die illegale Arbeit ging. Doch eine Faust preßte ihr das Herz ab.

Fischer schwieg. Es schien, als habe er nicht zugehört, dann nickte er überlegend. „Das kann mit uns was zu tun haben, sicher. Sie wollen Arthur als Lockvogel benutzen. Das ist nicht sehr neu. Aber heute haben sie in vielen Betrieben verhaftet. Sie haben die Hosen voll, Prag und die Tschechoslowakei.“ Er hatte das halblaut gesprochen und wandte sich jetzt erst an Maria. „Hat dich keiner begleitet bis hierher?“ Maria sagte, daß sie alles beachtet hätte. Sie wäre zweimal umgestiegen in der S-Bahn, hätte sogar die Wagen vertauscht. Es könnte ihr keiner gefolgt sein. Fischer nickte, und Maria sah, daß der Vater plötzlich müde Augen hatte. Sie tastete nach seiner Hand.

„Ach, Mädel, du hast ganz blaue Lippen. Du mit deinem Herzen läufst hier die halbe Nacht herum.“

Maria lächelte. „Es ist noch kühl, Vater, das ist es eben.“

Der alte Wilhelm Jakob kam an den Tisch gehumpelt und stellte eine Blechtaße mit dampfendem Tee vor Maria hin. „Ich habe viel Zucker reingetan. Du bist doch so eine Zuckertante, ich weiß es ja.“

Maria schlürfte den Tee. In der kleinen Laube war es still. Nur im Ofen knisterte das Feuer.

„Wir machen hier ein Flugblatt“, sagte Fischer, „hör dir's mal an.“ Fischer nahm einen Bogen Papier und hielt ihn näher an die Lampe heran. Der Bogen zitterte ein wenig.

„Also ganz oben schreiben wir: Tod den Nazis! Und dann: Jetzt sind die Hakenkreuzfahnen in Prag. Wo werden sie morgen sein? Hitler sagt, er will Frieden. Wer glaubt denn daran noch? Nur ganz Blinde können daran glauben. Unser Thälmann hat gesagt: Wer Hitler wählt, wählt den Krieg! Wer zweifelt jetzt noch, daß Thälmann recht hatte? Der Krieg steht vor der Tür. Die Nazis und ihre Kapitalisten sind größenwahnsinnig. Macht Schluß! Werktätige, Arbeiter und Arbeiterinnen, unterstützt den Kampfbund gegen Naziterror! Auf zum letzten Gefecht!“

Fischer ließ das Papierblatt sinken und sah Maria an.

„Das ist gut“, sagte sie zögernd, „aber die Überschrift müßte anders sein. – ‚Die Nazis wollen Krieg!‘ Das ist besser. Tod den Nazis, das ist ein Schlagwort, das schreckt manchen zurück.“

Fischer senkte den Kopf und kaute am Bleistift. Wilhelm meinte: „Da hat sie recht, das Mädel.“

Fischer strich die Überschrift aus. „Sicher, das muß geändert werden!“

Sie schwiegen eine Weile, und Maria spürte wieder die Müdigkeit wie eine warme Welle sich über den ganzen Körper ausbreiten.

„Du legst dich auf das Sofa, Mädel“, sagte Fischer besorgt, „du kannst jetzt nicht mehr in die Stadt rein.“

Maria fragte: „Und ihr?“

„Ach, wir werden ein wenig kurbeln, weißt du. Schöne Zettelchen werden wir machen. Da werden die Bullen morgen ihren Ärger haben, in den Hintern werden sie sich beißen“, sagte Wilhelm augenzwinkernd.

Maria richtete sich auf. Ich will nicht müde sein, nahm sie sich vor. Vater muß morgen wieder nach Tegel zu Borsig, den ganzen Tag steht er an der Werkbank. Ich kann morgen schlafen. Wilhelm kann auch schlafen. „Ich werde kurbeln, Vater“, sagte sie entschlossen, „du wirst dich hinlegen.“ Sie zögerte, spürte, daß der Vater sie ansah, und bemerkte dann, wie seine Augen, die sonst hart und ruhig blicken konnten oder zornig sprühen, jetzt aufleuchteten.

„Du hast recht“, gab er zu.

Maria und der alte Rentner Wilhelm Jakob stiegen in dieser Nacht in den kleinen Kellerraum unter der Laube und drehten abwechselnd die Kurbel des schwarzen Abziehapparates.

Der Stapel der kleinen Handzettel wuchs. Die trübe Petroleumlampe blakte, Maria kämpfte mit der Müdigkeit, doch auf den Flugzetteln sprangen ihr immer wieder die schwarzen, manchmal etwas verwischten Zeilen ins Auge: „Werktätige, Arbeiter und Arbeiterinnen, unterstützt den Kampf-bund gegen Naziterror! Auf zum letzten Gefecht!“ Dann sah sie wieder die gleißende Lichtkette über der Reichshauptstadt und die Siegesgöttin in ihrer kalten, glitzernden Pracht. Sie dachte: Die goldene Siegesgöttin wird verlöschen. Einmal werden unsere Zettel stärker sein, die hier in der Laube in der Dunkelheit entstehen. Wir werden stärker sein.

## Zweites Kapitel

In der langgestreckten Werkhalle dröhnten die Maschinen. Der Einrichter Willi Wegener lehnte an seinem Betonpfeiler, von dem aus er die Automattendrehbänke und die letzten Leute überblicken konnte, für die er verantwortlich war. Er hatte die Hände in die Taschen seines grauen Arbeitskittels geschoben, drückte den Hinterkopf gegen den Pfeiler und spürte den rauhen Beton.

Seine Leute arbeiteten. Er hatte sie gut eingerichtet, die Leute und die Maschinen. Die Leute, das waren der Paul Nedder aus Schlesien, vor ein

paar Jahren noch Stanzer in einer Lederfabrik, dann lange arbeitslos, der Huber-Alois, früher Konditor in München mit feinen, weißen Händen, und die anderen. Jetzt waren sie Automatendreher in dem großen Flugzeugmotorenwerk in der Nähe Berlins, denn man hatte sie dienstverpflichtet, und sie konnten zufrieden sein mit dem Verdienst und mit ihrem Einrichter. Wenn Willi Wegener auch hier am Pfeiler lehnte und scheinbar nichts tat, hörte er doch jeden falschen Ton im Gedröhn seiner zehn Maschinen, sogar jedes unvorschriftsmäßige Kreischen, wenn ein Drehmeißel stumpf wurde. Ja, das hörte er sofort heraus und war auch stolz darauf. Er war ein guter Dreher, auf sein Gehör konnte er sich verlassen. Wie sollte man auch sonst in der Nachtschicht fertig werden, wenn die Lampen gerade so viel Licht gaben, daß man ein paar Meter weit sehen kann? Viele seiner Einrichter-Kollegen beneideten ihn. Wie er das nur mache, so alles zu übersehen? Er pflegte dann lachend zu antworten, und er lachte gern, mit weißen, geraden Zähnen: „Na, hör mal, Mann, ein richtiger Dreher, der muß sogar riechen, wenn die Maschine nicht mehr spurt. Jawohl, riechen muß er das.“ Willi Wegener stand aber nicht nur an seinem Betonpfeiler, weil er von hier aus seine Maschinen und seine Leute gut beobachten konnte. Von seinem Platz blickte er zum schrägen Oberlichtfenster hinaus, und draußen war heute ein ungewöhnlich warmer Frühlingstag, Ende März. Er sah die Wipfel der Kiefern, wie sie sich im leichten Wind wiegten, und zwischen den Wipfeln die blauen Himmelsfetzen mit den weißen, eilig vorbeiwirbelnden Wölkchen. Er bildete sich sogar ein, den harzigen Geruch der Kiefern zu spüren, diesen sommerwarmen Duft. Willi Wegener reckte sich, und wie schon oft seit mehr als zwei Jahren kam ihm der Gedanke, daß es doch eine seltsame Fabrik sei: fast eine Sommerfrische, ein Sanatorium, überall Wald, dichte Schonungen, dazwischen, kaum zu sehen, die stumpfgrauen Betonhallen. Von den Buden, in denen er bis 37 gearbeitet hatte, war wirklich nicht zu behaupten, daß sie Sanatorien ähnlich seien. Dort hielten sich kaum ein paar spärliche Grashalme zwischen den Pflastersteinen im schmutzigen Fabrihof. Aber dieses Werk hier, das hatte man nagelneu und nach „luftstrategischen Gesichtspunkten“ angelegt. Darin bestand das Geheimnis der Sommerfrische. Das Werk sollte einer aus der Luft finden? Grüne Baumwipfel konnte der zählen, nichts als grüne Baumwipfel! Willi Wegener kam eine Melodie in den Sinn: „Man müßte Klavier spielen können, wer Klavier spielt, hat Glück bei den Frauen!“ Diesen Schlager hatte am Tag zuvor der Heesters im Radio gesungen, und Vera war im Zimmer umhergetanzt und hatte geseufzt. Willi hatte laut gelacht. Jetzt lächelte er auch. Glück bei den Frauen, das fehlte bei ihm nie, aber ohne Klavier spielen. Dafür besitze ich eine 500er BMW, und die ist mehr wert! Die Vera, dieses grünäugige Kätzchen, ist der beste Beweis dafür. Wenn der Eisenbahnbeamte Pohl – Reichsbahnsekretär ist er.



das klingt so bedeutend und dahinter steckt nicht viel – mir, dem Dreher Willi Wegener, seine Tochter Vera zur Frau gegeben hat, dann hat die 500er BMW nicht wenig dazu beigetragen. Die Beamten haben so ihren Stolz. Der alte Pohl kann zufrieden sein. Jetzt bin ich Einrichter. Man wird schon weitersehen. Hier ist noch alles drin, Meister vielleicht. Heute ist Sonnabend und am Mittag Arbeitsschluß, da darf man Schlager summen. Am Nachmittag wird die BMW aus dem Schuppen geschoben, und Vera wird sich auf den Sozius schwingen. Sie hebt dabei so schwungvoll den Rock. Das kann sie sehr gut, und ihre Beine sind ziemlich weit nach oben hin zu sehen. Warum soll sie den Rock auch nicht heben? Sie hat Beine, die Vera, lang und doch kräftig. Was sind schon die Filmbeine der Marika Röck dagegen? Ja, und dann wird eine Runde gedreht zum halbfertigen Häuschen am Waldrand. Die Werkswohnung, in der man jetzt wohnt, ist nicht schlecht. Mutter Anna kann sich immer nicht genug freuen, wenn sie zu Besuch kommt. Ein bißchen dünn sind die Wände, und an der Decke zeigen sich schon die ersten Risse. Hat ja auch schnell gehen müssen, die Werksiedlung haben sie einfach aus dem Wald gestampft. Aber ein Häuschen ist eben ein Häuschen. Für sich haust man dort. Ein Garten gehört dazu. Jetzt sind nur Baumstümpfe zu sehen, und man wird rackern müssen. Aber die Kleine, die Monika, wird aufwachsen wie im Paradies. Und eine Garage wird gebaut. Die BMW ist zur Not noch in einem kleinen Schuppen unterzubringen. Aber der Volkswagen, der braucht Platz. Jedenfalls wird am Nachmittag das halbfertige Häuschen besichtigt, und Vera wird zum hundertsten Male im Geist die Möbel aufstellen und zum tausendsten Male sagen, daß noch so viele Möbel fehlen. Das stimmt. Ist aber nicht leicht: Volkswagensparen, Häuschen abzahlen, und dann noch Möbel. Vera ist ein bißchen ungeduldig. Das hat auch seinen Grund. Ihre Schwester, die den Lebensmittelhändler geheiratet hat, die ist daran schuld. Jedesmal, wenn sie zu Besuch kommt, erzählt sie, was sie sich Neues angeschafft haben. Vera wird immer ganz weiß vor Wut. Dabei ist die Schwester nicht gerade zu beneiden mit ihrem Glatzkopf und Säuer von Koofmich. Es ist der pure Neid, weil die Vera keinen Glatzkopf hat. Manchmal verdreht sie die feuchten Augen, die Schwester, möchte einen am liebsten verschlingen. So ist das: „Was dem einen sein' Uhl, ist dem anderen sein' Nachtigall“, das sagt immer der Vater. Er hat überhaupt einen Haufen Sprichwörter auf Lager. Dann wird man also nach der Baubesichtigung gemütlich nach Hause brummen; am Abend wird im „Rössel“ eine Molle getrunken, und vielleicht geht's dann noch ins Kino. Aber das ist zu überlegen. Der Volkswagen will gespart sein und das Häuschen noch dazu.

In diesem Augenblick entdeckte Willi Wegener den Meister Schott. Er nahm die Hände aus den Taschen. Schott kam auf ihn zu, hager, ein wenig

nach vorn gebeugt, als schleiche er ohne Kraft dahin. Schott – Willi Wegener konnte den alten Meister mit seiner niemals laut werdenden Stimme, seinen müden Augen hinter den starken Brillengläsern gut leiden, und es tat ihm leid, wenn den Alten der Husten schüttelte. Schott wird alt, und manchmal glaubt man, daß er die Schwindsucht habe. Wie lange kann er noch Meister sein? Willi Wegener straffte sich. Ein Meistergehalt ist besser als der Lohn eines Einrichters. Schott, der war für diese Zeit zu still und müde. Vielleicht wollte er auch nicht laut sein in dieser Zeit.

Meister Schott stand vor Willi Wegener. „Du sollst zu Weidauer kommen, in einer halben Stunde“, sagte er, hustete wieder und verzog gequält das Gesicht.

„Zu Weidauer?“ fragte Willi Wegener überrascht. „Was will Weidauer von mir?“

Schott zuckte die Schultern. „Er will mit dir sprechen. Du hast bei ihm einen Stein im Brett!“

„Einen Stein im Brett, ich“, murmelte Willi Wegener betroffen.

„Doch, doch“, sagte Schott, dann schlurfte er weiter, hustete und schüttelte den Kopf, als wundere er sich über seine Schwäche. Willi Wegener starrte ihm nach. Mechanisch tastete er nach der Zigarettenschachtel in seiner Tasche, und erst als er sie in der Hand hielt, fiel ihm ein, daß Rauchen in der Halle verboten war.

Was will der Weidauer von mir, der Oberingenieur Weidauer? Und das noch am Sonnabend kurz vor Feierabend. Die Maschinen müssen blitzen, kein Drehspan darf herumliegen, kein vergessener Putzlappen. Gerade Oberingenieur Weidauer ist es, der die Halle am Sonnabend wie ein Feldwebel inspiziert. Er kann fuchsteufelswild werden, wenn er die geringste Unordnung vorfindet. Nicht umsonst gilt seine Halle als die Musterhalle des „nationalsozialistischen Musterbetriebes“.

Er hat befohlen, der Oberingenieur Weidauer, und da ist nichts zu machen. Willi Wegener war beklommen zumute, aber was sollte schon sein? Er stand gut da, an seinen Automaten klappte alles.

Den Oberingenieur Weidauer bewunderte Willi Wegener im stillen, und doch überkam ihn ein Gefühl des Widerwillens, wenn er ihn sah. Weidauer hatte eine Art zu sprechen, bei der es keinen Widerspruch geben konnte. Seine Sätze waren knapp, nüchtern, und sehr kühl war sein Blick, der alles zu durchschauen, der alles zu wissen schien, was in der großen Halle geschah, an den Maschinen, in den Konstruktionsbüros, in der Werkzeugausgabe, im Materiallager. Was er sprach, galt der Halle und der Arbeit, den technischen Vorgängen. Nichts anderes schien es für Weidauer zu geben, auch keine Menschen. Willi Wegener bewunderte Weidauer, weil der von der Arbeit etwas verstand, und vielleicht auch, weil er so kalt und nüchtern sein

konnte. Es schien keinen anderen Weidauer zu geben. Nur nach Arbeits-schluß war ein Zipfelchen eines anderen Weidauer zu erkennen. Das war, wenn er aus dem Werktor ging und in seinen Opel-Kapitän einstieg, allein, ohne Hast, keinen beachtend, um dann in rascher Fahrt in Richtung Berlin davonzufahren. Willi Wegener hatte Weidauer ein paarmal schon dabei beobachtet, er hatte sogar sein Fahrrad angehalten im Gewühl der nach Hause Fahrenden, um Weidauer zu sehen. Der saß dann am Steuer seines Opel-Kapitäns und trug gelbe Lederhandschuhe.

Willi Wegener warf einen Blick auf die Hallenuhr. Er zog sich den Kittel zurecht. An der Stirnwand der Halle, etwas erhöht, klebte der „Glaskasten“, wie das Büro des Oberingenieurs genannt wurde. Von hier aus hatte Weidauer einen guten Überblick über die ganze Halle. Willi Wegener empfand immer wieder ein merkwürdiges Gefühl, wenn er diesen Glaskasten betrat. Das Dröhnen und Kreischen der Halle erstarb schlagartig, und es war still. Niemals konnte sich Willi Wegener verkneifen, noch einen Blick in die Halle zurückzuwerfen: lautlos bewegten sich die Maschinen, die Männer, lautlos schwebten die Kräne, lautlos gespenstisch rollten Elektrokarren durch die schmalen Gänge. Der Glaskasten war nüchtern eingerichtet, Oberingenieur Weidauer saß hinter seinem Schreibtisch, sehr aufrecht, über der hohen, furchigen Stirn lag streng gescheitelt das kurzgeschnittene Haar. Sein Kopf war schmal, die Nase sprang gerade vor, doch der Hals war kräftig und kurz, die Schultern waren breit. Weidauer, wenn er durch die Halle lief, hatte einen beweglichen Gang, der so gar nicht zu seinem kühlen Gesicht paßte. Willi Wegener hob den Arm. „Heil Hitler! Soll mich melden.“ Im Umgang mit Weidauer hatte sich Willi Wegener dessen knappen Tonfall angewöhnt. Weidauer betrachtete ihn prüfend. Er hatte die Fingerspitzen seiner weißen Hände zusammengelegt, sie zeigten genau auf Wegener. Der sah auf die weißen, gepflegten Hände und dachte, daß man sich bei Weidauer sogar an den Händen täuschen konnte. Er hatte diese Hände, diese weißen, weichen, zupacken sehen, als die Arbeit mit dem Bohrwerk nicht klappen wollte. Da hatte Weidauer gearbeitet. Eine Stunde lang hätte man vergessen können, daß der Mann, der mit geschickten, ölverschmierten Händen am Bohrwerk hantierte, der Oberingenieur Weidauer war.

Weidauer wies auf den Stuhl. „Setzen Sie sich.“ Er trennte die Fingerspitzen und lehnte sich zurück. Am blendendweißen Kittel glänzte das goldene Parteiabzeichen, und weil genau über Weidauer das Bild des „Führers“ hing, kam es Willi Wegener einen Augenblick vor, als verschmelze der Mann auf dem Bilde mit dem Mann am Schreibtisch. Willi Wegener hockte auf der Stuhlkante und versuchte in die Augen des Oberingenieurs zu blicken. Doch das gelang ihm nicht, er hielt es nicht aus. Diese Augen waren sehr hell und die Pupillen winzig klein.

„Ich erfuhr, Ihr Bruder arbeitet im Werk“, begann Weidauer zu sprechen. Willi Wegener antwortete überrascht: „Jawohl, Herr Oberingenieur.“

„Er war Kommunist?“ fragte Weidauer, fuhr mit der rechten Hand behutsam über das goldene Parteiabzeichen und kniff die Augen zusammen.

Willi Wegener war es, als sei auf einmal das Dröhnen und Brausen der Werkhalle in den Glaskasten eingebrochen. Er starrte auf das runde Abzeichen am Kittel Weidauers, das ihn wie ein totes Auge ansah. Doch das Dröhnen war nur in seinen Ohren aufgeklungen, und die Stille im Raum war heiß und preßte das Herz ab. Er dachte: Was hat er gefragt? Arthur Kommunist? Er hörte sich antworten, fühlte den Schweiß auf seiner Stirn, und seine Antwort war ein Stammeln, daß er nichts wüßte. Niemals hätte er sich darum gekümmert – vor vielen Jahren, ja, da wäre mal etwas gewesen, doch er, Willi Wegener, hätte sich nicht darum gekümmert, sein Motorrad hätte ihn mehr interessiert, Politik wäre nie seine Sache gewesen. Er suchte in seiner Tasche nach einem Tuch und fand es nicht. Er blickte auf und sah den Oberingenieur Weidauer hinter seinem Schreibtisch stehen, die Schultern waren so breit wie das Hitlerbild hinter ihm. Dann ging der Oberingenieur mit raschen, federnden Schritten zum Fenster des Glaskastens und spähte, die Hände auf den Rücken gelegt, angespannt in seine Halle hinunter. Willi Wegener schaute zum leeren Stuhl hinter dem Schreibtisch, genau auf das glänzende Lederkissen, das ein wenig eingebeult war. Er atmete auf und fuhr sich hastig mit dem Ärmel über die Stirn. Er dachte immer wieder: Er war Kommunist? Hat er gefragt. Er war Kommunist?

Da stand Weidauer wieder hinter dem Tisch, setzte sich geschmeidig und trommelte mit seinen schmalen Fingern auf die Schreibtischplatte. „Ja“, wiederholte er scharf, „er war Kommunist, Ihr Bruder.“ Er hörte auf zu trommeln.

Willi Wegener rührte sich nicht. Er kam sich vor, als säße er vor einem Hypnotiseur. So etwas hatte er in einer Wintergarten-Vorstellung schon einmal gesehen, vor vielen Jahren. Da saß auch einer und starrte, und der andere konnte sich nicht bewegen. „Jawohl, Herr Oberingenieur“, antwortete er, und dann sah er zwischen den schmalen Lippen des Weidauer die Zunge auftauchen, spitz und rosarot, rasch vorzuckend und wieder verschwindend. Er dachte dumpf: Was will er von mir? Hat eine Zunge wie ein Mädchen, das zum erstenmal küßt. Über den Gedanken erschrak er. Weidauer sprach, die Lippen bewegten sich kaum, und die Zungenspitze war nicht mehr zu sehen: In seiner Halle habe Sauberkeit zu herrschen. Solche Schweinereien wie in anderen Hallen werde er nicht dulden. Ja, er sei sehr erstaunt gewesen, den Namen Wegener in der Direktion in unangenehmer Weise genannt zu hören, den Namen Wegener gerade, wo er doch auf ihn, Wegener, so große Stücke halte . . . Willi Wegener preßte die Handflächen fest zusam-

men. Er sah das halbfertige Häuschen, das Volkswagensparbuch und den Meister Schott, der hüstelte und bald abdanken mußte. Und er sah wieder das goldene Abzeichen wie ein Auge, starr und kalt. „So, Wegener“, hörte er Weidauer sagen, „Sie müssen reinen Tisch machen. Ich brauche Leute wie Sie. Nun, Sie wissen Bescheid.“ Willi Wegener erhob sich und sagte: „Ja-wohl, Herr Obergeringenieur.“

Der Schlager summt in seinem Kopf, immer wieder, hartnäckig, als gäbe es nur ihn, diesen dummen Schlager: „Man müßte Klavier spielen können“. Dazwischen wieder Weidauers Stimme: „Nun, Sie wissen Bescheid.“ Willi Wegener schob sein Fahrrad; er hätte schon zu Hause sein können, doch er lief und schob sein Fahrrad. Über den Siedlungshäusern flimmerte die Sonne. Die Kinder ließen die Kreisel über die glatten Betonstraßen springen. Er bemerkte nichts davon. Er war aus dem Glaskasten in die Halle gestolpert, wie benommen zu seiner Automatenreihe gegangen. Paul Nedder hatte ihn forschend angeschaut. „Hat dich der Alte fertiggemacht?“ Willi Wegener hatte abgewinkt, gleichgültig die Automaten kontrolliert und war froh gewesen, als die Sirene heulte. Am Werktor hatte er einen vom Prüfstand abgefangen und nach Arthur gefragt und alles erfahren, im Flüsterton, hastig und mißtrauisch: daß Arthur verhaftet gewesen und wieder freigelassen sei und daß dies eigentlich nichts zu bedeuten brauchte, denn sie hätten viele verhaftet und dann wieder freigelassen. Willi Wegener hatte sich hastig verabschiedet. Wie er nun, sein Fahrrad schiebend, durch die Straßen der Werksiedlung schlich, packte ihn der Zorn auf diesen Weidauer mit dem kalten Gesicht und auf dieses Werk, das wie ein Sanatorium aussah. Doch je länger er lief und nachdachte, desto mehr verwandelte sich sein Zorn und richtete sich nun gegen einen, der Arthur hieß und sein Bruder war.

Es muß was gewesen sein. Wer weiß, was Arthur gesagt hat! Er hat doch nie den Mund halten können. Überall muß er nörgeln, vollkommen verseucht ist er und verdreht. Was habe ich aber damit zu tun? Mich sollen sie aus dem Spiel lassen. Ich bin nicht der Arthur Wegener, der die Maria geheiratet hat und den alten Fischer zum Schwiegervater genommen – der bin ich nicht. Weidauer meint es gut mit mir – er muß sich sichern, natürlich muß er das. Der alte Schott schleicht nur noch umher, und ich will Meister werden. Ja, ich will Meister werden. – Er schwang sich auf sein Rad, ein Tourenrad der Marke „Brennabor“, und trat wütend in die Pedalen.

Das Haus, in dem er wohnte, mit seiner Frau und dem Kind, kam näher. Am Fenster erblickte er Vera. Sie beugte sich weit hinaus. Sie hatte das grüne Kleid an mit dem weiten Ausschnitt, ihr weißer Hals und das blasse Gesicht leuchteten, und die langen rotbraunen Haare waren wie Flammen. Sie nickte, als sie ihn sah, und das Fenster wurde leer.



Jetzt wird sie flink den Teller auffüllen und ein Liedchen trällern, vielleicht „Rosemarie, Rosemarie“. Das „i“ wird sie ganz lang ziehen, furchtbar lang. – Als Willi Wegener sein Rad an die Hauswand lehnte, hatte er sich entschlossen, nichts der Vera zu sagen, nichts von Weidauer und nichts über die Sache mit Arthur. Er, Willi Wegener, wollten einen schönen Sonntag haben, einen ruhigen und friedlichen. Oder hatte man sich diesen Sonntag nicht verdient?

Hermann Wegener lag an diesem Morgen reglos in seinem Bett. Er schaute zur Wand hinüber auf das Bild mit dem dicken Rahmen, dieses Stillleben, das Anna in die Ehe mitgebracht hatte, damals vor fünfunddreißig Jahren. Es glänzte in allen Farben, weil die Sonne darauf fiel. Der riesige Schinken leuchtete glutrot, er lag in einer Schüssel aus Silber. Die aufgeschnittenen Früchte schimmerten gelb und saftig, es waren Früchte, die Hermann Wegener gar nicht kannte. Vielleicht waren sie auch nur in der Phantasie des Malers vorhanden. Hermann Wegener dachte: Warum hängt man sich eigentlich so ein Bild in die Schlafkammer? Ist das die Sehnsucht nach reichlichem Essen, nach Tischen, die beladen sind mit seltenen Speisen und Früchten? Ja, das muß so sein. In den vielen Jahren, in denen dieses Bild schon an der Wand hängt, hat man eigentlich immer zu essen gehabt, es ist immer etwas aufzutreiben gewesen, auch in den schlechtesten Zeiten. Und jetzt? Nun, Essen ist da. Aber wie viele Jahre hat es gegeben, in denen einem das Wasser im Mund zusammenlief, wenn man auf das Bild mit dem Rollschinken blickte? Nicht wenige Jahre sind das gewesen. Hermann Wegener versuchte zu lächeln. Was für komische Gedanken mir zufliegen, gerade heute? Denn es war ein Maisonntag, und Hermann Wegener hatte seinen sechzigsten Geburtstag. Er lag schon lange wach, seit die matte Helligkeit vor dem Fenster stand, und als Anna sich zu ihm drehte, schloß er schnell die Augen. Anna stand leise auf und ging aus dem Zimmer. In der Tür tauchte der strubbelige Kopf Martins auf, und durch die halbgeschlossenen Augen sah Wegener, wie Anna den Martin nach draußen drängte. Der Martin wäre reingekommen. In Annas Bett will er sich legen, und dann will er Fragen stellen, viele Fragen: Großvater? Wie sieht der Sonderzug für den König von Rumänien aus? Sind die Türklinken richtiges Silber? Ihr baut doch den Zug, Großvater? – Großvater? Hat's sehr weh getan, als die Franzosenkugel deine Schulter traf? Und immer, wenn Martin so fragt,nehm ich die Uhrkette vom Nachttischchen. Daran ist die seltsam verzogene Kugel befestigt, die damals, in den ersten Augusttagen 1914, in einem Ardennendorf meine Schulter durchschlug. Und ich muß erzählen, wie der Schmerz heiß durch die Schulter riß und wie die Kugel in der Seitentasche des dicken, feldgrauen Waffenrocks hängenblieb, und muß erzählen, wie ich schrie und

alles vergaß, und wie das rote Blut floß. Großvater, die Franzosen sind gerannt, ja? wird Martin mit großen Augen fragen. – Ja, sie sind gerannt. Aber geschossen haben sie auch, die Franzosen.

Doch heute hielt Hermann Wegener die Augen geschlossen, und Anna ließ den Jungen nicht in die Kammer.

Sechzig Jahre alt! Wo ist die Zeit geblieben? Hermann Wegener strich mit der Hand glättend über das dicke Federbett. Staubkringel stiegen in die Sonnenbahn, sie schwebten und wirbelten, um dann wieder nach unten zu sinken. Sechzig Jahre – fern ist die Kindheit in dem einsamen Dorf in Schlesien. Der Vater war Gutsmaschinist und zeugte zehn Kinder. Der Vater hatte einen dunklen Schnauzbart und, wenn er nicht betrunken war, hilflose, traurige Augen. Doch meistens war er betrunken. So war auch sein Ende. Sein Arm wurde von dem Treibriemen der Dreschmaschine erfaßt, die er selbst in Gang gebracht hatte. So starb der Vater. Er soll gräßlich geschrien haben. Der Gutsherr zürnte und warf die Familie aus der Kate, denn Landarbeiter gab es genug, aber keine billigen Maschinisten. Es waren bittere Jahre.

Hermann Wegener setzte sich im Bett auf. Er zerzte am Kragen seines Hemdes, als schnüre ihm das den Hals zu. Was ist mit mir los, haderte er, bin ich denn ganz und gar verdreht? Da öffnete sich die Tür, Martin kam auf das Bett zu und lächelte verlegen. Mit spitzen Fingern hielt er ein kleines Päckchen. „Ich wünsch dir alles Gute zum Geburtstag, Großvater“, sagte er mit kratziger Stimme und legte das kleine Päckchen behutsam auf die Bettdecke.

„Danke, Martin, danke“, brummte Hermann Wegener. In dem kleinen Päckchen lagen drei schwarze Zigarren.

„Die haben Bauchbinden, das sind ganz gute“, sagte Martin eifrig.

Und dann kam Anna. Sie hatte eine weiße Schürze umgebunden und roch nach Kaffee und frischem Kuchen. Sie sagte nichts, sie drückte ihn und weinte ein wenig. „Der Kaffee wird kalt, der schöne Kaffee“, meinte sie dann.

Hermann Wegener fühlte sich auf einmal unbehaglich. Er winkte ab. „Nu, nu, überfallt mich hier im Bett. Ich bin doch nicht krank, ihr bringt ja einen reinen um.“ Er schob seine Beine aus dem Bett und stand auf dem Läufer, den Anna aus alten Strümpfen gestrickt hatte. Er dehnte seine Brust. Anna lächelte verstohlen, und das Lächeln zauberte Grübchen auf ihre Wangen, so wie früher. Er wollte seine düsteren Gedanken verscheuchen. Was sind denn sechzig Jahre? Ich bin noch kein altes Eisen, nein, noch lange nicht. Er tappte auf bloßen Füßen zum Fenster und spürte, wie seine Beine zitterten. Über den Rücken kroch ein Frösteln. Der Luxuszug des rumänischen Königs kostet Millionen, viele Millionen. Hermann Wegener hat von der Firma Lemke & Homann zum sechzigsten Geburtstag ein Schreiben bekom-

men und eine versilberte Uhr. Die kostet zwanzig Reichsmark. Hermann Wegener schaute zum Fenster hinaus. Am blauen Maihimmel über den Dächern glänzte die Sonne. Eine einzelne schwarze Wolke kam auf die Sonne zu. Es wird gleich dunkler werden, dachte Hermann Wegener. Und ihn fror stärker.

Die ersten Gäste kamen am Vormittag: Willi, Vera und die kleine Monika. Sie waren ganz auf neu hergerichtet. Willi trug einen flotten, neuen Einreihler, nur die Ärmel waren ein bißchen zu lang. Aber Vera hatte gemeint, Mutter könnte sicher mit ein paar Stichen Abhilfe schaffen. Der blonde Willi war eine stattliche Erscheinung, fröhlich, gesund und zufrieden.

Seine grünäugige Vera trippelte auf ihren hohen Absätzen im Zimmer umher und wiegte sich in den Hüften. Ihr grünes Kleid war in der Taille gerafft, und einen Hut trug sie auf dem Kopf, der war der letzte Schrei, so ein Ding mit weitgeschwungener Krempe. Sie habe ihn im Kaufhaus des Westens im Winterschlußverkauf für billiges Geld erworben, hatte sie ihrem Willi erzählt. Dabei hatte sie sich den Hut bei ihrer Putzmacherin anfertigen lassen, nach eigenem Entwurf sogar. Sie sah gut aus, die Vera, und sie wußte das auch.

Wer die beiden sah, den Willi und seine Vera, und das Püppchen Monika dazu, der mußte anerkennend schmunzeln. Das tat auch der alte Hermann Wegener.

Willi überreichte seinem Vater ein säuberlich mit Silberschnüren gebundenes Päckchen, auf dem eine Karte lag, die im Golddruck glänzte. „Unserem hochverehrten, lieben Vater“, stand darauf geschrieben. Hermann Wegener lächelte und nahm die Kleine auf den Schoß.

Dies geschah alles in der Wohnstube, die nur zu hohen Festtagen benutzt wurde, auf einem Sofa, das mit blauem Samt überzogen war. Über dem Sofa hing ein Bild, das ein Segelschiff auf hoher See zeigte. Anna hatte es auf einer Versteigerung im Fundbüro erstanden und eigentlich in die Laube hängen wollen. Hermann Wegener hatte dieses Bild lange betrachtet, hatte das Engelbild schweigend von der Wand genommen und das Segelschiffgemälde an dessen Stelle gehängt. So hing das Segelschiff auf hoher See schon lange über dem Sofa. Nun saß Hermann Wegener darunter und ließ seine Enkelin Monika auf dem Schoß reiten. Die fuhr ihm mit ihrem Patschhändchen unter das Kinn. Ein gutes Lächeln kam in das strenge Gesicht des alten Hermann Wegener. Er fühlte die warmen Händchen der kleinen Monika, da saßen der Willi und sein redefreudiges, hübsches Weibchen, und auf der Kommode lag, auf Seidenpapier ausgebreitet, ein schönes, weißes Oberhemd, das sie ihm geschenkt hatten. Er ist ein tüchtiger Bursche, sein Willi.

Etwas später kam auch Lene Diedrichkeit mit ihren Kindern, Martins Mutter. Sah man Lene, so sah man den alten Hermann Wegener und auch Martin. Sie waren unverkennbare Wegeners. Lenes Kinder glänzten wie aus dem Ei gepellt, und ehe sie zum Großvater hinein durften, zupfte und zerrte Lene noch an ihnen herum. Der Älteste, der blonde Peter – er war zehn Jahre alt –, verzog unwillig das Gesicht. „Ist ja gut, Mutti, bin ja sauber.“ Der sechsjährige Adolf, diesen Namen hatte ihm sein Vater gegeben, weil er im Jahr der „großen nationalen Erhebung“ geboren war, schnupperte neugierig in Richtung der Küche. „Oma, gibt’s Streuselkuchen?“ fragte er. Die dreijährige Ute lächelte freundlich und zerrte an ihrer großen Schleife im Haar. So marschierten sie ins Zimmer, die Kinder, die Lene, noch immer hübsch, doch ein bißchen füllig in den Hüften geworden. Nur um die Mundwinkel hatten sich scharfe Falten eingegraben.

Hermann Wegener freute sich, auch wenn er sich kurz an den Diedrichkeit erinnerte, diesen Beamten, der seinen Jungen Adolf genannt hatte und nicht zum Geburtstag kommen konnte, weil er etwas „Wichtiges“ vorhätte. Na, der wußte eben schon, daß er nicht gern gesehen war, der Diedrichkeit. Aber die Kinder, ja, die Kinder, was konnten die dafür. Die waren pausbackig und blitzsauber, und Wegenerschen Einschlag hatten sie alle, bis auf die kleine Ute. Bei der konnte es aber noch werden.

Lene brachte einen schönen Blumenstrauß und packte noch ein riesiges Etwas aus, das sich als Schreibtischgarnitur entpuppte mit einem marmornen Tintenlöscher, auf dem ein großer Adler hockte. Das war von Diedrichkeit selbst. Er schicke es Vater als bleibendes Andenken, sagte Lene unsicher. Willi lachte. „Vater, jetzt hast du ein Schreibzeug wie der Generaldirektor persönlich.“ Wegener verzog keine Miene, stellte das Geschenk vorsichtig auf die Kommode. Diedrichkeit ist immer fürs Imposante. Dabei ist er genau das Gegenteil davon, so ein blasses Handtuch. Na ja, der Diedrichkeit.

Martin betrachtete immer voller Neugier seine Halbgeschwister, hörte ihr Geplauder und Lachen, und manchmal fühlte er sich sehr einsam, hätte gern teilgehabt an ihrem Spiel und auch an ihrem Zank. Doch dann war ihm das wieder zu kindlich, und er dachte, daß er zu solchen Dingen nichts taue, es würde ihm doch bald zuviel werden. Seiner Mutter gegenüber wußte er nie recht, wie er sich verhalten sollte. Zuerst war sie seine Tante gewesen. Doch auch seit der Zeit, als der Großvater ihm die Geschichte seines Lebens erzählt hatte, war sie noch „die Tante“ geblieben. Manchmal, er sah sie ja sehr selten, beobachtete er sie heimlich und glaubte, daß er sie liebhaben könnte, diese Frau mit den guten und warmen Augen. Aber dann war sie wieder die andere, scheltend und sich ärgernd mit den drei anderen, die ihre Kinder waren. War sie weg, war sie auch verschwunden aus seinen Gedanken. Es blieben nur Großmutter und Tante Maria.

Großmutter Anna jagte die Kinder in das kleine Zimmer. Dort tauschten Peter und Martin einen verrosteten Platzpatronenrevolver gegen einen Karl-May-Band, dem 230 Seiten fehlten. Die Hauptsache sei aber noch drin, versicherte Martin. Hinter ihnen im Zimmer kabbelten sich Ute und Monika um eine Stoffpuppe, die nur noch einen Arm und ein Bein hatte. Es war ein lustiges Treiben in der engen, stillen Wohnung der Wegeners.

Kurz vor dem Mittagessen kamen Arthur und Maria. Großmutter und Lene trugen schon die guten Teller mit dem Goldrand auf, und Hermann Wegener zog den schweren Tisch aus – das konnte nur er, denn er hatte ihn selbst getischlert. Das lebhaftes Gespräch im Zimmer verstummte. Willi erhob sich und trat einen Schritt vor, als wollte er hinausgehen. Vera ordnete hastig ihr Haar, lächelte, und das Lächeln blieb wie eingefroren. Sie blickte nur Maria an. Die war schön. Arthur drückte seinem Vater kräftig die Hand. „Vater, zum Sechzigsten! Wird noch mal so alt.“ Dabei räusperte er sich und gab seinem Vater eine Zigarrenkiste mit der Aufschrift „Echte Brasil“, außerdem ein Buch, in Leder gebunden: „Jenny Treibel“ von Fontane.

So stand nun der alte Wegener neben dem Tisch, in der einen Hand die Zigarrenkiste, in der anderen das Buch, und blickte seinen Sohn Arthur an. Dieser Blick war Nachdenken und Abwehr. Es lagen darin die Angst der letzten Wochen, vergrübelte Nachtstunden, verbissenes Schweigen, Aufbegehren und Zorn. Seit diesem 15. März, seit diesem Tag, an dem er durch die Straßen geirrt war, sah er Arthur das erstemal.

In diesem Schweigen erstarrten alle. Nur die Augen lebten, und als Hermann Wegener den ruhigen Blick Marias sah, der ohne Scheu prüfend auf ihn gerichtet war, legte er die Geschenke behutsam auf die Kommode und brummte: „Na, soviel Umstände, ist denn das nötig?“

Maria sagte lächelnd: „Vater, du bist doch heut sechzig.“

Aber die Begrüßung verlief gedämpft. Eine seltsame Spannung blieb.

Nach dem Mittagessen schleppten Martin und Peter einen Kasten Bier aus der Küche herein. Hermann Wegener knöpfte die Weste auf und lehnte sich auf dem Sofa zurück. Er zog eine Flasche „Berliner Kindl“ aus dem Kasten und umfaßte sie prüfend mit beiden Händen. „Kalt ist sie. Na, dann wollen wir mal.“

Die Verschlüsse sprangen mit trockenem Knall auf. Die Männer setzten die Flaschen an den Mund, und auch die Frauen, bis auf Anna, die schon wieder in der Küche war, tranken das kühle Bier.

So saßen sie, und das Gespräch kroch schleppend dahin. Sie sahen aneinander vorbei. Manchmal wurde es so still, daß jeder Schlag der Pendeluhr in ihrem braunen, verschnörkelten Gehäuse an der Wand zu hören war. Und dann kam der Funke.



Vera sagte, als die kleine Monika ins Zimmer kam und sich an sie schmiegte: „Wie schön es heute die Kinder haben. Vater, wenn du an deine Kinderzeit zurückdenkst, nicht? Ach, wie schön es unsere haben.“

Alle sahen auf Monika, auf ihr Stupsnäschen, und nickten. Doch Arthur sprach in das Schweigen hinein: „Hoffentlich haben es die Kinder noch lange so – hoffentlich.“

Eigentlich war das keine besonders überlegte Bemerkung. Es waren nur seine Gedanken, die er aussprach, weil er manches wußte und ahnte. Er wollte auch keinen damit treffen. Aber es war der Funke.

Willi warf den Kopf hoch und krallte die Finger in seine Oberschenkel. „Was meinst du wieder damit?“ stieß er erregt hervor. Die Frage ließ alle aufhorchen. Arthur hätte jetzt sagen können, daß er das ganz allgemein gemeint hätte, wie man es eben so sagt. Aber als er aufblickte, die Wut in Willis Blick bemerkte, den vor Spannung halboffenen Mund der Vera sah, die noch immer ihre Hand auf dem Wuschelkopf der Monika liegen hatte, diese deutsche Familie, sauber und gesund, da sagte er: „Ich meine, man jagt uns dem Krieg entgegen.“

In alle kam Bewegung. Vera drückte die Kleine an sich. Hermann Wegener stieß seinen kahlen, narbigen Kopf vor, und Lene zerknüllte erschrocken ihr Taschentuch. Willi sprang auf. In seinem Gesicht spiegelten sich der Haß und die Furcht der letzten Wochen, die Angst um das Häuschen und den Volkswagen. Er fuchtelte mit seinen Händen in der Luft umher und schrie: „Du bist immer der gleiche, du bist so ein Hetzer!“ Es brach aus ihm heraus wie eine Sturzwelle. Schon immer hätte er schweigen müssen, weil der Herr Bruder die Weisheit mit Löffeln gefressen hätte. Im Werk müsse er Angst haben, schief angeguckt zu werden, sich mit seinen Vorgesetzten verfeinden, wegen ihm. Alles setze er, der fanatische Kommunist, aufs Spiel, die ganze Familie bedrohe er. Er hätte keine Kinder, würde wohl nie welche haben, deshalb könnten er und seine Maria so sein. Aber sie, die anderen, die wollten leben, gut leben.

Als er erschöpft schwieg, die Haare hingen ihm wirr in die Stirn, wurde es so still im Zimmer, daß ganz deutlich das Brummen eines Flugzeuges zu hören war.

Arthur erhob sich, war sehr blaß und hielt die Hände auf dem Rücken verkrampft. So standen sie sich gegenüber, die beiden Brüder. Arthur sagte langsam, doch seine Stimme zitterte: „So kenne ich dich noch nicht. Du bist ja schon ein halber Nazi. Ihr seid blind, einfach blind.“

Willi zuckte zusammen und trat einen Schritt vor. Er schwankte, als sei er betrunken. Vera stieß einen spitzen Schrei aus. In der Tür preßte sich Martin an den Türrahmen, sah mit weit aufgerissenen Augen auf die Onkel.

Da stand auch Hermann Wegener auf. Er stieß dabei gegen den Tisch,

eine Bierflasche fiel um und polterte zu Boden. Er stellte sich zwischen seine Söhne. „Schluß jetzt, Schluß jetzt“, murmelte er dumpf. Dann wandte er sich mit einem heftigen Ruck Arthur zu. „Warum mußt du auch Politik machen, warum? Du willst mit dem Kopf durch die Wand, du und ein paar Wahnsinnige. Siehst du denn nicht, was vorgeht? Du willst wohl nicht sehen. Was habt ihr denn gebracht, ihr Kommunisten? Unfrieden habt ihr gebracht, Haß und Gift und Galle. Ja, Haß und Haß.“ Hermann Wegener starrte Arthur an, seine Backenknochen mahlten, seine Fäuste öffneten und schlossen sich krampfhaft.

Arthur zog die Augenbrauen schmerzhaft zusammen. „Vater, du redest auch so?“

Der Alte stampfte mit dem Fuß auf. „Ja, zum Teufel, ich red so. Ich hab genug.“

Willi schrie: „Einsperren müßte man dich, einsperren!“

Arthur hob die Hände bis zur Brust. Er sah Willis haßdunkle Augen und das steinerne Gesicht des Vaters, und er sah die Betonzelle und die trübe Lampe, er hörte auch Schreie, durchdringende Schreie.

Da war Maria neben ihm. „Wir werden gehen, es ist besser“, sagte sie, berührte dabei behutsam seinen Arm.

Und sie gingen.

Die Bierflaschen blieben stehen an diesem sechzigsten Geburtstag Hermann Wegeners, und auch den liebevoll zubereiteten Kartoffelsalat rührte keiner an. Lene und die Kinder fuhren zeitig nach Hause, bald darauf auch Willi mit seiner Familie.

Am Abend blätterte Großvater in „Jenny Treibel“ und legte dann das Buch heftig weg. Zu Martin sagte er: „Du wirst ab morgen wieder bei uns wohnen, für immer.“

„Warum, Großvater?“

Der Alte gab keine Antwort. Er legte sich zeitig ins Bett. Er fühlte einen dumpfen Druck in den Schläfen, und wenn er nach oben blickte, begann alles um ihn zu kreisen. Er erschrak, aber er sagte Anna nichts davon. Anna hatte rotgeweinte Augen.

Arthur verlor an diesem Tage nicht mehr sein ungläubiges, bitteres Lächeln. „Sie sind blind, so blind. Soweit hat sie der Hitler schon gebracht, auch den Vater schon“, sagte er am Abend zu Maria.

Maria strich ihm über das Haar. „Lieber, vergiß das alles. Sie werden wieder vernünftig, natürlich.“

Doch dann weinte auch Maria.

VON LEUTEN  
DIE ES ÜBERALL GIBT

*Bei einem Waldbrand  
Faseln sie von der Schönheit des Laubes,  
Und der fernen Länder rauchende Vulkane,  
Denen Tod und Verderben entquillt, finden sie  
Malerisch.*

*Am Panzerwagen  
Prüfen sie mit dem Nagel den grünen Lack,  
Ob er haltbar ist und dem ihres eigenen Autos  
Gleicht.*

*Im letzten Krieg  
Zerstörten sie das halbe Europa  
Bis auf die Fundamente, doch  
Erinnern sich nur noch  
Des Kognaks in Saint Nazaire und der  
Süßen Himbeeren am Wolgaufer.*

*Jedes System kennt sie: Die Leute, die  
Nichts sind als das. Dienstbar  
Jedem und jeglichem. Einmal mehr murrend und  
Einmal weniger.*

*Der Sozialismus, in dem sie leben, ist ihnen  
Geläufig  
Von den Inschriften an den Fabriken, von der  
Grußformel  
Unter den Briefen,  
Welche sie unterzeichnen.*

*Auch die schönen Künste  
Wissen von ihrem Wirken: Der  
Elend unter dem Knüppel der Schergen  
Gefallne Genosse scheint gestorben, damit  
Sie  
Ein flottes Bild davon fertigen: Markig und  
Musklig.*

*Denn  
Von allen Dingen entdecken sie einzig:  
Die Schale.  
Und begehren allein diese  
Und dringen bis zum Kern  
Nie.*

*Sie  
Haben nur einen Feind, der sie quält und  
Peinigt, sie belauert und angreift, und  
Dessen Hauptquartier  
Sie vergeblich suchen, weil es getarnt liegt  
Und einbetoniert und fast unangreifbar  
Im eigenen Kopf.*

## ES ZOGEN DIE JÄGER

*In die Sümpfe und Urwälder des Landes  
Brasilien,  
Den Reiher zu jagen und zu erlegen, doch  
Nicht um seines Fleisches willen: Nur  
Der Federn wegen.  
Damals diese auf erstaunlichen Hüten zu tragen  
War erstaunliche Mode.*

*Nach einem Jahr ungefähr, sagt  
Der Chronist, kehrten zurück die Kühnen,  
Von Mühsal gezeichnet und  
Vom Fieber, aber beladen mit Reierbälgen  
Zuhauß.*

*Aber  
In keiner Stadt, weder  
In Rio noch den kleineren Nestern, wollte  
Man sie oder zahlte ein Milreis ihnen für  
Ihre Beute.*

*Abgelöst nämlich war schon die Mode von  
Einer anderen, welche befahl,  
Auf die erstaunlichen Hüte nunmehr zu tun  
Straußenfeder.*

*Gleiches Schicksal, heißt es, erleiden ständig  
Mit ihren Werken, auf der Jagd  
Nach Aktualität,  
Manche Dichter.*

*Heinz Czechowski*

#### VERS OHNE LÖSUNG

*Es sitzt mein Freund am Rande eines kleinen Weibers,  
betrachtet still die Wolke, die darinnen schwimmt,  
die Möglichkeit erwägend eines kleinen Verses,  
der überein mit dieser Wolke, diesem Weiber  
und mit dem großen Aufbruch vieler Völker stimmt . . .*



## FABEL UND MENSCHENGESTALTUNG

Schaffensprobleme eines Dramatikers

Fred Reichwald, der im vergangenen Jahr mit dem Nationalpreis, außerdem beim Literaturwettbewerb des Ministeriums für Kultur mit einem ersten Preis ausgezeichnet wurde, hat bisher vier Werke vorgelegt: das Schauspiel „Das Haberfeldtreiben“ (1956) sowie die Fernsehspiele „Das Wagnis der Maria Diehl“ (1957), „Der Hektarjäger“ (1958) und „Erzieher im Examen“ (1959). Von jedem der Fernsehspiele entstand auch eine Bühnenumfassung (F. Reichwald, „Der Hektarjäger“, „Das Wagnis der Maria Diehl“, Aufbau-Verlag, Berlin 1959; „Erzieher im Examen“, Junge Kunst, Nr. 12/1959).

Die schriftstellerische Entwicklung Fred Reichwalds vollzog sich in den letzten zehn Jahren, sie ist also eng verbunden mit dem Aufbau unserer Republik; der Autor gehört zu jenen Menschen, deren Talent durch die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse geweckt wurde. Sein Weg zur Literatur ist in mehrfacher Hinsicht aufschlußreich: Sein Verhältnis zur Wirklichkeit, zu den Problemen unserer Gegenwart erklärt sich daraus, auch die Wahl seiner Stoffe und seine künstlerische Schaffensweise. Reichwald ist von Beruf landwirtschaftlicher Arbeiter und war dann mehrere Jahre lang Kulturfunktionär auf dem Lande, vor allem in der VdgB. Was ihn etwa ab 1952 zum Schreiben trieb, war nicht so sehr das Verlangen, einem großen Dichtervorbild nachzueifern, sondern es drängte ihn, die Gedanken und Fragen, mit denen er sich in seiner täglichen Praxis beschäftigte, auch auf einer anderen Ebene zu beantworten. Er brauchte sich nicht erst auf die Suche nach interessanten Stoffen zu begeben. Vielleicht war es gerade die glückliche Verbindung seiner literarischen Begabung mit der jahrelangen kulturpolitischen Tätigkeit, die Reichwald in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Schriftsteller reifen ließ.

Nun hört man heute des öfteren, die literarischen Stoffe lägen sozusagen auf der Straße, der Schriftsteller brauche sich nur danach zu bücken. In dieser Behauptung liegt aber nur ein geringer Teil Wahrheit, im Grunde ist sie irreführend. Es hieße die Dinge allzu sehr vereinfachen, wollte man annehmen, Reichwald habe dank seiner politischen Arbeit auf dem Lande seine Stoffe in der Wirklichkeit fertig vorgefunden. Der Autor selbst be-

richtet hierzu, ein Schauspieler habe ihn bei der Generalprobe seines Fernsehspiels „Das Wagnis der Maria Diehl“ gefragt: „Haben Sie das wirklich erlebt?“

„Ich antwortete: ‚Ja.‘ Darauf er: ‚Dachte ich mir, denn so etwas kann man sich nicht ausdenken.‘ – ‚Doch‘, erwiderte ich, ‚die ganze Geschichte ist erfunden, von Anfang bis Ende.‘ Er schüttelte den Kopf. ‚Was ist nun wahr, Ihre erste oder Ihre zweite Antwort?‘ – ‚Beide‘, sagte ich.“

Diese Episode sagt das Wesentliche über den Entstehungsprozeß von Fred Reichwalds Stücken. Der Autor begegnete bei seiner Arbeit den verschiedensten Menschen, er erfuhr ihre Lebensgeschichten, er bekam Einblick in komplizierte Verhältnisse und Probleme. Bald begann er sich darüber Aufzeichnungen zu machen. Bestimmte Menschen und Begegnungen blieben ihm im Gedächtnis haften und verdichteten sich zu Geschichten. Seine Phantasie schmolz die tatsächlichen Begebenheiten um, führte einzelne Ereignisse weiter, dachte Konflikte bis in ihre letzten Konsequenzen zu Ende. Manche ursprüngliche dichterische Formung wandelte und veränderte sich in der täglichen Auseinandersetzung mit neuen Situationen, vor die er als politischer Funktionär gestellt wurde. Abstrakte Gedanken und Vorstellungen schliffen sich ab; sie wurden durch seine praktische Tätigkeit korrigiert. So formte sich der Stoff zur dramatischen Fabel, und so konnte der Autor mit Recht sagen, daß sein Stück von ihm zugleich erlebt und frei erfunden sei.

Überschaut man heute die Stücke Fred Reichwalds, so findet man, daß sie, bei aller Unterschiedlichkeit im Grad der literarischen Reife, eines gemeinsam haben: die spannende, aus genauer Kenntnis der Wirklichkeit sich speisende Fabel. Das war bereits im „Haberfeldtreiben“, seinem Erstlingswerk, der Fall. Das Stück zeigt die Geschichte eines parteilosen Neubauern, der sich verpflichtete, durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden die Milchleistung seiner Kuh auf 8000 Liter im Jahr zu steigern. Dieser Bauer führt einen wahrhaft dramatischen Kampf gegen Spott, versteckte Feindseligkeit und offene Drohungen. Doch die gnadenlose Treibjagd der anderen macht ihn selbst skrupellos und verbittert. Erst als einige Bauern die Hetze nicht mehr mitmachen und ihm gemeinsame Bodenbewirtschaftung vorschlagen, erkennt er, daß sein Ziel nur auf diese Weise zu erreichen ist. Es ist eine Geschichte aus den Anfängen der sozialistischen Genossenschaftsbewegung. Heute trägt das Stück schon historischen Charakter. Seinerzeit hat es nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die es verdiente. Die Theaterleute hatten nicht sehr viel Vertrauen zu dem „Stück mit der Kuh“. Ein kleines Theater nahm sich des Werkes zwar an, aber es wurde nicht nachgespielt, es wurde auch nicht gedruckt.

Was Reichwald erst wirklich bekannt machte, war das Fernsehspiel „Das Wagnis der Maria Diehl“. Die Geschichte dieser Maria Diehl beschäftigte

ihn bereits im Jahre 1954. Er arbeitete an der Fabel, überprüfte sie immer wieder an der Wirklichkeit. Das Stück „schmorste“ jedoch, wie der Autor berichtet, mehrere Jahre lang. Reichwald kam mit der Arbeit nicht recht vorwärts, bis endlich im Jahre 1957 die künstlerische Idee so weit ausgereift war, daß er in wenigen Wochen das Werk niederschreiben konnte.

Die Handlung spielt in einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Die großen Veränderungen, die auf dem Lande vor sich gegangen sind, werden am Bewußtsein und Verhalten der Bauern deutlich. Das Stück zeigt Menschen, die bereits einige Schritte mit der neuen sozialistischen Gesellschaft gegangen sind, die aber noch nicht in allem bereits bewußt mit der alten bürgerlichen Welt gebrochen haben. Reichwald stellt sich die Frage, was diese Menschen tun, wie sie handeln würden, stünden sie plötzlich vor einer außergewöhnlichen Situation, die von ihnen eine politische Entscheidung fordert. Er berichtet darüber:

„Oft, nach einem Gespräch mit einem Bauern, mit einer Bäuerin oder Traktoristin oder mit einem Lehrer, versuchte ich mir vorzustellen, wie dieser Mensch sich wohl verhalten würde, stünde er plötzlich einem Faschisten gegenüber. Würde er kämpfen? Mich beschäftigte diese Frage, sie verfolgte und quälte mich.“

Aus dieser Fragestellung entwickelte er die Fabel. Es ist eine Frage, die ähnlich auch in Hedda Zinner's später geschriebenem Stück „Was wäre, wenn . . .?“ aufgeworfen wird. Dort geht es darum, wie sich Bauern verhalten, als das Gerücht verbreitet wird, ihr Dorf werde an Westdeutschland abgetreten und der ehemalige Gutsbesitzer ziehe wieder in sein Schloß ein. Um darauf Antwort zu geben, hat Hedda Zinner eine sehr turbulente Komödienhandlung aufgebaut, die das ganze Dorf in den Konflikt und in die Entscheidung einbezieht. Reichwald hat im Gegensatz dazu den Konflikt allein in das Leben seiner Titelheldin gelegt, und er läßt ihn, bevor es zu der befreienden Lösung ihres Entschlusses kommt, zur tragischen Situation anwachsen.

Der Autor selbst charakterisiert seine Heldin, die LPG-Vorsitzende Maria Diehl, als „tüchtige, ehrliche und nicht überdurchschnittliche Bäuerin“. Maria besitzt das Vertrauen der Mitglieder ihrer Genossenschaft. Tägliche gemeinsame Arbeit verbindet sie mit dem Agronomen Joachim Keding, einem tüchtigen Fachmann, und bald entsteht in ihr eine tiefe Liebe zu diesem Mann. Durch diese Liebe gibt sie sich aber selbst auf; Maria verzichtet im Privaten wie auch in ihrem Amt als Genossenschaftsvorsitzende auf jede Selbständigkeit, sie läßt sich von Keding bevormunden, gibt ihm stets und in allem recht. Dennoch, als ein ehemaliger Industriearbeiter eintrifft, der sie in ihrer Arbeit unterstützen soll, und als Keding ihn abweisen will, widerspricht sie. In dem Arbeiter hat sie ihren Jugendfreund Walter Buschow wiedererkannt.

Sie setzt durch, daß er als Viehzuchtbrigadier in der Genossenschaft bleibt. Keding liebt zwar Maria, aber er haßt die Genossenschaft, haßt die gesellschaftlichen Veränderungen, die im Dorf vor sich gegangen sind, und unterhält enge Beziehungen zu dem früheren Gutsbesitzer. Fortschrittlichen Menschen hat er bisher stets die Arbeit auf der LPG verleidet, ihm unbequeme Leute hat er abzuschieben verstanden. So versucht er jetzt auch Walter Buschow loszuwerden. Er veranlaßt, daß verdorbenes Heu verfüttert wird, um dann die Folgen dem neuen Viehzuchtbrigadier zur Last zu legen. Die Sabotage wird jedoch aufgedeckt. Keding redet sich damit heraus, er habe die Tat aus Eifersucht begangen. Maria, die ihn noch immer liebt, glaubt ihm. Doch da findet sie Papiere, die beweisen, daß er ein alter Faschist und ein Feind der Republik ist. Und nun findet sie die Kraft zum Bruch. Sie übergibt den Mann, von dem sie das Glück ihres Lebens erhoffte, der Gerechtigkeit.

Reichwald hat nicht einfach die ideologische Fragestellung, von der er ausging, an einem konkreten Gegenstand illustriert – ein Weg, der so oft zu konstruierten Handlungen und schematischen Gestalten geführt hat. Er hat vielmehr eine Fabel gesucht, in der die abstrakt ideologische Frage im dialektischen Sinne aufgehoben ist. Gerade dadurch verhilft er seinem politischen Anliegen zu starker Wirkung. In dem Maße, wie der Zuschauer durch den Verlauf der Fabel von der Richtigkeit der Entscheidung Marias überzeugt wird, verallgemeinert er die Entwicklung der Heldin. Die einzelne wird synonym für viele. Der Zuschauer begreift am Schicksal der Titelgestalt die Veränderungen, die im Bewußtsein der Menschen in unserem Lande vor sich gegangen sind: daß sie die Verderber des Volkes erkannt haben, daß sie das alte kapitalistische Leben nicht mehr wollen, daß sie bereit sind, den sozialistischen Staat zu verteidigen. Weil Reichwald den individuellen Konflikt zu einer großen Weltanschauungsfrage, zu einer Klassenfrage zugespitzt hat, darum spiegelt sein Stück auch die nationalen Interessen unseres Volkes wider, gibt es Antwort auf eine der wichtigsten Lebensfragen der Nation. Das vor allem macht das Werk wichtig und wertvoll.

Ein Wort noch zum Dramaturgischen. Die Fabel ist einfach und gradlinig angelegt, so daß sie sich in wenigen Sätzen erzählen läßt – im besten Sinne des Wortes eine spannende Geschichte. Reichwald verwendet viel Mühe darauf, daß sie leicht erfassbar ist, daß sie überzeugt und sich einprägt. Sie soll Interesse und Erwartung hervorrufen. Um dieser Vorzüge willen geht er einige Male bis an die Grenze des Reißerischen. Die Fabel drängt förmlich ihrem Endpunkt, ihrer Auflösung zu. Aber mit diesen Mitteln erreicht der Autor einen Handlungsreichtum, der es ihm ermöglicht, seine Gestalten überzeugend zu entwickeln. Allerdings ist die Handlung nicht immer sorg-

fältig genug aufgebaut. Manches ist allzu gewaltsam eingefügt, zum Beispiel eine Westberlin-Szene, in der die Zusammenarbeit Kedings mit dem ehemaligen Gutsbesitzer gezeigt wird, aber auch das dramaturgisch so wesentliche Auffinden der Papiere, die Kedings faschistische Vergangenheit beweisen. Hier vereinfacht Reichwald und gerät in die Gefahr, schematisch zu werden; er verschenkt bei der Gestaltung seiner Charaktere Möglichkeiten, die ihm die starke, tragfähige Fabel doch geboten hätte.

Nach dem „Wagnis der Maria Diehl“ wandte sich Reichwald wiederum einem Stoff zu, der die Arbeit der Menschen in einer LPG behandelt. Es entstand der „Hektarjäger“. Die Fabel ist hier jedoch schwächer, weniger geschlossen und zwingend als im „Wagnis der Maria Diehl“. Ein wichtiges Kriterium für eine gute Fabel ist, ob sie eine überzeugende Entwicklung der Charaktere ermöglicht, ja diese vorantreibt. Gerade darin liegt der Hauptmangel des „Hektarjägers“.

Im Mittelpunkt des Stückes steht der Mähdrescherfahrer Rudi Resch. Dieser junge Mensch ist durch Arbeitserfolge recht selbstgefällig und überheblich geworden. Er lehnt es ab, mit seiner Kombi auf der zurückgebliebenen LPG Wohlbach zu arbeiten. Die Felder sind dort klein und auseinandergerissen, weil bisher nur wenige Bauern in die LPG eingetreten sind. Auf diese „Kuhbläke“ will er nicht, denn er würde dort anfangs weniger verdienen. Da kommt die junge, hübsche Agronomin Hanna Helm nach Wohlbach, die eben ihr Studium beendet hat. Rudi fängt an, Wohlbach mit anderen Augen zu betrachten. Aber auch der Vorsitzende seiner LPG möchte seinen besten Mähdrescherfahrer nicht verlieren. Durch eine Intrige kann er das in der Tat eine gewisse Zeitlang verhindern. Mit einem komödiantischen Spaß schließt das Stück: Der Vorsitzende, dessen Niederlage im Verlust einer Wette zum Ausdruck kommt, muß zum Gaudi aller im Brautkleid seiner Frau durchs Dorf ziehen.

So lebendig viele Züge in der Gestalt des Traktoristen gezeichnet sind, seine Wandlung erfolgt zu sprunghaft und überzeugt nicht. Dieser Eindruck verstärkt sich noch dadurch, daß in der gegen Ende sich fast überstürzenden Handlung zuletzt nur noch das Positive der Gestalt gezeigt wird. Untersucht man nun, wie der Autor die Fabel benutzt, um die Wandlung, das Umdenken seines Helden vorzubereiten, so findet man eigentlich nur zwei Momente, nämlich erstens die Aufdeckung der Intrige des Vorsitzenden, und zweitens die schweigende Mißbilligung, mit der die beiden Brigadefreundkollegen Rudi Resch wegen seiner bockigen Haltung die Freundschaft aufkündigen. Das ist aber zu wenig, um die Wandlung der Gestalt vorzubereiten. Es ist zu wenig, weil es nicht sichtbar macht, wie die gesellschaftlichen Kräfte auf diesen Rudi Resch einwirken. Man müßte an seinem nachgebenden oder sich verhärtenden Verhalten den Wandlungsprozeß ablesen



können. Philosophisch ausgedrückt, es fehlt die quantitative Anreicherung, die den Umschlag in eine neue Qualität bewirkt. Reichwald hat zwar seinen Rudi Resch mit einer ganzen Reihe positiver Gestalten umgeben (so Hanna Helm, den LPG-Vorsitzenden Paul Helm, den MTS-Direktor Simon Groth), die alle auf ihn einreden und ihn zu überzeugen suchen. Aber es sind nicht die Diskussionen – mag ihr Inhalt noch so richtig sein –, die im dramatischen Kunstwerk eine glaubhafte und überzeugende Wandlung herbeiführen können. Vielmehr müssen sie in Handlungselemente umgesetzt werden, die auf den Helden einwirken, seine vorgefaßte Meinung erschüttern. Die Gestalt muß mit Tatsachen konfrontiert werden (das heißt im Drama mit Handlungen), die Schritt für Schritt eine neue Qualität heranreifen lassen. Auch im Leben vollziehen sich Wandlungen und Veränderungen in dieser Weise. Es sind doch zum Beispiel nicht allein die Diskussionen gewesen, die die Bauern dazu geführt haben, den genossenschaftlichen Weg zu wählen, sondern in viel höherem Maße die neuen Verhältnisse, die auf dem Lande entstanden sind und Veränderungen im Denken der Bauern hervorriefen. Dieser objektive Faktor aber muß in das künstlerische Werk einfließen und die Menschengestaltung mit bestimmen. Nur so gewinnen die Diskussionen Gewicht, dienen sie dazu, auf die Helden einzuwirken. Hätte Reichwald, statt die Intrige des Alfons Zorn breit darzustellen, gesellschaftliche Faktoren in lebendige Handlung umgesetzt, so wäre die Wandlung des Rudi Resch aus dem Zufälligen, Persönlichen ins gesellschaftlich Typische gehoben worden. Das Stück hätte dann künstlerisch und politisch mehr überzeugt. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß dies in einer ähnlich phantasievollen und komödiantischen Weise hätte geschehen können wie in dem Intrigenspiel.

In seinem bisher letzten Werk, „Erzieher im Examen“, greift Reichwald einen Konflikt aus dem Leben der Lehrer und Erzieher auf. Aber es ist kein Stück über die Schule, der Autor hat sich nicht die Aufgabe gestellt, die Probleme unseres neuen, sozialistischen Unterrichtswesens zu gestalten. Schon der Titel deutet an, daß Reichwald über die Arbeit des Lehrers hinaus auf eine größere künstlerische Verallgemeinerung zielt. Er will mit seinem Stück die moralische Verantwortung eines jeden wecken, weil jeder ein Erzieher im weiteren Sinne des Wortes ist. Es geht ihm um die moralische Verantwortung des sozialistischen Menschen gegenüber seiner Familie, gegenüber den Menschen, mit denen er arbeitet und lebt. Das Stück geht aus von den Geboten einer sozialistischen Moral, wie sie auf dem V. Parteitag der SED dargelegt wurden. Diese Moralgesetze sind das eigentliche ideologische Leitmotiv.

Die Fabel erzählt den Konflikt des Schuldirektors Robert Grudetzki und der jungen Erzieherin Toni Jaddasch. Grudetzki, bisher ein vorbildlicher

Pädagoge und Familienvater, gerät in einen Gegensatz zwischen seinem eigenen Leben und dem, was er als Sozialist lehrt. An der Schule wird über seine Beziehungen zu der jungen Frau geklatscht. Seine Genossen, bestrebt, ihm zu helfen, sprechen offen mit ihm. Auch Toni Jaddasch selbst, obwohl zunächst nicht bereit, auf ihre Liebe zu verzichten, drängt auf klare Verhältnisse. Doch Grudetzki kann keinen Entschluß fassen. Reichwald zeigt nun sehr überzeugend, wie dieser Mensch, der mit seinen eigenen Problemen nicht fertig wird, auch die Fähigkeit verliert, in seinem Arbeitsbereich als Pädagoge klare Entscheidungen zu treffen. Robert Grudetzki wird auf Erziehungsschwierigkeiten bei einem Schüler aufmerksam gemacht, die daher rühren, daß die Ehe der Eltern zerrüttet ist. Der Elternbeirats-Vorsitzende will den Fall im Elternausschuß zur Sprache bringen. Doch Grudetzki scheut vor dieser Entscheidung zurück. Bei einem Besuch im Elternhaus des Schülers wird er Zeuge des schrecklichen Selbstmords der Mutter, die keinen anderen Ausweg mehr sah. Die Erschütterung durch dieses Erlebnis läßt endlich in Robert Grudetzki den Entschluß zu einer klaren Lösung reifen.

„Erzieher im Examen“ ist zweifellos das reife Werk, das Reichwald bisher vorgelegt hat – das läßt sich schon jetzt sagen, wenn auch eine vollgültige Beurteilung erst nach erfolgter Aufführung möglich sein wird. Reichwald hat bestimmte Wege in seiner Gestaltungsweise, die schon im „Wagnis der Maria Diehl“ zu erkennen waren, weiterverfolgt. Was wieder besonders auffällt, ist die einprägsame, dramatische Handlung auslösende Fabel. Die äußere Handlung ist wohl etwas grob geführt und bedient sich manchmal gar zu unbekümmert des theatralischen Effekts. Doch wird das durch eine reiche und sehr subtile innere Handlung gemildert. Die äußere Handlung bringt die innere hervor. Beide schlagen dialektisch ineinander um, dadurch entstehen wirklich dramatische Situationen und eine zur Lösung drängende Atmosphäre.

Die Vorzüge der Fabel und der Handlung wirken sich auch auf die Dialoggestaltung aus. Reichwald hat seine Dialoge verdichtet. In ihnen klingen auch unausgesprochen die Wünsche und Hoffnungen, die Ängste und Befürchtungen der einzelnen Gestalten mit. Das macht die Sprache mimisch und gestisch reicher. In den oben besprochenen Stücken gab es noch sprachliche Mängel, die sich in einem oft allzu naturalistischen und gelegentlich auch papierenen Dialog zeigten. Hier sind sie überwunden.

Reichwald hat in dieser Arbeit einige interessante Menschen gestaltet, deren Konflikte schon den Leser und sicher auch den Zuschauer tief bewegen und zur Parteinahme auffordern. Sehr differenziert und sorgfältig sind die beiden Hauptfiguren gezeichnet. Vor allem in der Horterzieherin Toni Jaddasch steht eine zarte und schöne Gestalt vor uns. Toni ist eine junge, ehrlich und aufrichtig liebende Frau, die aus ihrer ganzen Einstellung zum

Leben, aus ihrer Gesinnung heraus nicht zulassen will, daß es einen Widerspruch gebe zwischen dem, was sie lehrt und gelernt hat, und dem, was sie praktisch vorlebt. Ihr Entschluß, sich von Grudetzki loszureißen, indem sie sich an eine andere Schule versetzen läßt, kommt zwar nicht ohne Widersprüche zustande, erwächst aber letztlich organisch aus ihrer sozialistischen Lebensauffassung. Reichwald hat es sehr gut verstanden, den Charakter dieser liebenswerten Gestalt an ihrem Verhalten gegenüber den Kindern sichtbar zu machen. Hier zeigt sich ihre heiter-freundliche und doch auch ernste Art zu leben und zu lehren. Die Darstellung und Lösung eines Konfliktes, wie er vor Toni Jaddasch steht, ist keine geringe Schwierigkeit. Wie leicht kann die Lösung auf einen sentimental Verzicht hinauslaufen, auf ein blindes Sich-Beugen unter ein Moralgesetz. Dergleichen müßte jedoch auch ideologisch unbefriedigt lassen. Andererseits würde eine allzu leichte und unbeschwerte Trennung die ganze Ernsthaftigkeit und Tiefe des Konfliktes in Frage stellen. Daß Reichwald beiden Gefahren entgangen ist, spricht für seine kluge und differenzierte Gestaltungsweise.

Menschliche Entwicklungen sichtbar zu machen, das ist ein sicherer Prüfstein für das Können und die gesellschaftliche Einsicht eines dramatischen Autors. In diesem Punkte fließen gründliche Kenntnis der Gesetze der Kunst und der Gesellschaft untrennbar zusammen. Der Wandlungsprozeß eines Menschen wird nur überzeugen, wenn verständlich wird, was ihn bewog, so und nicht anders zu handeln. Seine Wandlung, sein Anderswerden muß mit zwingender Notwendigkeit aus der Handlung hervorgehen. Überzeugend und bewußtseinsbildend wird ein Autor mit seinem Werk in dem Maße sein, wie ihm die Gestaltung dieses Wandlungsprozesses gelingt. Der dramatische Dichter kann sich dabei im allgemeinen nicht kommentierend und erklärend einschalten. Er kann diesen oder jenen Schritt seines Helden durch nichts anderes als durch die Handlung selbst glaubhaft machen. Es bieten sich ihm dabei verschiedene Wege. Wie Reichwald in seinem letzten Werk die dramatische Kollision benutzt, um die Wandlung seiner Helden auszulösen, das verrät bestimmte kunsttheoretische Überlegungen und kluge Benutzung bisheriger Erfahrungen.

In dem Werk „Erzieher im Examen“ knüpft Reichwald an eine Gestaltungsweise an, die er bereits im „Wagnis der Maria Diehl“ ausprobiert hatte. Dort stellte er seine Heldin, um ihre Wandlung auszulösen, in eine aufs Äußerste zugespitzte Situation: Die Wandlung vollzieht sich in dem Moment, als Maria bei dem geliebten Mann Papiere findet, die ihn als einen aktiven alten Faschisten entlarven. In seinem letzten Stück nun arbeitet Reichwald die Motivierung der Umkehr fast nach der gleichen Technik heraus. Für Toni Jaddasch ist das Motiv ihr Besuch bei Frau Grudetzki. Hier wird ihr bewußt, was sie mit ihrem beabsichtigten Entschluß zerstören würde.

Sie gibt ihre Absicht auf, mit Frau Grudetzki über ihre Liebe zu Robert zu sprechen. Zu Robert sagt sie am nächsten Tag: „Wie du dich auch entscheidest wirst, ich habe mich schon entschieden. Ich wußte es schon gestern . . . Als ich deiner Tochter gegenüber saß.“ Für Robert ist der äußere Anlaß der Selbstmord der Mutter eines Schülers, also ebenfalls eine extreme Situation, die sein ganzes Wesen aufrüttelt und die Wandlung auslöst. Aber eben nur auslöst; es kommt lediglich zur Entfaltung, was in der Gestalt schon vorhanden war, was der Zuschauer hat heranreifen sehen.

Was die Entscheidung Robert Grudetzkis herbeiführt, woraus sie zu erklären ist, das macht Reichwald sehr behutsam durch den gesamten Handlungsverlauf deutlich: es ist das Kollektiv sozialistischer Menschen, das Grudetzki umgibt; schon in der Exposition wird gezeigt, wie einer der Lehrer sich nicht scheut, ehrlich und kameradschaftlich mit seinem Direktor über die heikle Angelegenheit zu sprechen. Es ist die bestimmte, auf Klarheit und Sauberkeit drängende Haltung des Elternbeirats-Vorsitzenden, der, obwohl er von dem Konflikt Robert Grudetzkis nichts weiß, Unsicherheit und Schwanken im Verhalten des Direktors spürt und ihm helfen möchte, aber es ist auch die Haltung Tonis selbst, ihre klare, entschiedene Art, die auf Robert einwirkt. So ist seine Wandlung nicht in erster Linie deshalb überzeugend, weil die Härte der Situation ihn dazu zwingt, sondern die extreme, zufällige Situation faßt nur noch einmal alles zusammen, was in der Figur bereits vor sich gegangen ist. Sie setzt sozusagen den Schlußpunkt. Reichwald verwendet sie gemäß der Forderung des Aristoteles, daß eine derartige Begebenheit den Eindruck mache, als sei sie nicht von ungefähr geschehen.

Reichwald scheut nicht vor effektvollen Szenen zurück, wenn sie der Fabelführung dienen. Er will spannende, pralle Handlung. Er will unterhalten. Man spürt geradezu bei ihm das Bemühen, seine Figuren nicht ins Diskutieren geraten zu lassen. Die Gestalten von „Erzieher im Examen“ sind sozialistische Menschen, zum Teil Mitglieder der Arbeiterpartei. Reichwald versucht nun, den weltanschaulichen Standpunkt seiner Figuren nicht durch politische Gespräche, sondern durch die Handlung selbst zu charakterisieren. So weit, so gut. Jedoch neigt der Autor dazu, die psychologische Motivierung mehr aus dem individuellen als aus dem gesellschaftlichen Bereich zu wählen. In dem Bestreben, nicht ins Diskutierstück abzugleiten, gerät er in die Gefahr, die politische Physiognomie seiner Gestalten zu vernachlässigen. Ein Beispiel: Aus einem kurzen Dialog ist ersichtlich, daß Robert Grudetzki Genosse ist. Aber wie Grudetzkis Handlungen sich in seinem Bewußtsein politisch widerspiegeln oder auch wie sie mit seinem Bewußtsein in Konflikt geraten, das ist teils gar nicht, teils durch bloße individuelle Motivierung mitgeteilt. Die politische und intellektuelle Physiognomie dieser sonst so gelungenen Gestalt bleibt zum großen Teil leer.

Noch deutlicher ist das bei der Lehrerin Teuerkauf. Diese Frau, die als resolut geschildert wird und der die Kinder mehr Angst als Vertrauen entgegenbringen, hält jüngere Lehrkräfte und Erzieher wie Toni Jaddasch nicht für vollwertige Pädagogen. Die Ursache ihres Ressentiments bleibt zunächst offen. Verfolgt man jedoch den Dialog genauer, so erkennt man, daß der Autor den Grund für die Überheblichkeit der Teuerkauf nur im Charakterlichen dieser Figur, in den Launen einer ältlichen, ohne Mann gebliebenen Frau sucht. Das wird besonders durch eine Äußerung der Teuerkauf gegenüber dem Direktor unterstrichen: „Ach, lassen Sie das. Sie vergessen, daß ich meinen Beruf liebe. Natürlich ist es leichter, einer jungen Kollegin menschliches Verständnis entgegenzubringen. Warum sollte man einer alten Schraube gegenüber sich eine Geste menschlicher Wärme abzwängen.“ Nun darf man aber eine solche Haltung gegenüber jungen Lehrern und Erziehern in unserer sozialistischen Schule, wo ein großer Teil der Lehrkräfte ehemalige Neulehrer sind, keineswegs nur aus charakterlichen und psychologischen Motiven erklären, sondern sie entsteht fast immer aus einer bestimmten politischen Haltung. Im Leben verschlingen sich politische und persönliche Beweggründe. Reichwald benutzt hier die Fabel nicht, um die Gestalt in ihrer ganzen menschlichen Totalität zu erfassen, sondern charakterisiert sie lediglich nur von der individuellen Seite her. In dem Maße, wie er die Beweggründe seiner Figur auf persönliche, psychische Motive reduziert, wird die Gestalt oberflächlich, sie verarmt und verliert an Interesse. Eine sorgfältige, reiche psychologische Charakterisierung wird nur dann wirklich literarisch wirksam, wenn das individuelle Moment jederzeit in das gesellschaftliche umschlägt und umgekehrt. Es muß eine dialektische Wechselbeziehung zwischen Individuellem und Gesellschaftlichem bestehen. Das Individuelle selbst muß in das Gesellschaftliche umschlagen, um die gesellschaftliche Verwurzelung einer Gestalt aufzudecken. Wird die psychologische, individuelle Charakterisierung zum Selbstzweck, so führt das zu unrealistischer „Charaktergestaltung“, die nicht in der Lage ist, gesellschaftliche Ursachen aufzudecken. Realistische Menschengestaltung muß von der dialektischen Einheit des Individuellen und Gesellschaftlichen innerhalb einer literarischen Gestalt ausgehen.

Im Zusammenhang damit sei noch eine andere Schwierigkeit erwähnt. Reichwald zeichnet in seinen Stücken mit Vorliebe Menschen, die die Kunst, besonders die Musik lieben. Im „Hektarjäger“ hört Hanna Helm bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Rudi Resch am Radio den 2. Satz aus Beethovens Erster Symphonie. Im „Wagnis der Maria Diehl“ hat der Viehzuchtbrigadier Walter Buschow seinen alten Wunsch, Klavier spielen zu lernen, wahr machen können. Im Büro der LPG spielt er in seiner freien Zeit das Capriccio in B-Dur von Bach. Liebe zur Kunst kann unter Umständen sehr



viel über eine Gestalt und über die Verhältnisse, in denen sie lebt, aussagen. Erfüllte und unerfüllte Wünsche und Träume eines ganzen Menschenlebens können dadurch in wenigen Zügen sichtbar gemacht werden. Bei Reichwald empfindet man aber gerade diese Szenen als steif und unlebendig, sie wirken „gemacht“. Wenn seine Gestalten über Kunst sprechen, so klingt das nicht wie eine Aussage, die aus dem Wesen der betreffenden Figur organisch hervorgeht, sondern wirkt aufgesetzt. Wie eine Figur über Kunst spricht, das muß so dargestellt sein, daß aus jedem Satz der Gestalt deutlich wird, auf welche Weise sie sich die Kunst angeeignet hat. Es muß ein Stück Leben erzählt werden. Die realistische Gestaltung hängt davon ab, ob und wie weit die künstlerische Begabung oder das künstlerische Interesse eines Menschen nicht nur als individueller Fall, sondern als gesellschaftliche Erscheinung erfaßt ist. Die musischen Interessen gehören mit zu der intellektuellen Physiognomie einer Figur, sie sind eine Seite davon. In dem Maße, wie es dem Autor gelingt, in die geistige Welt seines Helden einzudringen, wird die ganze Gestalt an Lebendigkeit und Vielfalt gewinnen. Deshalb muß die Handlung so geführt werden, daß durch sie die verschiedensten Seiten und Regungen einer Gestalt, ihre geheimen Vorstellungen und Wünsche, kurzum ihre ganze geistige Welt offenbar wird.

Fred Reichwald besitzt eine starke dramatische Gestaltungskraft; er versteht interessante und vielseitige Charaktere zu schaffen, das bewies schon sein erstes Stück. Die hier aufgezeigten Schwächen in seiner Menschengestaltung sind überwindbar. Mit „Erzieher im Examen“ erreicht er ohne Zweifel eine neue Stufe in seinem Schaffen.

## ERINNERUNGEN

### Kinderfrömmigkeit und heimlicher Protest

Vom ersten Atemzug an war mein Leben eingebettet in die religiös-kirchliche Welt des Elternhauses. Die ersten tiefen Eindrücke in der frühesten Kindheit waren religiöse Bilder und religiöse Musik. Die Ludwig-Richter-Bilder „Weihnachtsengelzug“ und „Überfahrt über den Schreckenstein“, vor allem aber ein anonymes Bild vom „Guten Hirten“, der das verlorene Schaf aus der Dornenhecke befreit, haben die Phantasie des Kindes in den vom mütterlichen Geist durchwalteten Räumen erfüllt, in denen ich auch die ersten Kinderkrankheiten durchlebte. In dem ehrfurchtgebietenden Studierzimmer des Vaters waren es die vier Dürerschen Apostelgestalten, die mich dauernd fesselten. Am stärksten aber hat die geistliche Chormusik mich vom frühesten, vorbewußten Alter an tief bewegt, und wenn man später gar von der vierstimmigen Hausmusik der ganzen großen Familie umfungen war, so fühlte man sich von einer warmen Welle der Innigkeit getragen und in ihren Bann gezogen. Aus diesen frühesten künstlerischen Eindrücken und der mütterlichen religiösen Gefühlswelt sich herauszulösen war tausendmal schwerer als die Befreiung aus der väterlichen Welt des religiös-kirchlichen Denkens und des gesprochenen Wortes. Die Abendgebete der Mutter sowie die mit äußerster Regelmäßigkeit vom Vater abgehaltenen Familienandachten am Morgen schufen zusammen mit den nicht etwa heruntergeleiteten, sondern sehr ernst genommenen Tischgebeten eine undurchbrechbare Tradition, die um so fester geschmiedet war, als sie neben der väterlich-strengen autoritativen Frömmigkeit mit der mütterlich-milden Herzensfrömmigkeit erfüllt wurde. Der Schul- und besonders der vom Vater selbst geleitete Konfirmandenunterricht taten das ihre, um die gutwillige Frömmigkeit des Kindes mit einem dogmatisch-unabänderlichen Traditionszwang zu verfestigen, der zunächst überhaupt nicht spürbar war, weil er selbstverständlich erschien. Nur an zwei bestimmten Punkten regte sich der Widerspruch des Kindes. Der eine betraf die väterliche Morgenandacht bei Beginn der Schulzeit. Vorher, so lange ich noch schulfrei war, gab es nichts Schöneres, als ganz früh am Morgen, wenn die Geschwister noch schliefen, als Jüngster und einziger Frühaufsteher ganz allein bei Vater und Mutter zu sitzen, mit ihnen Kaffee zu trinken und manchmal außer der üblichen

trockenen Semmel eine Ecke des köstlich duftenden, buttertriefenden „Vier-Pfennig-Kuchens“ vom Vater eigenhändig zugeteilt zu bekommen. In dieser Atmosphäre nahm man auch willig und gern die väterlichen Morgenandachten hin. Aber diese unwiederbringlich schönste Morgenstunde des Tages erfuhr eine schwere Störung durch den Eintritt des Fünfjährigen in die Schule. Da begann die Schulangst des Kindes in ihrer entsetzlichsten, nämlich religiösen Form. Der Vater hielt eisern daran fest, daß noch vor meinem um sieben Uhr früh anhebenden Gang zur Schule unter allen Umständen die für die ganze Familie verbindliche Morgenandacht in allen ihren Einzelheiten abgehalten werden mußte. Da kam zunächst die Verlesung eines Bibelabschnittes mit anschließender Betrachtung aus „Starks Andachtsbuch“, ferner die von der Herrnhuter Brüdergemeinde herausgegebenen „Losungen“, alsdann ein freies Gebet des Vaters mit Segensspruch, und zuletzt krönte der Schlußgesang eines Chorals den regelmäßigen Andachtsverlauf. Ich zitterte vor Angst, zu spät zur Schule zu kommen; vor Weinen stockend beim Vorlesen der Losungen, hatte ich keine Aufmerksamkeit mehr für Bibel, Betrachtungen und Gebet, gehetzt und atemlos rannte ich zur Schule, wo ich die Morgenandacht mit Gebet des Lehrers und Gesang der Schülerschaft zum zweitenmal über mich ergehen lassen mußte.

Ein zweiter Widerspruch gegen die religiöse Vergewaltigung meiner Kindheit trat in der bereits erwähnten Konfirmationszeit hervor. Hier machte sich die Abwehr gegen die religiöse Überfütterung in recht drastischer Weise bemerkbar. Die weihevollen Würde des Vaters gestaltete die Unterrichtsstunden für alle Konfirmanden, vor allem aber für mich, zu einem höchst feierlichen Akt, der dann durch die öffentliche Prüfung und die nachfolgende Konfirmation zu einem Gottesdienst erhoben wurde. Nun lag in meiner Natur eine merkwürdige tiefe Abneigung gegen alles außergewöhnlich Feierliche und Zeremonielle verborgen, was wohl in dem Übermaß an feierlicher Religionsausübung seine Wurzel hatte, und das sich später immer mehr steigerte. Hier aber, bei der Konfirmation, äußerte sich diese instinktive Abneigung in einer komischen Weise als unbewußter Protest. Entgegen der bisherigen Gewöhnung meines halblangen Haarschnitts ließ ich mir zum Entsetzen meiner Eltern am Tage vor der Konfirmation das Haar so kurz schneiden, daß der Kopf fast wie rasiert erschien. Damit fiel ich, Primus der Schule und Oberpfarrerssohn, erheblich auf, was mich trotz des Schülerspottes absolut nicht störte, sondern mich vielmehr beglückte. Hier zeigte sich die Opposition eines Dreizehnjährigen, und ich weiß noch heute, wie mir in dieser mit religiösen Forderungen erfüllten Zeit wiederholt der für einen Pfarrerssohn unmögliche ketzerische Gedanke kam: Ach, wenn doch der ganze feierliche Zimt von Prüfung und Konfirmation erst vorüber wäre, daß man wieder natürlich leben und lachen könnte.

Man darf jedoch nicht denken, daß unsere Familie infolge ihrer Frömmigkeit eine kopfhängerische Familie gewesen sei. Ich selbst war ein durch und durch fröhliches Kind, zum Lachen und allerhand heiteren Bubenstreichen geneigt, für die Vater und Mutter auch durchaus Verständnis hatten. Ich war der Jüngste von sieben Geschwistern und wurde so zum Gegenstand einer gewissen Verwöhnung durch die älteren Brüder und Schwestern. Mein ältester, sehr humorvoller Bruder, der mir zeitlebens – trotz späterer weltanschaulicher Gegensätze – zugetan blieb, trieb mit mir allerhand gutmütig-fröhliche Neckereien. So mußte ich bei Überreichung kleiner Geschenke, mit denen er mich oft erfreute, ausdrücklich sagen: „Ich bin es zwar eigentlich nicht wert, aber aus lauter Gnade und Barmherzigkeit...“ Freilich wurde es mir recht schwer zu erklären, daß ich „es nicht wert“ sei, aber einerseits konnte ich der Verlockung durch die Gaben nicht widerstehen, und andererseits spürte ich auch deutlich genug den Scherz heraus. Es machte ihm einen Riesenspaß, dem kaum Zweijährigen allerhand griechische und lateinische Worte beizubringen, die ich mir so angewöhnte, daß ich ernsthaft erklärte: „Mein caput tut mir weh“ oder „Gib mir ein Glas hydor“. Ferner hatte er die lustige Gewohnheit, allen Leuten komische Spitznamen anzuhängen, später sogar seinen eigenen Kindern. Mich nannte er „Minimum“, was später in „Mum“ und dann „Gemurmel“ abgewandelt wurde, womit der Achtzigjährige noch den Siebzigjährigen betitelte.

Auch meine Schwestern hatten ihre eigenen Verfahren, mit dem Jüngsten umzugehen. So hat mich Schwester Magda, die sich als meine „Vizemama“ bezeichnete, eines Tages in furchtbare Verzweiflung gestürzt, als sie mir beibrachte, ich sei nur ein „angenommenes Kind“, das Vater einmal bei einem Besuch in Berlin aus der Panke gezogen hätte. Von Weinen aufgelöst kam ich zur Mutter, die mich dann als ihren „ganz echten eigenen Sohn“ an ihr Herz zog.

Die Geselligkeit im Elternhaus war natürlich für mich eine höchst interessante Sache, wobei es oft auch recht heitere Erlebnisse gab. Unter den zahlreichen Besuchern, die neben dem Ernst viel Fröhlichkeit ins Haus brachten, muß besonders der Greizer Superintendent von der Trenck erwähnt werden, der den Kopf voller „Lorken“ hatte. Dieser reußische „Kirchenfürst“, für uns Kinder schon durch seine Titulatur „Freiherr von der Trenck“ bemerkenswert, gehörte zur Nachkommenschaft jenes wilden Offiziers aus der Zeit des Preußenkönigs Friedrich II. Die Verwandtschaft mit dieser sagenumwobenen Gestalt aus den „höchsten Offizierskreisen“ umgab den Superintendenten mit einer gewissen Gloriele. Ich, als jüngstes Mitglied der Familie, hatte meinen Platz am untersten Ende der Mittagstafel, an der der „hohe Gast“ neben meinem Vater präsierte und in seiner jovial-geistreichen Art diskutierte. In dieser Unterhaltung fiel häufig das

Wort „Exzellenz“, mit dem der Regierungspräsident des reußischen Ministeriums gemeint war. Mir blieb dieser Zusammenhang völlig dunkel, nur der Wortklang „Exzellenz“ hatte es mir angetan, und mitten in die angeregteste Unterhaltung warf ich die Frage hinein: „Papa, ist denn Exzellenz dasselbe wie das Wort, das du immer in der Kirche sagst: ‚Vor Exzellenz und Feuersnot behüt uns lieber Herre Gott?‘“ Ein schallendes Gelächter von seiten der ganzen Tafelrunde war die Antwort. Verdutzt saß ich da und wäre am liebsten in den Boden versunken. Bei meinem „Kirchendienst“ hatte der Refrain der Bußtagslitanei „Vor Pestilenz und Feuersnot behüt uns lieber Herre Gott“ den Eindruck auf mich gemacht, daß es sich hierbei um ganz entsetzliche Dinge handeln müsse. Nie habe ich in meinem ganzen Leben meinen Vater so lachen gehört wie an jenem Tage.

Diese beiden Seiten meines Kinderlebens: die harmlose kindliche Fröhlichkeit und die Überfütterung mit religiösen Anforderungen spiegelten sich besonders im Weihnachtsfest. Die Freude über den strahlenden Lichterbaum und den Gabentisch mit seinen Überraschungen war wohl, wie bei allen Kindern, auch bei mir vorhanden, aber sie wurde gedämpft und niedergehalten durch den zeremoniellen Ernst und die Feierlichkeit des in den Vordergrund gerückten religiösen Inhalts des Festes. Nicht genug mit dem obligatorischen Kirchgang und dem Anhören von Vaters Weihnachtspredigt, vollzog sich auch zu Hause eine ausgedehnte religiöse Feier mit Bibelvorlesungen und -betrachtungen, mit Gebeten und dem Absingen von Choralen und Weihnachtsliedern. Und das nicht nur an den Feiertagen selbst, sondern die ganze Adventszeit hindurch. Diesen Weihnachts-„geschmack“ bin ich mein ganzes Leben lang nicht wieder losgeworden. Er äußerte sich in einer ständigen tiefen Abneigung gegen dieses Fest. Es ist mir einfach nicht gelungen, es später als ein harmlos-fröhliches Kinder- und Familienfest zu sehen, so sehr ich mich auch bemühte, es als das alte Sonnwendfest zu begehen. Es blieb für mich immer ein Fest des religiösen Kults, schon die Klänge der alten Weihnachtslieder genügten, um in mir eine tief eingewurzelte Abwehr hervorzurufen. Wenn es mir auch in der Kindheit nicht bewußt wurde, so muß in mir doch wohl ein Protest gegen das Zerreißen des kindlich-fröhlichen Genießens durch das übertriebene Betonen des religiös-Feierlichen vorhanden gewesen sein, sonst könnte es in der Erinnerung nicht so stark alle harmlose Natürlichkeit überdecken.

Glücklicherweise gab es aber in meiner Kindheit Elemente, die einen gesunden Ausgleich zu der religiösen Atmosphäre des Elternhauses schufen. Das war einmal die schon geschilderte Fröhlichkeit im großen Geschwisterkreis und zum anderen die glückliche Lage meines Heimatstädtchens inmitten der herrlichen Tannenwälder des reußischen Vogtlandes. Sie schenkte mir eine Naturverbundenheit, die zeitlebens ein Gesundbrunnen



für mich blieb. Und welch ein Dorado war für uns der herrliche große Pfarrgarten mit seinem Beerenobst, seinen Peters- und Honigbirnen, seinen goldgelben Marunken und der aus gewölbten Cornelius-Kirschbäumen bestehenden Laube. Das Herrlichste aber waren die vom Vater selbst in jungen Jahren gepflanzten Nußbäume, und die Nußernte bedeutete jedes Jahr ein besonders schönes Fest. Unkrautjäten in den Gemüsebeeten war als Beschäftigung weniger beliebt, und doch erfüllte es mich immer mit Stolz und Freude, wenn ich so ein Stück Arbeit fertiggebracht hatte. Das traf auch auf andere kleine Pflichten zu, die es zu erfüllen galt. Einmal hatte ich dabei einen überraschenden Erfolg: Ich hatte sämtliche Schuhe der ganzen Familie geputzt, und als ich die zehn oder zwölf Paar fertig aufgereiht hatte, schenkte mir der gerade vorbeikommende Stadtpolizist ein Fünfpfennigstück, weil die Schuhe gar so schön blank geraten waren. Er zählte zu meinen besonderen Freunden, ebenso wie der Gemeindediener – eine gewichtige Persönlichkeit –, der die Botschaften vom Bürgermeister auszuklingeln hatte. Daß er dabei oft die Zettel verkehrt herum hielt, weil er nicht lesen konnte, tat seiner Würde in meinen Augen keinen Abbruch. Auch unsere Waschfrau und die Gärtnersfrau hatte ich besonders ins Herz geschlossen. An die Verbindung mit diesen einfachen Menschen denke ich gern zurück und betrachte es als ein wertvolles Ferment für meine Entwicklung, daß die Achtung vor ihnen von den Eltern stets gepflegt und gefordert wurde.

Das hier Erzählte zeigt, daß meine Kindheit gewiß nicht arm war an hellen und fröhlichen Elementen, und doch wurde das andere, das Durchdrungensein des ganzen Lebens mit strengen religiösen Vorstellungen und Verpflichtungen bestimmend für einen nicht einfachen, konfliktreichen Lebensweg. Vielleicht wurde gerade durch die vielen freundlichen Züge des Daseins der Protest gegen soviel Unnatur hintangehalten. Nichts wurzelt so fest wie die Eindrücke der frühen Kindheit, das Hineinleben in Gewöhnungen, vor allem, wenn sie mit soviel sorgfältiger Liebe von den Eltern in das empfindsame Kindergemüt eingepflanzt werden. Diese religionsdurchtränkte Atmosphäre um mich herum verdichtete sich noch, als ich in den „Kirchendienst“ einbezogen wurde, der von mir sehr ernst genommen werden mußte, weil er mich in enge Verbindung zu Vaters „heiligem Amt“ brachte.

#### Vom niederen zum höheren Kirchendienst

Die imposante Zeulenrodaer Stadtkirche, genannt die Kirche „Zur Heiligen Dreieinigkeit“, ist breit und majestätisch gegenüber der doppelten Pfarrhausfront dahingelagert, vom Kirchberg überhöht und von einem mäch-

tigen Glockenturm von siebenundsechzig Meter Höhe bewacht. Eine zwanzigstufige Freitreppe führte empor zum gewaltigen Kirchenschiff, das man mit einem Schauer der Ehrfurcht betrat; gegenüber – genau in der Mitte – die weihevollen Stätte des Altars, über ihr die Kanzel mit dem großen Bibebuch, darüber aber das leuchtende durch und durch dringende Strahlenauge Gottes. In überwältigender Benommenheit schaute man rückwärts empor zu dem hohen Chor mit der vierzig Register starken Orgel. Sie wurde zu beiden Seiten von zwei oberen Emporen flankiert, die von schwindelerregender Höhe aus den Blick hinabgleiten ließen auf das Hallengewölbe des Kirchenschiffs. Dieser in guter Systematik aufsteigende Kirchenraum war die Wirkungsstätte des Vaters; hier war auch mein eigener Wirkungsbereich, meine erste sogenannte Heimat. Welch eine Ehre, an dieser „heiligen Stätte“ Dienst tun zu dürfen! Die Feierlichkeit des Gottesdienstes – das war die Domäne des Vaters. Der Abglanz des Kirchendienstes umstrahlte auch meine kleine Person. Mit äußerster Gewissenhaftigkeit und unter Wahrung großen Respekts versah ich die erste freiwillige Kirchendienstfunktion als Türstehergehilfe. Mein „Vorgesetzter“ war der „kleine Berger“, ein freundlicher älterer Mann, der die Kirchenbesucher herein und hinaus ließ und dafür sorgte, daß die Zuspätgekommenen während der Liturgie keine Störung verursachten. Er pflegte nach Schluß des Gottesdienstes zu sagen: „Wenn ich und der Herr Oberpfarrer nicht wärn, de ganze Kerche käm nich zustanne.“ Und neben dem „kleinen Berger“ kam die Ausübung der nächst höheren Funktion, meine Kirchendienst-Assistenz bei der noch viel kleineren „Stahl“. Es war völlig unbegreiflich, wie sich diese kugelförmige, watschelbeinige „Stahl“ jeden Tag dreimal, zum Früh-, Mittags- und Abendläuten die vierhundert Stufen auf den mächtigen Kirchturm hinaufwand, bis man eines Tages selbst sich mit hinaufwagte. Da ging es durch die dunklen, ausgetretenen Treppen und Leitern zunächst bis auf den Glockenboden, später bis zur Uhr, und endlich bis zur „Laterne“. Hier hatte man den immer herrlicher sich weitenden Blick, die ganze schöne und herbe vogtländische Landschaft vor sich, die man mit ihren dichtgesäten Dörfern und ihren ausgedehnten Wäldern trunkenen Auges umfaßte. Bis man eines weiteren Tages sich das Herz nahm, selbst den Glockenstrang zu ergreifen und zuerst die kleinste Glocke in Bewegung zu setzen, während der zwei Jahre ältere Bruder die mittlere läutete, die sonst von der „Stahl“ bedient wurde. An dem Vermögen des Glockenläutens vollzog und versichtbarte sich die Entwicklung der körperlichen und der lebensbeherrschenden sittlichen Kräfte, denn mit den Jahren stieg man nicht nur zum Läuten der mittleren, sondern sogar der zweitgrößten Glocke empor, die mit einem oberhalb angebrachten Trethebel von einem einzigen Mann in Bewegung gesetzt wurde. Ja, man wagte endlich unter Einsatz eines guten Teiles

physischen, aber auch, um sich nicht lumpen zu lassen, moralischen Mutes, den Balken zu betreten, in den die „große Glocke“ eingelassen war. Die mußte von zwei Männern getreten werden, die, einander gegenüberstehend, mit dem einen Fuß den Balken, mit dem anderen den Trethebel besetzten und sich an dem gemeinsamen Quergeländer festhielten. Da stand man nun als zehnjähriger Junge dem gedrunghenen Glockenläuter und Bälgetreter Hermann Rössel, vom Bruder Gotthold „Rösselsprung“ zubenannt, als ebenbürtiger Mann gegenüber und trat und trat, tiefer, immer tiefer, bis der Rand der in Schwung gebrachten Glocke den Hintern berührte. Das war das Zeichen erfüllter Meisterschaft! Das waren Gefühle! Hochgefühle! Mannesgefühle! Dafür schlug die Glocke aber auch einen Ton an, so tief und sonor und majestätisch, wie nur der klangvolle Grundton eines ganz rein abgestimmten Dur-Akkordes durch ein aus der Apoldaer Glockengießerei hervorgegangenes Geläut ins Weite getragen wurde. Und wie aufregend, beim Begräbnisläuten von luftiger Höhe aus das Zeichen zu erspähen, das aus einem der kleinen Gäßchen da unten heraufgewinkt wurde und das heißt: „Se kummen“. Dann begannen die Glocken zu schwingen, lautlos, stumm. Man hörte nur das Ächzen und Knirschen des Balkenwerks, denn noch waren die Klöppel der zwei großen Glocken durch lederne Klöppelhaken festgehalten, bis diese bei einer bestimmten Höhe des Schwunges absprangen und nun gleichzeitig die vier Glocken ihren ohrenbetäubenden, aber wunderbar harmonischen Klang ertönen ließen. Dieses gleichzeitige Anfangen des Glockenläutens war das eigentliche Kunstgeheimnis, aber noch wichtiger war das gleichzeitige Aufhörenlassen. Denn dazu gehörte eine nicht geringe Courage. Da mußte man mit der kleinen Hand in die noch immer mächtig schwingende und auf beiden Seiten anschlagende Glocke hineingreifen und den Klöppel in seine Mittellage drücken, worin er dann auch beim Weiterschwingen verharrte. Das war bei dem zentnerschweren Klöppel der großen Glocke keine Kleinigkeit, aber es wurde geschafft.

Dann kam das Avancement zum Bälgetreter und damit die Verbindung zum nächst höheren, dem gewaltigen kirchlichen Musikinstrument, zur Orgel. Ein wichtiger Einschnitt! Zwar waren es zunächst nur die rein mechanischen Funktionen des Niedertretens der fünf bis sechs Meter langen Hebelbalken, die die von Ziegelsteinen beschwerten Blasebälge in Aktion zu setzen hatten. Das verlangte turnerische Gewandtheit; wenn der Organist drunten mit vollem Werk spielte, ging den Blasebälgen der Atem so wahnsinnig schnell aus, daß die Balken unaufhörlich wieder in die Höhe sausten und die beiden Bälgetreter alle Hände oder vielmehr Beine voll zu tun hatten, um sie rechtzeitig wieder herunter zu kriegen. Da turnten dann die beiden Gebrüder Rössel, der kleine gedrunghene Hermann und der lang aufgeschossene August, auf dem Brettergerüst, in dem die Balken liefen, auf

und nieder, sprangen und keuchten und schwitzten, und erst hier habe ich den Spitznamen „Rösselsprung“ verstanden. Ein mysteriöses Gruseln war mit diesen schweigend auf und nieder steigenden, beinahe dämonischen Gestalten verbunden, die im Halbdunkel des ungeheuren Kirchenbodens ihre schwere Arbeit verrichteten. Fledermäuse flatterten umher, und nie wußte man, was sich sonst noch in den schwarzen Winkeln des unübersehbaren Bodens aufhielt. Aber wieder wuchs die Kraft des Kindes, das zuerst sich zaghaft mit auf den Balken stellte und mit wohligh wehem Gefühl in die Tiefe sauste, das aber bald aus eigener Kraft allein den schweren Balken niederzwang und wieder ein neues Stück Männlichkeit sich eroberte. Dafür wußte ich aber später auch, was es zu bedeuten hatte, wenn mir der gute Rösselsprung zu meinem eigenen Orgelspiel, sonntags beim Gottesdienst oder zuweilen auch wochentags beim Alleinspiel, die Bälge trat, als einzelner und einziger, für fünfundzwanzig Pfennig die Stunde, ungerechnet den Auf- und Abstieg zum Kirchenboden!

Indes, zwischen der Funktion des Bälgetretens einerseits und der des Orgelspielens andererseits liegen zunächst noch einige Zwischenstationen auf der Leiter des niederen Kirchendienstes, den ich mit seltener Gewissenhaftigkeit absolvierte, bevor ich selbst die höheren Weihen empfang. Da war man mehrere Jahre hindurch Liederanstecker und bediente die drei Tafeln, auf denen die Gesangbuchnummern der im Gottesdienst zu singenden Lieder angegeben waren. Hier galt es nicht nur vor dem Gottesdienst, sondern vor allem auch während des Absingens des Hauptliedes, und oft auch später, zum Beispiel beim Abendmahl, noch einmal den Kirchenraum vor versammelter Gemeinde zu durchwandern und unter der Kontrolle aller mit klopfendem Herzen, aber geschwellter Brust die Liedernummern umzustecken. Man war ferner Geldzähler und erschien am Schluß jedes Gottesdienstes, oft schon während des Schlußverses, in der Sakristei, um beim Zählen des Ertrages der beiden Klingelbeutel zu helfen, die von den zwei Kirchendienern während des Hauptliedes herumgereicht worden waren. Dem Vater, der auch mitzählte, gab man die Silber- und Nickelstücke, wir anderen zählten die kupfernen Zweier und Pfennige, die natürlich in überwiegender Mehrheit vorhanden waren. Der wichtigste Moment jedoch kam ganz zuletzt, wenn der Herr Kirchenvorsteher Müller, einer alten kirchlichen Traditionsverpflichtung zufolge, meinem Vater einen frischen, feuchten, köstlich duftenden Schnupftabak präsentierte, aus dessen Dose ich mir dann jedesmal auch eine Prise nahm, auch wenn ich auf dem Heimweg gottsjämmerlich niesen mußte. Das gehörte unbedingt dazu, wie das Amen zur Predigt des Vaters.

Es gab aber in meiner Kindheit noch eine andere Art von „Kirchendienst“, der sich nicht in der Kirche abspielte, sondern der in der Wahrung „ehr-

würdiger Traditionen“ des Pfarramts bestand. Dabei handelte es sich in Wirklichkeit um nichts anderes als um die Sicherung der pfarrherrlichen Existenz, die noch tief in feudalistischen Zuständen steckte. Das der Hauptkirche gegenüberliegende Zeulenrodaer Pfarrhaus, zweigeteilt zwischen Oberpfarrei und Diakonat, bildete ein auffällig daliegenes Anwesen. Es war auf der Rückseite mit zahlreichen Nebengebäuden versehen. Da gab es nicht nur weiträumige Holz- und Kohlenschuppen, Wagenremisen, Gartengerätekammern, Waschhausräume, o nein! Der von einem kostbaren Nußbaum überschattete Pfarrhof war vor allem von ausgedehnten Stallungen für Pferde, Rindvieh, Schweine, Gänse und Hühner umlagert, und die im Oberstock darüberliegenden Räume blieben für Ablagerung von Kartoffeln und anderen Erdfrüchten, für Obst und Gemüse, auch für ausgedroschenes Korn, Gerste und Hafer, Stroh und Heu vorgesehen; kurz, es lag noch alles bereit für eine Landwirtschaft. Nur waren jetzt die meisten dieser Räume leer, vorzüglich für uns Kinder zu Versteck- und anderen heimlichen und unheimlichen Spielen in finsternen oder halbdunklen Ecken und Gelassen geeignet. Seit etwa dreihundert Jahren hatten hier die protestantischen Pfarrer des Thüringer Landes mit einem ausgedehnten Landwirtschaftsbetrieb gleich ihren einstigen „jetzt ausquartierten katholischen Kollegen“ den Hauptteil ihrer Einkünfte bestritten. Im Umkreis der Zeulenrodaer Flur lagen die zahlreichen zur Pfarrei gehörenden Felder, Wiesen, Waldstücke und Fischteiche verstreut – von den Karpfenteichen rührt noch der Spottnamen der „Zeulenrodaer Karpfenpfeifer“ her –, aber die meisten dieser Pfarrgrundstücke waren verpachtet. Nur ein einziges Kartoffelfeld hatte sich der Vater vorbehalten, während sich der gute Nachbar Diaconus Ludwig auch noch einige Fischteiche gesichert hatte. Diese Pachtfelderwirtschaft war für uns Kinder – nicht zuletzt für mich, den Jüngsten – eine höchst bittere Angelegenheit. Denn im Laufe des ganzen Jahres mußten wir bei den meist armen Kleinbürgern und Arbeitern Zeulenrodas die Pachtgelder eintreiben. Das war eine schlimme, eine sehr schlimme Sache, die unsere kindliche Fröhlichkeit ständig überschattete. Zwar wußten wir, wie dringend der Vater diese Einkünfte – noch immer der Hauptteil seines Gehaltes – brauchte, um für unsere große Familie Nahrung und Kleidung zu beschaffen, aber daß diese Notwendigkeit mit soviel Kummer und Herzeleid sowohl für die Pächter wie für uns behaftet sein sollte, das wollte uns nicht in den Sinn, und die vielen Pachtmahngänge in diese ärmlichen Häuser und Hütten waren uns eine schwere, schwere Last. So sehe ich noch die dürrftig eingerichtete Stube eines Heimarbeiters vor mir, deren größten Teil der Strumpfwebstuhl einnahm. Die Familie saß beim Abendbrot. Ein halbgelerter Topf mit Kartoffeln stand auf dem Tisch, sie waren auf eben dem Acker gewachsen, für den ich jetzt die Pacht eintreiben sollte. Als ich meinen



Spruch gesagt hatte und dabei unterstrich, daß ich schon zum zweiten Male käme, stand die Frau auf, holte ein abgeschabtes Geldtäschchen, entnahm ihm eine Mark und gab sie mir – es war ihre letzte. „Damit der Herr Oberpfarrer den guten Willen sieht! Wo soll's denn herkommen, wenn der Mann krank ist?“ Ja, wo sollte es herkommen? Die Frau allein konnte trotz der Hilfe der Kinder kaum so viel schaffen, daß es für das Allernotwendigste reichte. Ich weiß noch, wie mir diese Mark förmlich in der Hand brannte, aber sie zurückgeben, aus eigener Machtvollkommenheit, das ging nicht, und ich wußte ja auch, wie sehr meine eigene Mutter mit jeder Mark rechnen mußte.

Dafür hatten wir im Herbst zwei große Freudenfeste: Das „Kartoffelraus-tun“ und den „Dezemschutt“. Das Erstgenannte gab eine Gelegenheit für einen schulfreien Tag in Zusammensein mit acht bis zehn Frauen, die uns in emsiger Arbeit und mit vielen lustig hin und her fliegenden Scherzgesprächen von früh sechs bis abends acht Uhr die prallgefüllten Kartoffelsäcke erstaunlich schnell zwischen die Furchen stellten.

Ebenso herbstlich schön verlief der andere, für das Pfarrportemonnaie gleichfalls höchst bedeutsame Akt des Dezemschuttes. Eine halbe Stunde entfernt von Zeulenroda lagen die beiden „eingepfarrten“ Dörfer Langen- und Kleinwolschendorf. Die Bauern dieser Dörfer waren durch jahrhundertes altes Herkommen aus der Feudalzeit noch immer mit dem kirchlichen Zehnten (Dezem) belastet, der die harte Auflage des fürstlichen Zehnten noch erheblich verschärfte. Der thüringische Bauernkrieg hatte daran nichts geändert, im Gegenteil! Auch im Protestantismus war mit der Fron für die „Herren“ der Dezem für die Pfarrer verbunden und damit der wesentliche Teil des dürftigen Pfarreinkommens von den Fürsten auf die Bauern verlagert worden. Davon wußten wir Kinder nichts. Wir freuten uns nur am Dezemschutt. Ganz früh am Morgen, schon vor sechs, fuhr ich auf einem Leiterwagen mit der Schuldienersfrau und Gartenbetreuerin, der „Grüner-ten“, los. Unser Gefährt war beladen mit einer großen Last neugebackener Brote und einer ansehnlichen Fracht edelduftender runder Kuhkäse. Eine Stunde später fuhr der kleine Einspanner des Vaters hinter uns her nach Kleinwolschendorf. Bei dem Herannahen der Kutsche begannen die zwei Dorfglocken zu läuten. Die Bauern standen mit ihren Kornsäcken und in ihren altmodischen Sonntagsanzügen bereit, wenn der Oberpfarrer ins dörfliche Wirtszimmer trat und sie begrüßte. Der feierliche Akt des Dezemschutts begann mit einem kurzen Gebet, und dann traten sie der Reihe nach mit ihren Kornsäcken heran und schütteten das goldene Korn vor des Pfarrers prüfenden Augen in ein Scheffelmaß, während mein Vater von Zeit zu Zeit die Körner durch seine Hand laufen ließ, sie in ihrer Qualität begutachtend. Im Verlauf des Aktes wurde eine Frühstückspause eingelegt, in der

unsere „Grünerten“ die mitgebrachten Käse, der Wirt den vom Vater bestellten „Nordhäuser“ präsentierte und die ganze Dorfgemeinschaft sich um den Pfarrer gruppierte, ich jedoch dabei gebührend würdevoll assistierte. Und dann ging das Schütteggeschäft weiter bis zum Abschluß kurz vor Mittag. Über und über von Kornstaub bedeckt, machten wir uns reisefertig und fuhrten, von allen Seiten freundlich begrüßt, davon. Wie freilich die Bauern über diese Kornabgabe dachten, darüber machten wir uns keine Gedanken, wenigstens ich nicht. Ob der Vater sich Gedanken machte? Ich weiß es nicht. Jedenfalls fuhr er heimwärts wieder in seinem Kutschchen, ich hingegen fuhr, wiederum mit der „Grünerten“, hoch oben auf den Kornsäcken thronend, zunächst zur Mühle, dann nach Hause zur Mutter. Nach ein paar Tagen wurde dann das herrliche weiße Mehl aus der Mühle abgeholt, und Mutter füllte es in unseren Riesemehlkasten. Der in Bargeld aus dem Erlös des Dezemschutts gewonnene Gehaltsanteil des Vaters entzog sich freilich meiner Kenntnis. Nur daß es allenthalben nicht weit reichte, das kriegte ich oft an den Geldsorgen der Mutter zu spüren, die es kaum wagte, den Vater „schon wieder“ um neues Wirtschaftsgeld für die zehnköpfige Familie anzugehen. Zu ihrer Erleichterung wurde ich hinauf ins Studierzimmer geschickt, weil ich mit meiner Fröhlichkeit es verstand, dem Vater die nächsten zehn Mark abzuschmeicheln. Wie gern übernahm ich für die geliebte Mutter den Gang, der ihr so sauer wurde. Daß ich einmal beim Spielen mit den losen zehn Silbermark *eine* Mark in einem Spalt am Treppenabsatz unwiederbringlich verlor, hat Mutter und mir einen bitteren Schmerz verursacht, denn das war ein großes Vermögen.

Eine für mich als Kind ebenso fröhliche wie lukrative Angelegenheit war die Entgegennahme der „Zinshühner“, die von den Bauern, ebenfalls als ein Teil des väterlichen Naturalgehalts, ins Pfarrhaus abgeliefert werden mußten. Das aufgeregte Flattern und Gegacker machte mir ziemlich zu schaffen, wenn ich die Tiere in den leeren Gänsestall sperren und für die Mutter aufbewahren helfen mußte. Im ganzen aber waren trotz Pachtgeldern, Dezemschutt und Zinshühnern die Einkünfte eines reußischen Oberpfarrers, der mit seiner großen Familie immerhin „standesgemäß“ leben mußte, so gering, daß uns Kindern sowohl auf dem Gymnasium als auch später beim Universitätsstudium ein sehr karges Leben beschieden war.

Einen Kirchendienst besonderer Art führten mein etwas älterer Bruder und ich aus eigener Initiative durch, bei dem wir nicht nur Hilfsdienst leisteten, sondern als selbständig Handelnde in Erscheinung traten: Wir beide gründeten einen Kinder-Missionsverein! Wir wurden durch unsere „Missionsblätter“ mit unzähligen Geschichten aus der Tätigkeit unserer Missionare gefüttert, die schwer um das „Seelenheil“ der „armen Heiden“ rangen. Kein Wunder, daß die „Missionierung“ in jenen Jahren meiner Kindheit eine so

große Rolle spielte. Hatte doch 1883 Deutschland den „Schutz“ über Deutsch-Südwestafrika übernommen, das heißt, die deutschen „Schutz“-Truppen waren eingerückt, Deutschland hatte auch endlich seine Kolonien. Wir ahnten nicht, was Kolonialpolitik bedeutete, wir begeisterten uns nur an den mutigen Taten der Missionare, freuten uns, daß die „armen Wilden“ jetzt auch der Segnungen des Christentums teilhaftig wurden, wonach sie sich scheinbar geradezu gesehnt hatten. Die auf die Tränendrüsen drückenden rührenden Bekehrungsgeschichten hatten es uns angetan. Vielleicht aber bedeuteten sie für uns brave Pfarrerssöhne dasselbe wie für andere Jungen unseres Alters aufregende Indianergeschichten. Steckte doch ein Hauch des Abenteuerlichen in diesen frommen Geschichten, fremde, sehr ferne Länder, gefährliche Urwälder, wilde Tiere, wilde Menschen – das waren die Elemente, die alle Jungenherzen höher schlagen ließen, und das hat uns sicherlich auch dazu verholfen, daß wir an jedem Sonntagnachmittag etwa zwanzig Jungen unseres Alters in der großen Kochstube unseres Elternhauses zu einer sehr ernst genommenen „Missionsstunde“ versammeln konnten. Die Eltern billigten dieses Vorhaben nicht nur, sondern beobachteten es mit Interesse von der „guten Stube“ aus, wo sie mit den älteren Geschwistern beim Nachmittagskaffee saßen. Wie wir es vom Vater abgesehen hatten, eröffneten wir feierlich die Zusammenkunft mit Gesang, Gebet und einer „freien Aussprache“ und lasen eine Erzählung aus dem Leben der „armen Heiden“ vor, von denen wir einmal sogar durch den Besuch eines aus Leipzig gekommenen Missionars Näheres erfuhren. Jedes von uns Kindern opferte dann seinen Groschen oder Sechser in eine Missionsbüchse, worauf ein kohlschwarzer Neger durch Kopfnicken freundlich dankte. Nach der Missionsstunde schüttelten wir die Frömmigkeitsatmosphäre ab und wurden wieder natürliche Kinder, die es tief genossen, so viele Kameraden versammelt zu haben, mit denen sich die herrlichsten Spiele veranstalten ließen. Das wurde weidlich ausgenutzt, und noch stundenlang hallte der Pfarrhof von dem Geschrei der sich austobenden Jungenbande wider. Und das war allemal doch das Schönste am „Missionsnachmittag“.

Die höchste Form des Kirchendienstes hatte ich erst erklommen, als ich – allerdings bereits halb erwachsen – selbst die Orgel spielen durfte. Das war ein Dienst, den ich der Tätigkeit des Pfarrers gegenüber als ebenbürtig empfand. Der Vater wirkte mit der Macht des gesprochenen Wortes, ich mit der Macht der Musik, die ich leidenschaftlich liebte und zu der ich durch unseren „Vizeorganisten“ Jung den rechten Zugang fand. Er wirkte neben dem Hauptorganisten Bock, den wir kurz den „Orgelbock“ nannten. Bock erschien bei uns immer zum Klavierstimmen und sprach mit meinem Vater, wobei er sich mit dem Gesäß auf einen Stock mit silbernem Knauf stützte, was mich natürlich zur Nachahmung hinter seinem Rücken und meine Geschwister zum

Lachen reizte. Stets trug er beim Orgelspielen die Brille ganz vorn auf der Nase, und während der Predigt konnte er wundervoll schnarchen. Aber immer war er gleich freundlich und höflich, was man von seinem Gehilfen und Nachfolger Jung nicht gerade sagen konnte. Der war ein echtes Greizer Kind, sprach seinen breiten Heimatdialekt und brachte vom Sondershäuser Konservatorium außer einer ganz modernen, seltsam disharmonischen, aber oft ergreifenden Musik eine nicht zu überbietende Grobheit mit. Vor nichts und niemandem hatte er Respekt, alles verhöhnte er, „was Musik im üblichen Sinne machte“, auch die „vornehme Welt“ der Honoratioren verspottete er mit ihrem Musikgetue und nannte sie, weil sie sich in der Gesellschaft vom „Grünen Garten“ zusammenfand, „Gunge Gänse“. Mir aber erschloß er eine neue Welt und weckte in mir den echten Musikenthusiasmus, der mich fast von meiner „vorbestimmten“ Laufbahn als Pfarrer abgebracht und zum Musikstudium „verführt“ hätte. Er lehrte mich vor allem die ganze Schönheit und Kraft der alten Kirchenmusik verstehen. Besonders die großartigen Kompositionen von Bach und Händel hatten es mir angetan, und wenn ihre Akkorde den hohen Kirchenraum erfüllten, schafften sie in mir eine ungeheure Gefühlsbewegung.

Alle Kirchen wissen um diese emotionelle Wirkung des Zusammenklingens der von ihnen angewandten Kunstmittel. Der Kirchenbau mit seiner architektonischen Schönheit, das harmonische Geläut der Glocken, die gewaltige, ausdrucksvolle Stimme der Orgel, die von großen Meistern geschaffene Kirchenmusik, die Wand- oder Deckenmalerei, die goldenen und silbernen Gefäße, das Flimmern der Kerzen, das feierliche Ornat der Pfarrer: das alles zusammen schafft eine außergewöhnliche, dem Alltagsleben entrückte Atmosphäre, die den Menschen in ihren Bann schlägt. Sie ist es, die dem gesprochenen Wort, der „Predigt“, den Boden bereitet für eine Überzeugungskraft, die sie sonst nicht besäße. Man stelle sich den „Gottesdienst“ in einem mehr oder weniger schäbigen Wirtshaussaal, den Pfarrer im Straßenanzug vor – nie und nimmer vermöchte er den mystischen Zauber zu erzeugen, der die Menschen der Wirklichkeit entfremdet. Mir scheint, daß diese zum großen Teil sehr bewußt hervorgerufenen Wirkungen auf das Gefühl, die sich der Kontrolle des Verstandes entziehen, die starken Bindungen der Menschen an Religion und Kirche bestimmend beeinflussen.

## ERSTE VERSUCHE

---

A. Langele

### BEGEGNUNG MIT DEM NEUEN

Es ging auf Mittag zu. Der von Köln kommende Interzonenzug hatte Helmstedt verlassen und näherte sich Marienborn. Beiderseits der Strecke lag entlaubter Wald, der manchen Reisenden geheimnisvoll anmuten mochte. Sie starrten durch die Fenster, um etwas Besonderes, zumindest aber die Grenze zu entdecken.

„Geteiltes Land“, sagte ein Mann. Es hörte sich an, als habe er gesagt: Meine Mutter ist gestorben.

„Warum so elegisch?“ hielt ihm eine junge Frau entgegen, die Verwandte in der Westzone besucht hatte. „Die Grenze wird eines Tages verschwinden wie die Totengräber in Bonn, wenn sich das Volk einig ist.“

Der Mann lächelte schief und schwieg.

Peter Kowski hockte mit hängenden Schultern auf seinem Fensterplatz. Der Schock, den ihm ein Bundesgrenzer versetzt hatte, saß noch in seinen Gliedern.

„Wo reisen Sie hin?“ hatte der Grenzer in Helmstedt gefragt.

„Nach – nach Westberlin, zu Verwandten.“

„Soso!“ Und beim Verlassen des Abteils hatte der Grenzer geunkt: „Achten Sie auf die Russen, meine Herrschaften.“

Die Russen! Kowski glaubte, ein Gewicht im Nacken zu haben. Er bibberte förmlich. Als die Bremsen knirschten, schoben sich helle, langgestreckte Baracken und der Bahnsteig in sein Blickfeld. Dann stand der Zug.

Eine gedämpfte Lautsprecherstimme klang auf. Die junge Frau öffnete das Fenster. Würzige Frostluft drang ins Abteil und die nun kräftige Lautsprecherstimme: „Wir begrüßen Sie in der Deutschen Demokratischen Republik.“

„Angst?“ fragte die junge Frau.

„Ein bißchen“, gab Kowski zu. Er erhob sich und musterte den Bahnsteig. Einige Uniformierte mit frischen Gesichtern bestiegen den Zug, zwei Rote-Kreuz-Schwestern trugen dampfende Kannen, Kioske priesen Erfrischungen an. Nichts Besonderes. Oder doch?

Zwei Fahnen erblickte Kowski: eine schwarz-rot-goldene und eine rote. Die hohen Masten bogen sich leicht, und die Tücher knatterten im Wind. Die rote Fahne hatte Kowski etwas zu sagen. Sie rief ihm Schimek ins Ge-



dächtnis und Mochalke, der vor der Abfahrt gemahnt hatte: „Denk daran, wo rote Fahnen auf Betrieben und Staatsgebäuden wehen, haben die Arbeiter die Macht.“

Ich bin ein Arbeiter, dachte Kowski, aber . . .

„Ihren Ausweis bitte!“

Kowski fuhr herum. Vor ihm stand ein Uniformierter.

Er prüfte Kowskis Ausweis und Fahrkarte, warf einen kurzen Blick ins Fahndungsbuch. „Sie fahren nach Westberlin?“

„Ja – nein“, stammelte Kowski, der vor Aufregung schwitzte, „das heißt . . .“

„Was denn nun?“

Einige Reisende bekamen Fischaugen; die junge Frau lächelte ermutigend.

„Nun?“ drängte der Uniformierte.

„Ich, ich steige aus, hier steige ich aus, verstehen Sie?“

„Natürlich.“

Die Spannung in Kowski ließ ein wenig nach.

„Warten Sie hier“, sagte der Uniformierte später. Kowski befand sich in einer hallenähnlichen Baracke. Er stand bei einer Gruppe Übersiedler, die mit dem gleichen Zug gekommen waren. Ein Mann neben ihm mit einem blaugezeichneten Bergarbeitergesicht fragte: „Auch abgehauen, Kumpel?“

„Ja.“

„Zigarette?“

Sie rauchten. „Bin gespannt, wie das hier hinlaufen wird“, meinte der Kumpel.

„Ich auch“, bangte Kowski und schrak zusammen, denn sein Name wurde aufgerufen. Bekommen ging er in das Zimmer, vor dem sie warteten. Schnell war er wieder draußen. „Die scheinen auch nicht gerade auf uns gewartet zu haben“, meinte er deprimiert.

„Die wissen noch nicht, ob du sauber bist“, sagte der Kumpel.

„Wieso?“

„Na so. Guck nicht so blöd aus der Wäsche, kommst schon dahinter. Kannst Fritz zu mir sagen. Übrigens, ohne Kumpel ist es langweilig. Bleiben wir zusammen?“

Fritz gefiel Kowski. Er hatte offene, lachende Augen, das Format eines Kleiderschranks und ähnelte Mochalke.

„Es geht weiter, Leute“, sagte ein aus dem Zimmer kommender Volkspolizist. „Wer Geld hat, kann es umtauschen.“

Zweihundertfünfzig Mark legte Fritz auf den Schalter der Wechselstelle. „Ist mein Restlohn, abzüglich Steuern und Dividende für die Zechenherren.“ Gelassen strich er die gleiche Summe in Scheinen der Deutschen Notenbank ein.

Kowski hatte nichts zu tauschen und war ein wenig neidisch auf Fritz, dem eine flittchenhaft wirkende Frau zuflüsterte: „Mann, sind Sie dämlich? In Helmstedt hätten Sie gut das Dreifache bekommen.“

„Hä, bin ich ein Schieber?“ fuhr Fritz die Frau an. „Ein Ruhrkumpel bescheißt nicht, und den Kumpelstaat schon gar nicht.“

„Pst! Es war doch nur ein Scherz.“

„Kennen wir, die Masche, hau ab!“ Sich an Kowski wendend, sagte Fritz: „Da hast du's. Wegen solcher Figuren geht man hier erst einmal auf Distanz und drückt dir nicht gleich Blumen in die Hand, kapiert?“

Sie wurden zum Essen in ein Lokal gebracht. Kowski verschlang ein Schnitzel und den Nachschlag. Eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen folgten. Das reinste Festessen, dachte er. Kann aber auch Propaganda sein, eine Lockspeise sozusagen.

Eine Betreuerin gab bekannt, daß es am Nachmittag weitergehe. „Dann auf zum Verdauungsspaziergang“, reagierte Fritz gleich, der Kowski soeben erzählt hatte, er melde sich nach Sachsen, ins Steinkohlengebiet. Sein Schwager wohne dort und verdiene nicht schlecht im Bergbau.

„Wird sich mächtig schinden müssen, dein Schwager“, versuchte Kowski vorsichtig zu testen. „Das Soll muß enorm sein, und zumeist schaffen die Kumpel es nicht, wie man so hört.“

„Bist du aber ein kluges Kind“, meinte der andere freundschaftlich. „Verlaß dich lieber nicht auf das, was du drüben alles gehört hast. Habe meinen Schwager vergangenes Jahr besucht. Es blieb nicht aus, daß wir Vergleiche angestellt haben darüber, wie es in seinem Pütt zugeht und in einem kapitalistischen. Kann dir sagen, mein Schwager würde mit einem Ruhrkumpel nicht tauschen. Und meine Schwester auch nicht. Sie kriegt ihre Blagen leichter groß als unsere Mutter früher. Der Älteste ist Student. Wenn unser Alter das noch erlebt hätte, der wäre glattweg verrückt geworden. Darauf kannst du Gift nehmen. Doch was quatsche ich von Gift, Bier gibt es.“

Sie standen am Kiosk. „Mach keine Menkenke, ich weiß, daß du kein Geld hast“, redete Fritz auf Kowski ein. „Entweder sind wir Kumpel oder wir sind es nicht. Also Prost, auf das, was vor uns liegt.“

Ein jüngerer Übersiedler gesellte sich zu ihnen. Sie redeten vom Nächstliegenden. Kowski klagte über seine Arbeitslosigkeit.

„Klarer Fall“, kommentierte Fritz. „Und weshalb bist du gekommen?“ wandte er sich an den Jungen.

„Wehrpflicht!“

„Also Vaterlandsverräter“, feixte Fritz. „Prost darauf.“

Fritz bestellte eine neue Runde. „Ich hatte ja meine Arbeit“, sagte er, als sie angetrunken hatten. „Hab nicht einmal schlecht verdient. Hab aber mächtig schuftet müssen dafür. Sie machen dich fertig mit ihrer Treiberei heut-

zutage. Und dann der Ärger dazu. Kaum hast du ein einigermaßen annehmbares Gedinge und glaubst, könntst 'n paar Mark mehr rausschinden, schon setzen sie die Gedingeschere an. Den Zechenherren ist es schnuppe, ob der Kumpel vor die Hunde geht. Die Hauptsache für sie ist: die Tonnen stimmen und der Reibach . . .“

„Geben Sie noch drei ‚Kurze‘ dazu“, rief er der Frau im Kiosk zu. „Prost! Ja, und dann hatte ich plötzlich den ganzen Laden satt. Mit dem Verbauen mußte es ja immer husch, husch gehen. Dafür mußte Paul Schlonzek büßen. Beide Beine weggequetscht, das war sein Weihnachten. Fränzchen Nowak erwischte es genau zwischen den Feiertagen. Kam unter einen tonnenschweren ‚Sargdeckel‘. Er war gleich hinüber, und Neujahr wollte er sich verloben. So was geht an die Nerven. Und der schlimmste Treiber, Obersteiger Brenzlich, der sabberte von Bergmannslos und treuer Pflichterfüllung. Was nützt die beste Kameradschaft, wenn sie auf dem Friedhof endet, habe ich mir gedacht und die Fleppen genommen.“

Kowski dachte naiv: Eine so gute Arbeit hätte ich nicht aufgegeben. Aufs Geld kommt's an, und nicht jeder verunglückt gleich. Der Junge hingegen, der sparsam mit seinen Worten umging, sagte: „Alles Mist, der Rummel dort.“

„Das kannst du laut sagen“, pflichtete Fritz ihm bei. Der Verkäuferin rief er zu: „Und nun noch einen anständigen Pott Kaffee. Wollen hier keinen schlechten Eindruck machen.“

Am Spätnachmittag bestiegen sie den Bus. Er war bis auf den letzten Platz besetzt; denn auch mit dem Nachmittagszug waren Übersiedler und Rückkehrer gekommen. Die Fahrt ging nach Schönebeck ins Aufnahmeheim.

Die Gegend vermochte Kowski nicht zu fesseln. Grau und wenig abwechslungsreich war sie, wirkte eintönig. Er hing seinen Gedanken nach und beneidete Fritz, der laut schnarchte, um seine Ruhe. Dunkelheit brach herein. Er glaubte, einen Tunnel zu durchfahren, in dem hin und wieder ein erleuchtetes Bauernfenster wie mattes Streckenlicht aufglomm. Unversehens änderte sich das Bild. Der Bus fuhr durch glatte, hell erleuchtete Straßen. Häuser huschten vorüber, Geschäfte, Menschen, Autos.

„Magdeburg!“ sagte der Fahrer. Kowski achtete vor allem auf die Schauwindower. Er wunderte sich, daß sie nicht leer waren, wie er geglaubt hatte.

Im Aufnahmeheim wurde gerade das Abendbrot ausgegeben: Brot, Butter, Käse, Wurst. Butter? Kowski ließ ein Krümelchen davon auf der Zunge zergehen. Tatsächlich Butter, keine Margarine. Er suchte in seiner Erinnerung, wann er das letztemal Butter gegessen hatte. Er wußte es nicht.

Wenige Tage nach der Ankunft betrat Kowski ein Zimmer, von dessen Bedeutung er bereits gehört hatte. Zwei Männer saßen hinter einem Tisch. Sie rauchten und boten ihm eine Zigarette an. Der Ältere, ein grauhaariger

Mann, sagte: „Erzählen Sie uns, in welchem Beruf Sie arbeiten möchten. Haben Sie an eine bestimmte Gegend gedacht, in der Sie ansässig werden wollen?“

Kowski glaubte, der Schlag müsse ihn treffen. Jeder Nerv in ihm fieberte. Hinter seinen Schläfen pochte das Blut. In seinen Ohren rauschte es. Im Unterbewußtsein tauchten die Absagen auf, die er bei seiner Jagd nach Arbeit immer wieder bekommen hatte. Das Zimmer drehte sich vor seinen Augen. Er legte die Zigarette fort. Sie fiel neben den Ascher. Fahrig griff er sich an den Kopf.

„Nun, ist Ihnen nicht gut, sind Sie krank?“ fragte der Jüngere besorgt.

Hastig verneinte Kowski. Er versuchte zu lächeln, um anzudeuten, wie gesund er sei. Er griff wieder zur Zigarette und dachte: Wie reden die? Tun so, als sei alles längst beschlossen. Fragen mich, was und wo ich arbeiten will. Mich fragen sie, den Arbeitslosen, der eigentlich im Wohlfahrtssarg liegen mußte.

Die beiden Männer rauchten und taten, als wären die vor ihnen liegenden Papiere für sie von größerem Interesse als der mit seiner Verwirrung ringende Übersiedler Kowski. Sie verstanden sich auf Menschen. Asoziale, Agenten und Diversanten, Tippelbrüder, Prostituierte und Männer, die dem Irrtum unterlagen, eine Übersiedlung entbinde sie von der Pflicht, Alimente zu zahlen; diese Typen waren ihnen nicht fremd, und sie wurden schnell mit ihnen fertig. Ihre Fürsorge galt den vielen, denen der Westen die Existenz und die Hoffnung auf ein besseres Dasein geraubt hatte. Zu ihnen gesellten sich in zunehmendem Maße lebensfrohe Burschen, die dem Zugriff der NATO und der Erziehung zum Brudermord entwichen waren.

Der Grauhaarige sagte endlich: „Hör zu, Kollege! Du mußt nicht denken, wir wären kaltschnäuzige Beamte, die dir einen netten Wind vormachen wollen. Wir sind Arbeiter wie du, und unser Staat will dir helfen, verstehst du?“

„Schon“, murmelte Kowski, „nur – begreifen kann ich es noch nicht.“

„Das kommt mit der Zeit“, sagte der Jüngere. „Was hältst du übrigens vom Automobilbau?“

Kowski atmete tief auf.

„Wir hätten da etwas, in Zwickau. Kennst du Zwickau?“

Am nächsten Tage saßen Kowski und Fritz, der eine Zuweisung für Oelsnitz hatte, im Zug. „Kumpel“, wollte Fritz wissen, „wie fühlst du dich?“

„Großartig. Abgesehen von dem Bammel, wie es weitergehen wird und ob alles stimmt.“

„Bist ein Miesbock“, sagte Fritz gemächlich.

„Möglich“, gab Kowski zu. „Ist aber auch eine Umstellung. Da habe ich

die von der Vermittlungskommission gefragt, ob die Arbeit im Automobilbau für längere Zeit sei . . .“

„Und?“

„Gelacht haben sie und gesagt: ‚Bis du einmal Opa sein wirst. Und wenn du willst, haben wir selbst dann eine lohnende Beschäftigung für dich.‘ Das sind Optimisten, was?“

„Von denen kannst du lernen“, entgegnete Fritz faul.

Schweigend betrachteten sie die vorüberziehende Landschaft. Wünsche und Hoffnungen formten in ihnen phantastische Bilder, über die zu reden sie sich schämten. Jeder zurückgelegte Kilometer nährte ihre zukunftssträchtige Unruhe. Das Neue kam über sie. Aber sie wußten noch nichts Rechtes damit anzufangen; vor allem Kowski nicht.

Als der Schnellzug Leipzig längst verlassen hatte und sich bergauf mühte, meinte Kowski: „Es geht aufwärts.“



## NOCH IST ES NICHT ZU SPÄT

Bemerkungen zum Weg Hans Werner Richters

Wer dem Professor für deutsche Literatur Walter Muschg Glauben schenkt, für den befindet sich die deutsche Literatur heute „auf einem seit langem nicht mehr erlebten Tiefstand“; „seit Kafka hat Deutschland keine große Dichtung mehr“. Dabei übersieht er aber, daß solche Gewährsmänner, sobald sie von der deutschen Literatur unserer Tage reden, offensichtlich nur die Bücher meinen, die in der Bundesrepublik geschrieben worden sind. Sie nehmen die Literatur, die in der Deutschen Demokratischen Republik entstanden ist, nicht zur Kenntnis, oder sie versuchen, sie mit einer Handbewegung abzutun. Dadurch möchten sie vor allem die Tatsache aus der Welt schaffen, daß die Literaturentwicklung in unserem Staate von demokratischen Prinzipien bestimmt wird und Literatur und Kunst nicht mehr nur das Privileg einer relativ kleinen Schicht sind. Jedermann weiß, daß sich dieses demokratische Prinzip in Westdeutschland nicht durchgesetzt hat. Im Gegenteil: Mit dem Wiedererstehen des Militarismus und Imperialismus wurde die bestehende Kluft zwischen der Literatur und dem Leben des Volkes sogar noch vertieft. Es entstand keine große Literatur, die „Ausdruck der Nöte und Leiden, der Freuden und der Hoffnungen des arbeitenden Menschen“ (Becher) gewesen wäre, die Literatur in Westdeutschland wurde kein „organischer Bestandteil des Volkslebens selbst“ (Becher). Je frecher der westdeutsche Militarismus auftrat, um so mehr schmolzen die Aussichten dahin, eine wirkliche Literaturgesellschaft zu schaffen. Es gelang nur einzelnen Autoren, sich gegen diese allgemeine Kunstfeindlichkeit ihrer Gesellschaft zu behaupten. Sie hatten einen schweren Stand, zumal auch die gefälligen Theoretiker auftraten und von der „wahren“ Kunst Enthaltsamkeit der Politik und der Gesellschaft gegenüber verlangten. Der eingangs erwähnte Walter Muschg forderte in seinem Referat auf der Kulturkritikertagung noch 1958: „Für uns sind alle diese Bindungen des Dichters an die Gesellschaft historisch erledigt. (...) Das optimistische Nationalbewußtsein so vieler bedeutender Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts kommt für uns (...) nicht in Betracht.“

Die Entwicklung, die die Schriftstellervereinigung „Gruppe 47“ genommen hat, ist vielleicht für den fortlaufenden Verlust des gesellschaftlichen Engagements charakteristisch. Diese Gruppe wurde 1947 von den Schrift-

stellern Hans Werner Richter und Alfred Andersch gegründet, und zwar offensichtlich mit dem Ziel, der Demokratie zum Durchbruch zu verhelfen. Mit der Zeit kamen immer mehr Autoren zu der Gruppe, man traf sich im Jahr ein- oder zweimal und las sich gegenseitig aus zumeist noch nicht veröffentlichten Werken vor. Die anfängliche kulturpolitische Zielsetzung wurde mehr und mehr verdrängt, und die Zusammenkünfte begannen immer stärker einen allgemein-literarischen Charakter zu tragen. Wohl erweiterten Kritiker und einige Hochschulprofessoren den immer unverbindlicher werdenden Kreis, doch den Kontakt zum großen literarischen Publikum, gar zu den arbeitenden Menschen fand man nicht. Die „Gruppe 47“ vermochte die Isolierung, in welche die Literatur durch die oben genannten Faktoren getrieben wurde, nicht zu überwinden. Das breite Lesepublikum wurde „vertreten“ von den Verlegern, denen naturgemäß das Geschäft am nächsten lag. Auch das wirkte sich negativ auf den Entwicklungsgang der „Gruppe 47“ aus, und sie verlor an Einfluß auf das gesellschaftliche Leben in Westdeutschland.

Gegenwärtig tritt der Kampf zwischen den friedliebenden und den militaristischen Kräften in ein neues entscheidendes Stadium: Die Bonner Militaristen wollen mit aller Gewalt die Vorbereitung des Atomkrieges beenden. Nachdem die rechte SPD-Führung jetzt auch offiziell mit fliegenden Fahnen auf den Bonner Atomkriegskurs eingeschwenkt ist, verlangt die Bonner „Demokratie“ auch von den Schriftstellern, daß sie sich mit dem Bonner Staat gleichschalten. Hatte man der Literatur zuvor „Selbstbescheidung“ in der Gesellschaftskritik auferlegt und sie aufgefordert, sich nicht an die Gesellschaft zu binden, so reicht den Atomkriegsstrategen diese Haltung heute nicht mehr aus, und sie verlangen, daß die Literatur sich für den Bonner Staat engagiere. Im Mai dieses Jahres schrieb Friedrich Sieburg, von dem man es früher auch anders gehört hatte, in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“: „Eines leistet sie (die Literatur) nicht in unserem Lande: Sie fügt dem, was zu einem Ganzen verbinden könnte, nichts hinzu. Ihre gesellschaftliche Gestaltungskraft ist gleich Null; es ist ihr nicht gegeben, den fragwürdigen Zusammenhalt der Deutschen zu verstärken. (...) Bei uns wird ins Leere geschrieben. (...) Das entfernt sie (die Literatur) von der Politik.“ Und sind die Autoren nicht willig, so folgt zunächst sanfte Gewalt. Sie werden vom Verfassungsschutz unter Aufsicht gestellt; in ihren Telefonen „knackt“ es wieder „etwas mehr als natürlich“, was sie selbst zu dem Ausruf veranlaßt: „Guten Tag, Herr Göring, sind Sie schon wieder da? Wollen Sie sich bitte nicht gefälligst mit Ihrem Allerwertesten von meinem Telefon erheben?!“ (August Scholtis). Es tritt immer offener zutage, daß vom Militarismus und Imperialismus eine Gefahr ausgeht, welche die westdeutsche Literatur am Lebensnerv bedroht.

Aber es werden jetzt auch Stimmen laut, die von der Literatur ein entschiedeneres Eintreten gegen den Militarismus und für die Erhaltung der Demokratie fordern. So ruft Heinz von Cramer in der September-Ausgabe der Zeitschrift „Kultur“ die westdeutschen Schriftsteller auf, sich ihrer Funktion als Gesellschaftskritiker und Ankläger gegen „die autoritäre Scheindemokratie“ bewußt zu werden. In seinem Aufsatz, den er „Die Literatur auf leisen Sohlen“ betitelt, schreibt er, daß dem schriftstellerischen Beruf der letzte Sinn genommen würde, wenn er sich zu dieser Funktion nicht bekenne; „er (der Schriftsteller) wird nur gänzlich zum Spielball jeder Konjunktur, jeder Machtkonstellation werden, wird dann nicht einmal mehr der Rufer in der Wüste sein. Er hat als denkender Mensch und folglich als Schriftsteller Selbstmord verübt! (...) Wir sollten die Zeit nützen, die man unserer körperlichen Existenz noch läßt.“

So sind auch die oppositionellen Schriftsteller in Westdeutschland vor neue Fragen gestellt. Die politische und gesellschaftliche Entwicklung, das Wiedererstarken des westdeutschen Militarismus und Imperialismus verlangt von ihnen, daß sie sich entscheiden für eine friedliche Zukunft Deutschlands. Jetzt und hier muß sich zeigen, wieweit die Linken in ihrer oppositionellen Haltung prinzipiell und konsequent bleiben; die große Offensive aller Friedenskräfte im Weltmaßstab eröffnet auch ihnen neue und günstige Möglichkeiten, mit ihrer Literatur eine Heimat zu finden.

Der Entwicklungsgang des linksliberalen Münchner Schriftstellers Hans Werner Richter zeigt deutlich, daß diejenigen Schriftsteller, denen es mit ihrer demokratischen und antimilitaristischen Haltung wirklich ernst ist, immer näher an die Seite der Friedenskräfte in Deutschland geführt werden und manche überkommenen, aber von der Geschichte widerlegten Vorurteile aufgeben zugunsten einer tieferen Einsicht in die Realität. Richters Kritik an verschiedenen Erscheinungen des westdeutschen Lebens, vor allem seine Kritik an der Atomrüstungspolitik der Bonner Regierung, ist auch in unserer Republik bekannt. Er ist nicht nur einer der führenden Köpfe der „Gruppe 47“, sondern er gehört auch zu den Gründern des Grünwalder Kreises, einer Vereinigung von Intellektuellen, die sich gegen den westdeutschen Militarismus wandte. Richter trat auch entschieden auf gegen die Wiederverwendung aktiver Faschisten im Bonner Staats- und Justizapparat. Andererseits aber stand Hans Werner Richter dem Leben in unserer Republik und im sozialistischen Lager in verschiedenen Fragen verständnislos gegenüber.

Diese Position machte sich auch in seinem schriftstellerischen Schaffen bemerkbar. Sein zweiter Roman „Sie fielen aus Gottes Hand“ (1951), der zu einer Zeit erschien, als die Remilitarisierungs- und Restaurationspolitik noch nicht so offen zutage trat, zeigt eine starke antikommunistische Tendenz.

Dieses Buch unterstützt die These rechter sozialdemokratischer Führer, daß der Kommunismus und die Sowjetunion im Vergleich mit dem Faschismus das größere Übel seien. Nach dieser nicht sehr originellen Idee montierte Richter das Buch; alle Gestalten, die Komposition usw. wurden in dieses Schema gepreßt, so daß am Ende ein Buch herauskam, mit dem selbst die reaktionäre Literaturkritik nicht zufrieden war, obgleich Richter einen von westeuropäischen Verlegern gestifteten Preis erhielt. So bemerkte der gewiß nicht „linker“ Sympathien verdächtige Karl August Horst: „Da er (Richter) keine Menschen darstellte, sondern Puppen, die er nach festgelegtem Plan dem Finish zuschob, wurde aus dem Roman eine Time-Table mit genauer Angabe der Routen, Stationen und Passagiere; doch bei aller Präzision kam der Leser zu keinem Reiseerlebnis, weil der Autor vergessen hatte, für lebendige Menschen zu sorgen.“

Wie die antifaschistische Haltung und Wirkungsmöglichkeit dieses Buches durch seinen Antikommunismus paralyisiert wird, geht u. a. aus folgender Szene hervor: Nach dem Kriege tritt der Sozialdemokrat Krause in einer Stadtverordnetenversammlung für die Beseitigung der Baracken eines ehemaligen Konzentrationslagers ein: „Meine Herren, es geht in dieser Zeit überhaupt nur um das Lager. Das Lager liegt am Rande unseres Lebens, es wächst immer tiefer in unser Leben hinein und bedroht unsere ganze Zivilisation. Es ist ein Krebseschaden. Morgen, meine Herren, können Sie alle in einem solchen Lager sitzen. (. . .) Wir müssen die Reste der Gewaltherrschaft beseitigen, bevor sie Gewalt über uns gewinnen. Diese Lager machen sich selbständig. Sie ziehen Menschen an und sind eine Verlockung für jede neue Macht (. . .)“ – Er dachte dabei an seinen Sohn Otto, der immer mehr zum Kommunismus neigte und bei jeder Gelegenheit sagte: „Einsperren, einsperren ist das einzige, was hilft. Mit der Humanität allein funktioniert die Sache nicht.“ Krause, der hier als Antifaschist auftritt – und er ist die Gestalt mit der stärksten Aussagekraft –, wendet sich aber nicht gegen die wirklichen Überreste des Faschismus, die in Westdeutschland heute wieder „Gewalt“ gewonnen haben, sondern sein eigentliches Anliegen richtet sich gegen die Kommunisten. Mit diesem Buch hatte Richter alle positiven Ansätze zu einer kritisch-realistischen Gestaltung, die in seinem Erstling „Die Geschlagenen“ (1949) enthalten waren, wieder aufgehoben.

Richter ist diesen für ihn und sein literarisches Schaffen so verhängnisvollen Weg nicht weitergegangen. In seinem dritten Kriegsbuch „Du sollst nicht töten!“ (1955), das erschien, als die Militaristen und Revanchisten bereits wieder offener hervortraten, ist der Antikommunismus stark in den Hintergrund gedrängt. Aus dem ganzen Buch geht Richters Abscheu gegen den faschistischen Krieg hervor und sein ehrliches Bemühen, mit der Enthüllung des faschistischen Scheinheldentums und der Grausamkeit der

faschistischen Kriegsführung den neuen Militarismus zu treffen. Allerdings wurde dieses Buch wie manch anderes Werk, das in Westdeutschland gegen den Krieg geschrieben wurde, nicht nachhaltig wirksam; denn auf die Lebensfrage unserer Nation: Was ist zu tun, um den westdeutschen Militarismus zu bändigen? gibt Richter nur eine unvollkommene Antwort. Vor allem bleibt dem Leser unklar, wem Richter „Du sollst nicht töten!“ zuruft. Wendet er sich gleichzeitig an die faschistischen Mörder einerseits und an die Widerstandskämpfer und Partisanen andererseits? Darüber gibt das Buch keine Klarheit, und so kann es lediglich zu passivem Widerstand auffordern, der die Menschheitsfeinde jedoch gewähren läßt. Wohl vermochte Richter das Chaos zu fassen, in das die Menschen durch die Kriegsereignisse gerissen wurden. In dem Buch dominieren Szenen, in denen die Grausamkeiten, die ein Krieg hervorbringen kann, genau erfaßt sind. Damit hatte Richter zwar die Stimmung vieler Menschen ausgedrückt; aber er blieb einseitig bei der Darstellung der Ohnmacht des Menschen stehen.

Damals schrieb Richter in einem Aufsatz: „Das Kennzeichen unserer Zeit ist die Ruine. (. . .) Die Ruine lebt in uns und wir in ihr. Die Ruine, das ist der Weg des Menschen aus der Sicherheit eines bürgerlichen Seins durch die Schlammlöcher des Todes, durch die Qualen der Verzweiflung und durch die Nächte der Furcht und Flucht vor sich selbst. Dieser Ausbruch des Dämonischen, die Eruption dunkler Kräfte, denen der Mensch nicht mehr Herr zu werden vermag, inmitten der Strukturumwandlung der menschlichen Gesellschaft, das ist die Realität unserer Zeit.“ Nach Richters Ansicht handeln die Menschen unter dem Einfluß magischer Kräfte. Dunkle, unerkennbare und unbeeinflussbare Gewalten bestimmen die Charaktere, und dementsprechend begehen die Personen entweder gute oder schlechte Taten: Es gibt für sie keine gesellschaftliche Bestimmung. Zwei Brüder werden in „Du sollst nicht töten!“ auf Grund ein und derselben Charakteranlage zu einem Faschisten und einem Antifaschisten. Hysterie und Fanatismus sind dabei einmal mit Bejahung, das andere Mal mit Verneinung und Melancholie gepaart. Auf solche Weise gelingt Richter natürlich keine realistische Motivierung der Charaktere und ihrer Handlungen. Das muß er ersetzen durch abstraktes Psychologisieren. Dabei fallen die individuellen und gesellschaftlichen Momente völlig auseinander, und Richter erweckt den Anschein, als seien Krieg und Faschismus keine gesellschaftlichen Erscheinungen, sondern Naturkatastrophen, die über die Menschen hereinbrechen. Richter sieht im Faschismus lediglich einen Ausbruch negativer Charaktererscheinungen des Kleinbürgertums. Deshalb kann er auch den Zusammenhang zwischen Faschismus und Imperialismus nicht aufdecken. So wurde die antimilitaristische und antifaschistische Wirkung des Buches abgeschwächt, weil es mit dem Krieg nicht zugleich die imperialistische Gesellschaft anklagte, auf



deren Boden Faschismus und Krieg gedeihen. Das trennt Hans Werner Richter auch von den großen kritischen Realisten Heinrich und Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und Arnold Zweig, die ihre Kampfansage gegen den Faschismus zugleich mit der Kampfansage an die imperialistische Gesellschaft verbunden haben.

In seinem letzten Buch „Linus Fleck oder Der Verlust der Würde“ setzt sich Richter mit der Entwicklung in Westdeutschland nach 1945 auseinander. Welche Absicht er damit verfolgte, scheint uns aus seinem Beitrag zu dem Buch „Ich lebe in der Bundesrepublik“ hervorzugehen. Dort schreibt Richter: „Eine Art politischer Schlafkrankheit, die alle und jeden befallen hatte, woher kam sie? Wer hatte sie in den elf Jahren bundesrepublikanischer Herrschaft hervorgezaubert? Die Regierung? Das Wirtschaftswunder, die schnelle technische Entwicklung, die erkannte eigene Ohnmacht? – Es war eine Welt, deren innere Leere ich erst jetzt ganz begriff.“ (Nach einem Besuch in der Deutschen Demokratischen Republik! K. J.) Dieser politischen Schlafkrankheit, dieser inneren Leere will Richter mit seinem „Linus Fleck oder Der Verlust der Würde“ den Kampf ansagen.

Im Mittelpunkt des Romans steht die Geschichte des Linus Fleck, der sich 1945 bei den Amerikanern anbietet und, nachdem er einige Zeit bei ihnen als Tellerwäscher gearbeitet hat, sich durch seine Fähigkeit, geschickt zu lügen, so viel Achtung und Anerkennung verdient, daß er mit der Redaktion der Jugendzeitschrift „Der Korkenzieher“ beauftragt wird. Da er selbst keine journalistischen Fähigkeiten besitzt, engagiert er sich seinen ehemaligen Mitschüler Waschbottel, der für ihn die wichtigsten Artikel schreiben muß. Natürlich tritt die Zeitschrift in den ersten Nachkriegsjahren für die demokratische Umerziehung der Jugend und für die Entmilitarisierung ein. Aber Linus Fleck ist es im Gegensatz zu Waschbottel nie ernst mit der demokratischen Gesinnung; er paßt sich jeder Entwicklung an. Als es immer offensichtlicher wird, daß es den Amerikanern gar nicht darum geht, den Militarismus auszurotten und wirklich demokratische Verhältnisse in Westdeutschland herzustellen, ist es Waschbottel, der deshalb einen Artikel gegen die Besatzungspolitik der Amerikaner schreibt. Linus Fleck hingegen ordnet sich jedoch sofort den Wünschen der Amerikaner unter und verhindert jede weitere Kritik in seiner Zeitschrift. Nach der Währungsreform geht der „Korkenzieher“ ein, denn keiner hat jetzt mehr Interesse für Demokratie und Entmilitarisierung, keiner will mehr sein gutes Geld in solchen Idealen anlegen. Die politische Schlafkrankheit beginnt, der Verlust der Würde nimmt seinen Anfang. Zweifelhafte Literaturerzeugnisse, Magazine und Filmjournale beherrschen das Zeitschriftenwesen. Das Leben „normalisiert sich wieder“; der Militarismus und Imperialismus nehmen ihre alten Machtpositionen wieder ein. Der Bundesbürger Linus Fleck paßt sich

dieser Entwicklung an, er wechselt das Betätigungsfeld und gibt ein Film-journal heraus, in dem von Demokratie und Entmilitarisierung kein Wort mehr zu finden ist, er beteiligt sich an einem Film, der die Remilitarisierung begünstigen soll – er steigt ins Geschäft und lebt auf Kredit und durch Betrügereien ein herrliches Leben. Doch am Ende wird er durch noch größere Gauner und Betrüger ausgebootet.

In dem bereits zitierten Buch „Ich lebe in der Bundesrepublik“ fragt sich Richter, woher diese auch im „Linus Fleck“ gestaltete Entwicklung ihren Ausgang genommen habe. „Ich lebe in der Bundesrepublik. Oder lebe ich vielleicht, massenpsychologisch gesehen, schon wieder im Vorhof eines kommenden neuen autoritären Systems? Eines Systems, das im Namen der Freiheit die Freiheit unterminiert, im Namen des Rechts das Recht untergräbt, im Namen der Demokratie die Demokratie liquidiert? Ich weiß es nicht.“

Mit dieser Fragestellung hat Richter eine echte Problematik getroffen, aber in seiner Antwort wird die tiefe Unsicherheit sichtbar, in der er selbst sich befindet. Im „Linus Fleck“ zeigt Richter als wichtige Ursachen für den gegenwärtigen Zustand Westdeutschlands die Remilitarisierung und das schöne Geld des Wirtschaftswunders. Aber mit diesen gesellschaftlichen Erscheinungen wird Richter noch nicht fertig, er weiß noch nicht um ihre tieferen Zusammenhänge, so daß seine gesellschaftskritische Aussage letztlich doch in Resignation ausläuft.

Die interessanteste Figur des Buches ist Waschbottel. In dieser Gestalt hat Richter versucht, einen Vertreter der positiven Kräfte zu formen und einen Ausweg aus der gefährlichen Situation zu finden. Waschbottel, der zunächst den „dritten Weg“ vertritt – er wendet sich sowohl gegen die Restaurationspolitik wie auch gegen den Kampf der Arbeiterklasse für eine konsequente Demokratie und nennt die Entwicklung der Arbeiterbewegung zumindest seit Lenin eine Fehlentwicklung –, wird durch den immer offener werdenden Militarismus dahin gebracht, daß „für ihn (...) jede weitere Konzession gegenüber der Politik und auch dem Geld gegenüber eine Unmöglichkeit“ wird. Er kann nicht glauben, daß die Entwicklung in Westdeutschland „unter einer erstickenden Restauration ohne jede geistige Elastizität, ohne Inhalt, erneutes Macht- und Militärdenken, statt Abkehr von der eigenen verhängnisvollen Geschichte ...“ für Deutschland zum Guten ist. Waschbottel – und in diesem Punkt wie in vielen anderen ist der Autor mit seiner Gestalt identisch – möchte verhindern, daß sein Volk wieder in einen Abgrund geführt werden kann. Dabei sieht er auch ganz klar die Gefahr, als Kommunist verdächtigt und schikaniert zu werden, sobald er offen für Demokratie und Entmilitarisierung auftritt. Doch Richter hat den hieraus entstehenden Konflikt nicht vertieft und sich dadurch eine große Möglichkeit entgehen lassen. Sein Held geht vielmehr den Weg der Utopie aus der „gro-

ßen Welt“ in den „kleinen Kreis“ zurück: „Er sprach jetzt von der Demokratie, die ihm trotz aller Ironie und allem Zynismus immer ernst gewesen sei, von Anfang an, schon in der großen Zeit des ‚Korkenziehers‘, aber Demokratie sei nicht eine Frage des Staates und seiner Organisation, sondern eine Frage der Mentalität; und deshalb habe er sich entschlossen, dort zu wirken, wo diese Mentalität wachsen und sich entwickeln könne, nämlich auf dem Gebiet der Erziehung; dort, so sagte er, wolle er das Seine tun, im kleinen Kreis, für die heranwachsende Jugend und gegen eine Entwicklung, die vielleicht wieder verhängnisvoll werden könne.“ Waschbottel will sein Studium beenden, um dann seine Aufgabe als Erzieher zu erfüllen. Aber werden in der Zwischenzeit nicht die Kräfte der Restauration und des Militarismus alle Reste der Demokratie beseitigt haben, so daß Waschbottel zu spät kommt? Waschbottels Ausweg, der „Weg des ohnmächtigen Opponenten“, führt nicht zu einer realistischen Lösung des Konflikts.

In Waschbottels Situation befinden sich heute viele Vertreter der „heimatlosen Linken“, jene linken Schriftsteller, die mit einer gesellschaftskritischen Literatur wirken wollen. Aber dort, wo Waschbottel an einer realen Wirkungsmöglichkeit zweifelt, sind wir der Meinung, daß die Vertreter der oppositionellen Linken in ihrem literarischen Schaffen und gesellschaftlichen Wirken auch heute in Westdeutschland noch eine Perspektive haben. Allerdings können sie diese Perspektive nur gewinnen, wenn sie den „Weg des ohnmächtigen Oppositionellen“ verlassen, wenn sie sich der großen Kampffront aller friedliebenden Deutschen gegen die Gefahr eines Atomkrieges anschließen. Die großen kritischen Realisten Heinrich Mann, Thomas Mann und Lion Feuchtwanger fanden im Kampf gegen den Faschismus über die Volksfrontbewegung den Weg an die Seite der deutschen Arbeiterklasse. In ihrer Beteiligung am Kampf zur Befreiung des deutschen Volkes vom Hitlerfaschismus befreiten sie sich selbst vollends aus der „eisigen Umklammerung“ und konnten Werke schaffen, die nationale und weltliterarische Bedeutung erlangten. Heute sind die objektiven Möglichkeiten für den opponierenden demokratischen Künstler in Westdeutschland weitaus günstiger; denn in der Deutschen Demokratischen Republik sind mit den Arbeitern und Bauern die entscheidenden Kräfte der Demokratie und des Friedens zur Staatsmacht geworden. Richter selbst mußte erkennen, daß hier die Menschen politisch wachsam und rege sind, daß sie mit aller Entschiedenheit gegen den Militarismus auftreten, daß sie, im Gegensatz zu Westdeutschland, nicht von der „politischen Schlafkrankheit“ befallen sind. „Man hat hier ein waches Ohr für jeden falschen Ton der Bundesregierung, für jeden Fehltritt in der Entwicklung.“

Ja, wir sind wachsam gegenüber dem westdeutschen Militarismus, gleichzeitig nehmen wir aber auch mit Freude jede Stimme zur Kenntnis, die gegen

den Militarismus Front macht, und reichen jenen die Hand, die auf der Seite des Volkes und des Friedens stehen. Richter überschrieb seinen Beitrag: „Zu spät?“ Nein, noch ist es nicht zu spät! Die Entscheidung ist noch nicht gefallen, und es bedarf auch der besten Schriftsteller in Westdeutschland, um alle Bevölkerungskreise wachzurütteln und den Militarismus zu bändigen. In diesem Ringen um die Rettung unserer Nation werden die „Heimatlosen“ ihre Heimatlosigkeit überwinden und neue Möglichkeit für ihr realistisches literarisches Schaffen gewinnen. Aber die Entscheidung für Deutschland und gegen seine Feinde tut jetzt not. Morgen kann es schon zu spät sein.

---

**E**uer Kampf gegen den verbrecherischen Algerienkrieg, Schriftsteller, Künstler, Lehrer, Intellektuelle in Frankreich, ist ein Teil des weltumspannenden Kampfes für den Frieden.

Trotz Drohungen, trotz Schikanen, trotz aller Versuche, Euch zu verleumden, setzt Ihr in diesem Kampf all Eure Fähigkeiten, all Eure Talente ein. Ihr sollt wissen, in dieser schwierigen und entscheidenden Stunde, daß wir an Eurer Seite stehen.

Wir sehen in Frankreich die Heimstätte humanistischer Gesinnung. Immer noch geht die Marseillaise, Eure Nationalhymne, um den ganzen Erdball, weil sie die Unterdrückten aufruft, die Tyrannei abzuschütteln.

Und Ihr, französische Schriftsteller, Künstler, Lehrer, Intellektuelle, die Ihr Euch gegen das Unrecht des Kolonialismus auflehnt, handelt in ihrem Geist.

Wir sind gewiß, daß Eure gerechte Sache in naher Zukunft durch die gesunden Kräfte Eures Volkes siegen wird. Trotzdem wollen wir Euch unserer dauernden Solidarität versichern, unserer Bereitschaft, Euren Kampf aktiv zu unterstützen.

Deutscher Schriftstellerverband  
*Anna Seghers*

Berlin, 6. Oktober 1960

Adolf Endler

## Tendenz steigend

Reihe „Treffpunkt Heute“, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale)

Hans Jürgen Geerdts bedauert in seinem Referat „Die Arbeiterklasse in unserer neuesten epischen Literatur“ (NDL Heft 5/1960), daß er aus Zeitmangel nur wenige Darstellungen der Arbeiterklasse von jungen Autoren berücksichtigen könne. Das weist auf den Reichtum des vorliegenden Materials. Eine der von Geerdts kommentierten Arbeiten ist die bemerkenswerte „Regengeschichte“ von Erik Neutsch, die in der Reihe „Treffpunkt Heute“ erschienen ist. Aber nicht nur in der „Regengeschichte“, sondern in fast jedem der bisher zwanzig Hefte holen sich die Autoren Gestalten der Arbeiterklasse in den Mittelpunkt. Wenn das so weitergeht, wird man wohl auf Grund der Reihe bald eine vollständige Liste der Berufe und Berufszweige in der DDR anfertigen können. Schon jetzt haben Chemiearbeiter (und zwar verschiedenster Spezialzweige), Dreher, Eisenbahner, Bergleute, Elektrotechniker, Molkereiangestellte, Bauarbeiter usw. ihre Autoren gefunden.

Die an sich erfreuliche Feststellung schließt allerdings eine gewisse Kritik ein: Das Auge der Autoren ist zuweilen noch zu krampfhaft auf einen einzigen Betrieb oder gar eine einzige Abteilung gerichtet. Solche „Askese“ lähmt leicht die schöpferische Phantasie. Einige junge Schriftsteller scheinen im Zeitalter der Luniks und Sputniks derartig unter der Anziehungskraft der Erde zu leiden, daß sie kaum den Kopf zu heben und nur einen geringen Lebenskreis zu überblicken vermögen. Das führt, auch in kürzeren Arbeiten, die natürlich eine gewisse Beschränkung auferlegen, zu künstlerischer Ärmlichkeit und Trockenheit. Schweiß-

triefend – Phantasie könnte gefährlich sein! – zieht man sich gleichsam von Handlungspartikel zu Handlungspartikel. „Ich schreibe ein Buch über Molkereiarbeiter!“ Also nur nicht nach rechts und links gucken.

Die Nachteile für eine realistische Gestaltung liegen auf der Hand. Aber es scheint, daß die Phantasiefeindlichkeit sogar „theoretische“ Verfechter hat. Man muß es annehmen, wenn man liest, wie Marta Nawrath nach einem erfundenen Gespräch mit dem toten Heine sich gegen folgende Meinung glaubt verteidigen zu müssen: „Gespräche mit Toten sind unrealistisch und gegen jede Vernunft.“ Derartigen Ansichten entspricht selbstverständlich eine bedrückende Farblosigkeit, eine Armut des Stils, die den Wert mancher der Erzählungen mindert. Darauf können wir freilich, obwohl es sich um eine für die weitere Entwicklung unserer Literatur recht wichtige Frage handelt, nur am Rande eingehen.

Dies wird uns um so leichter, als man gerade in einigen der letzten (unter ihnen die „Regengeschichte“ und Kurt Steinigers „Die Herrin“) und einigen der angekündigten Hefte (darunter die „Ofengeschichten“ Friedrich Döppes) diese und andere häufige Schwächen nicht mehr antrifft. Die Qualität nimmt im allgemeinen stetig zu, und – das mögen die Verfechter einer allzu mechanischen Abstandstheorie gründlich beobachten – merkwürdigerweise im gleichen Maße, wie sich die Thematik der Heftchen der Gegenwart nähert. Daraus läßt sich natürlich keine Regel ableiten. Aber es ist doch ein bemerkenswertes Faktum, daß jetzt, um wieder auf die



„Sprache“ zu kommen, sie wieder rote Bäckchen bekommt und blanke Augen hat. Das ist wichtiger, als mancher denkt. „Treffpunkt Heute“ hat nämlich die Dekadenten, aber sprachlich zum Teil nicht uninteressanten „Tangenten“ abgelöst. „Treffpunkt Heute“ mußte beweisen, daß das poetische, intensive Wort nicht der Dekadenz vorbehalten ist. Die Entwicklung der Reihe gibt uns nun gute Argumente für unseren Standpunkt auch in dieser Beziehung in die Hände.

Dabei hat die Reihe sehr unglücklich debütiert. Die zwei ersten Bändchen – Arnold Leetzens „Mädchen und Mäzene“ und Erwin Lademanns „Der Anruf“ – wurden trotz der Proteste der Autoren rechtens von der „Lese-Eule“ verspottet. Trotzdem gebietet es die Gerechtigkeit, auch hier zu differenzieren. Während der Titel des Leetzschen Produktes bereits auf dessen Kolportage-„Charakter“ weist, zielt Lademann zweifellos um einige Grade höher. Es geht ihm um das ernste Thema des 17. Juni, um die Entlarvung der Anstifter. Aber leider war zur Entstehungszeit des Büchleins gerade „Der alte Mann und das Meer“ erschienen. So hat es nur zu einer unfreiwilligen Parodie auf Hemingway gereicht. Dort unterhält sich bekanntlich der alte Mann mit einem Fisch, hier ein Blinder mit einem Hund: „Ich kann nicht sehen, ob du Gras frißt“, sagte er zu der Dogge, „aber ich glaube, das tun alle Hunde. Bei Katzen ist das auch so.“ Hoffen wir, daß die Dogge wenigstens das Gras nicht frißt, das über die Geschichten von Leetz und Lademann wachsen möge!

Heute ist die Reihe so weit gediehen, daß es uns möglich wird, an den Hefen einige allgemeine Entwicklungstendenzen unserer jungen Literatur zu demonstrieren, was in diesem Rahmen allerdings nur ausnahms- und andeutungsweise geschehen kann. Auf jeden Fall gewinnt man den Eindruck: Hier gehen hoffnungsvolle Leute einer frischen Schriftstellergeneration Schritt für Schritt, einander stützend, allmählich, aber sicher vorwärts. Gerade die „Regengeschichte“ von Erik Neutsch

(„Es ist eine Erzählung, die in ihrer Weise vollauf in eine Reihe mit den Werken älterer bekannter Autoren gehört“, sagt Geerds) zeigt neben Steinigers „Die Herin“ am deutlichsten, zu welchen schönen Ergebnissen die gemeinsamen belletristischen Bemühungen führen, die in der „Treffpunkt Heute“-Reihe auf repräsentative Weise sichtbar werden.

Das noch oft von den überkommenen Widersprüchen der kapitalistischen Epoche belastete Verhältnis zwischen Arbeitern und Intelligenz ist in der Reihe schon zweimal aufgegriffen worden. So erscheint uns die „Regengeschichte“ beinahe wie das vorläufige Endprodukt einer Experimental-Reihe, die mit Paul Schirdewahns „Stolz gehört zu uns“ begann und mit Martin Schellenbergers „Falschfahrt“ fortgesetzt wurde, zwei Arbeiten, die man als (noch unvollkommene) Versuche einschätzen muß, sich des Themas zu bemächtigen.

Es ist bemerkenswert, wie sowohl die Gestalten der Intellektuellen als auch die der Arbeiter von Mal zu Mal differenzierter dargestellt werden, wie zudem die verhältnismäßig einfache Fabel Schirdewahns von der komplizierten, ja verwirrenden Schellenbergers – verwirrend wie das Schaltwerk des Bahnhofs, wo sie spielt – abgelöst wird und diese wieder von der einfachsten, aber überzeugendsten der drei, der Fabel der „Regengeschichte“. Es zeigt sich beim Vergleich, daß eine komplizierte Fabelkonstruktion zuweilen den Mangel an psychologischer Vertiefung ersetzen soll. Nicht zuletzt gewinnen die Charaktere durch die reichere Sprache Neutchs faßbarere Kontur. Der Tüftelei – „Wie ist das denn eigentlich mit den Arbeitern und der Intelligenz?“ – ist am Ende die klare Antwort beschieden worden.

Der Vergleich der drei Arbeiten wird um so kräftiger herausgefordert, als die Vertreter der Intelligenz ähnliche berufliche Positionen einnehmen. Schirdewahn und Schellenberger führen uns Ingenieure, Neutsch einen jungen Betriebsleiter, einen Chemiker, vor. Sind es aber bei Schirdewahn und Schellenberger Leute der

„alten“ Intelligenz, so kommt Dr. Bellmann frisch von unseren Universitäten; und muß in der „Stolz“-Geschichte die Zurückhaltung, ja ein der feindlichen Haltung naher Hochmut des bewährten Ingenieurs durch die Arbeiter besiegt werden, so wird bei Schellenberger das ganze Personal eines Bahnhofs durch einen Unfall veranlaßt, sich zu einem wirklichen Kollektiv zu entwickeln. Hier sind nicht nur die Arbeiter vom Ingenieur, sondern auch die Arbeiter untereinander durch Gleichgültigkeit getrennt. Neutsch schließlich stellt dem aufgeschlossenen Dr. Bellmann und dem Neuen überhaupt einen alten, verbissenen Meister entgegen, der glaubt, seine Fähigkeiten würden nicht genügend anerkannt und der gegen das „Greenhorn“ Bellmann intrigiert. Ein Arbeiter ist es also, der hier eines Besseren belehrt werden muß. Der Variationen, wie man sieht, gibt es genug. Die zunehmende Differenziertheit der Darstellung von Konflikten aus unserem sozialistischen Alltag tritt an den unterschiedlichen Auffassungen des Themas deutlich hervor.

Dennoch greift der eine oder andere Autor noch hier und da zur bequemen Schablone. Warum beispielsweise taucht so häufig und vor allem so einförmig das Motiv der Republikflucht auf, wenn der Held der Erzählung in Konflikte gerät? Natürlich haben wir keinen Grund, dem Thema auszuweichen. Ich habe aber den Eindruck, daß mancher Autor, indem er den Gedanken der Republikflucht in seinem Geschöpf aufkeimen läßt, es sich einfach zu leicht macht. Auch in dieser Beziehung unterscheidet sich Neutsch erfreulich von Schellenberger und Schirdewahn. Beide Ingenieure haben der Versuchung zu widerstehen. Bei Neutsch aber – überzeugend, weil es so unkonventionell ist oder weil man gleich weiß, daß es sich lediglich um brummiges Geschwätz handelt – ist es der alte Arbeiter Kelle, der sagt: „Was meinst du, warum unser Betriebsleiter zum Westen gegangen ist? ... Das war ein Wissenschaftler von Rang.“ Gerade solche unkonventionellen Akzente

machen die Gefahr der Schablone deutlich, der andere Autoren leicht erliegen.

Das betrifft keineswegs nur Schirdewahn und Schellenberger. Der Gedanke der Republikflucht spielt zumindest in Steinigers „Herrin“ und in „Ein Zug fiel aus“ von Rudolf Bartsch eine entscheidende Rolle; das Motiv klingt auch in anderen Heften an. In keinem dieser Fälle ist man von der Darstellung restlos überzeugt, in jedem kennt die Methode mit geringen Abweichungen vier Handlungsschritte: 1. Konflikt. 2. Der Verführer tritt auf. 3. Der Verführte schwankt. 4. Ein überraschender Unglücks- oder Glücksfall überzeugt den Schwankenden davon, daß man ihn „trotz allem braucht“. Bei Steiniger kalbt eine Kuh, um den Sohn der „Herrin“ moralisch an die Republik zu fesseln, dem Cupka Rudolf Bartschs läuft auf dem Bahnhof sein Brigadier über den Weg, dessen Frau gerade ein Kind geboren hat, Schirdewahn entfesselt eine Katastrophennacht, Schellenberger ruft väterlich-verständnisvolle Polizei.

Ist denn „Flucht“, so möchte man die Autoren fragen, bei uns nur in der einzigen Form der Republikflucht vorstellbar? Werden da nicht sehr bedenkens- und gestaltenswerte Modifikationen der Literatur vorenthalten? Flucht vor Problemen kann zum Beispiel in einen anderen Betrieb führen, in eine weniger verantwortungsvolle Stellung, aus der Stadt aufs Land, vom Land in die Stadt. Welche Möglichkeiten neuer, literarisch äußerst ergiebiger Konflikte werden verspielt, wenn man als einzige Tür die nach dem Westen öffnet. Der Held, wenn er ein solcher ist, wird trotz seines Schwankens diese Tür ja doch zuschlagen: siehe, der Fall ist erledigt! Wie aber, wenn ihm ein anderer Betrieb verheißungsvoll winkt? Ich kenne genug Fälle, in denen ein Arbeitswechsel nichts anderes als Flucht vor Problemen war, die man nicht lösen zu können glaubte und die einen dann doch auch an den neuen Arbeitsplatz verfolgten, wo man sich unter anderen Bedingungen wiederum mit ihnen auseinandersetzen mußte.

Man darf Neutsch dafür dankbar sein, daß er die triste Republikfluchtschablone entschlossen zertrümmert hat. Ja, auch sein Held kämpft mit der Resignation, ja, auch er spielt mit der Absicht, den Posten des Betriebsleiters zu verlassen, auch er flieht. Aber er flieht – und das ist nicht im geringsten kitschig dargestellt – in die Musik! Am Klavier hadert er mit sich und den anderen, bis das Hin und Her der Gedanken und Gefühle sich produktiv erlöst: „Er startete auf die zwei Worte, die Beethoven einst in ähnlicher Lage niedergeschrieben hatte: ‚mit Entschlossenheit‘.“

„Mit Unentschlossenheit“ dagegen reagiert der Held Rudolf Bartschs, der Kumpel Cupka, als ihn seine Geliebte, eine talentlose Schlagersängerin, die sich allerdings auf Nachtlokalbühnen geschickt zu produzieren weiß, zum Verlassen der Republik verleiten will. Aber obwohl Bartsch angesichts des Republikfluchtmotivs versagt und sich in abseitige psychologische Spekulationen verrennt, sobald sich Cupka der Republikflucht nähert, ist seine Erzählung der wichtigste Beitrag zur Darstellung des Verhältnisses der Geschlechter in unserer Gesellschaft, den die Reihe bietet. Außer Bartsch bemühen sich J. C. Schwarz in Abschnitten seiner Reportage „Die Rechnung geht auf“ und Kurt Herwarth Ball in seiner Geschichte „Begnadigt von unserer Zeit“ um diesen Themenkreis.

Von den männlichen Gestalten – oberflächlich-vergnügungssüchtig bei Schwarz, erfahrung-leiderprobt bei Ball – ist der Cupka Bartschs zweifellos die interessanteste. Er ist geistig beweglich – offensichtlich dank der Befreiung der Arbeiterklasse –, strebt mit seiner Aktivität aber nicht nach Beteiligung an den ökonomischen Veränderungen in der Gesellschaft, sondern lediglich nach Veränderung seines privaten Lebensstils. So kommt es zu manchen Irrtümern. Cupka trennt sich, „befreit“ sich, selbst geistig freier geworden, radikal von seiner kleinbürgerlichen Frau – „Pedanterie und Herrschsucht hatten sich in ihrem Herzen eingenistet“ –, und fällt

prompt in die Arme einer „unbürgerlichen“, bohemehaften Geliebten, einer Königin der Schwoofsäle. Es ist bedauerlich, daß Bartsch nicht konsequent genug die Identität der „kleinbürgerlichen“ und „unbürgerlichen“ Frau nachweist, und statt dessen – dahinter steckt die Frage: Wie stehen die Cupkas im Ernstfall zur Republik – Cupka durch schlimme Ereignisse auf seine Klassentreue prüfen läßt. So stecken jetzt in dem Stück Prosa von Bartsch zwei Erzählungen, von denen die eine sich über ein ganzes Jahr erstreckt und die erste Hälfte des Bändchens füllt, während die zweite nur eine einzige Nacht umfaßt. Keine der beiden ist befriedigend zu Ende geführt.

Man darf Bedenken haben, daß sowohl Schwarz wie Ball und Bartsch die Frage nach dem Verhältnis zwischen Mann und Frau in ihren Erzählungen unbeantwortet lassen und sie – jedesmal nicht ohne resignierende Gesten – unentschieden enden lassen. Schwarz, der doch sonst großes Verständnis für Menschen der Arbeiterklasse zeigt, vollbringt dabei ein „Meisterstück“ falscher Moralbetrachtung. In seine Reportage über die Einführung der Mammai-Methode auf dem Bau ist eine Eifersuchtsgeschichte zwischen zwei jungen Menschen aus der Arbeiterklasse eingeschlossen, die bewegt. Die Geschichte, obwohl nicht ganz ohne Funktion, ist ein Fremdkörper in der Reportage. Sie hätte eine dramatische Erzählung werden können, in der die Leidenschaften des hitzigen Heinz „Hitzig“ und die Bemühungen des Kollektivs um Arbeitsmoral sprühend aufeinanderprallen. Warum nicht? Mag es doch eine tragische Geschichte werden! Aber Schwarz wendet sich von den – nach seiner Meinung zu sinnlichen – jungen Menschen mit einem damenhaften „Pfui!“ empört ab: „Der Schriftsteller aber fand beide, den Liebenden und die Geliebte, gleich gewöhnlich, schon wegen der Eile, mit der sie zum ‚Ziel der Ziele‘ strebten!“ Ja, geschätzter J. C., bist du denn Schriftsteller geworden, um dich von heiklen Dingen abzuwenden? „Gewöhnlich!“ –

hast du nicht bemerkt, daß du das über zwei verwirrt irrende Arbeiterkinder ausschüttest?

Auch Ball enttäuscht uns. Er bleibt mit seiner Erzählung „Begnadigt von unserer Zeit“ weit unter dem Niveau seiner Land-erzählung über die Bäuerin Kathrin Wenzel. Dabei hat er eine äußerst fesselnde „Story“. Sein Held hat – in der guten Absicht, die Arbeitsproduktivität zu steigern – die Sicherheitsbestimmungen verletzt und einen schweren Unfall verursacht, für den er ins Zuchthaus geht. Das gleiche Verbrechen, das heißt, damals war es bewußte Sabotage des Widerstandskämpfers gewesen, hatte ihn schon einmal in der Nazizeit hinter Gitter gebracht. Die Erzählung Balls faßt vor allem die ersten schwierigen Stunden nach der zweiten Entlassung und die Wiederbegegnung mit der geliebten Frau, die dem Mann den Rückweg in die Gesellschaft zeigt. Leider ist die Erzählung so gehetzt formuliert – man glaubt, Fetzen einer größeren, mißlungenen Arbeit hingeworfen zu bekommen –, daß man Ball nur raten kann, noch einmal ans Werk zu gehen. Das gleiche möchte man auch Bartsch und Schwarz empfehlen. Daß gerade die interessantesten Themen in der brüchigsten Form angeboten werden – ist da „genialische“ Unbedenklichkeit im Spiel? –, ist mehr als irritierend. Man hat das Gefühl eines Verlustes.

Die drei Autoren hätten ihre Erzählungen mit der gleichen Sorgfalt schreiben sollen wie Johannes Arnold seine „Tausend Hände“ und vor allem Marianne Bruns ihr „Das ist Diebstahl“. Das sind freilich keine blitzenden Würfe, sondern mühsam durch Studien und Gespräche erarbeitete Geschichten-Berichte, die vornehmlich zur Bewältigung ökonomischer (wie auch moralischer) Probleme helfen sollen, in anspruchsloser Weise erzählt. Beide Autoren berufen sich ausdrücklich auf ihre gute Kenntnis der behandelten Gegenstände, was nicht nötig gewesen wäre. Übrigens zählt auch J. C. Schwarzens „hingehauene“ Reportage thematisch zu dieser Gruppe innerhalb der Reihe.

„Tausend Hände“ berichtet von der sozialistischen Hilfe unter Kumpels. Eine Wismut-Brigade eilt, nachdem sich die einzelnen Mitglieder dazu durchgerungen haben, dem Kohlenbergbau zu Hilfe, damit der rote Stern dort wieder leuchte. Bevor dies gelingt, müssen die hilfsbereiten Kumpel sich allerdings mit den fremden Arbeitsbedingungen auseinandersetzen, was nicht ohne zeitweilige Niederlagen abgeht. Am Ende entschließt sich die Brigade, bedeutend länger als vorgesehen am fremden Ort zu bleiben, von Weib und Wohnung getrennt.

In der „Jungen Kunst“ glaubte ein eifriger Briefschreiber zu der Erzählung kritisch äußern zu müssen, sie sei in „harter Schreibweise“ abgefaßt. Arnold aber, finde ich, bedient sich einer Schreibweise, die keinerlei besondere Merkmale, weder „harte“ noch „weiche“ aufweist, sondern eher farblos wirkt.

Marianne Bruns, ebenfalls besorgt um ökonomische Fortschritte unserer Republik, liefert im Gegensatz zu Arnold ein betont kritisches Stück Prosa. Mit nicht unbedeutendem Geschick geht sie gegen Normenverschleierung und Normenjongleure vor. „Das ist Diebstahl“, klagt ein alter, „grund-ehrlicher“ Dreher seine Tochter, eine Straßenbahnschaffnerin, an, die abgebrauchte Fahrscheine zur Wiederverwendung einem Einsteckkasten entnimmt. Es bedarf erst einigen Streits mit seinem Sohn, ehe der strenge Mann begreift, daß seine Normenjongliererei, die in seiner Abteilung gang und gäbe ist, im Grunde auch nichts anderes ist als Diebstahl an unserem Staat und seinen Bürgern. Zwischen diesen beiden „Diebstählen“ spannt sich die sauber gebaute Handlung. Ein besonderer Vorzug der Erzählung besteht darin, daß es ihr gelingt, in zwei recht verschiedenen Jungen die neue Schuljugend unserer Republik überzeugend vorzustellen.

Weit höher als Bruns und Arnold zielt Kollege Schwarz und trifft tiefer. Schwarz will demonstrieren, welche Schwierigkeiten und Mängel entstehen können, wenn die

Partei auf einem Bauplatz „schläft“, er will zeigen, wie rasch und gründlich eine Flaute endet, wenn die Partei sich besinnt und aktiv wird. Es gibt wenige Reportagen, die so zentral die große Rolle der Partei bei der erfolgreichen Lösung ökonomischer Aufgaben erkennbar machen wollen. Um so trauriger, daß auch auf diesen Versuch die Worte Erwin Kohns anläßlich einer früheren Arbeit von Schwarz zutreffen, daß sich bei Schwarz die mangelnden Erfahrungen mit der Groß-Reportage bemerkbar machen. Daß dieses Buch womöglich doch wirksamer ist als die ähnlicher Probleme sich annehmenden von Bruns und Arnold, liegt an der polemischen Leidenschaft, mit der Schwarz sein Anliegen vorträgt.

Wir haben bisher Hefte gelesen, die das Verhältnis zwischen Arbeiter und Intelligenz, zwischen Mann und Frau, zwischen Arbeiter und ökonomischer Aufgabe schildern. Angesichts dieser Bücher drängt sich immer heftiger die Frage nach den Ein- und Auswirkungen der Kulturrevolution auf, die ja alle Lebensbezirke berührt, nach der Spiegelung der kulturrevolutionären Veränderungen in der Literatur. Heinz Hitzig (Schwarz) ist noch kaum von ihnen berührt, Cupka (Bartsch) ist, wozu nicht zuletzt eine eifrige und ernsthafte Lektüre beiträgt, in eine zwiespältige Unruhe versetzt worden, die produktiv werden möchte; für Dr. Bellmanns Leben (Neutsch) hat die Kunst, wie wir gesehen haben, eine selbstverständliche und tiefe Bedeutung. So hat Neutsch auch in dieser Beziehung eine beispielhafte Figur geschaffen.

Aber in der Reihe sind außerdem zwei Hefte erschienen, die mehr oder weniger direkt und operativ in die Kulturrevolution eingreifen. Edith Bergner will mit ihrer Erzählung „Alois Hoppe und Sohn“, für die sie mit einem Volkskunstpreis ausgezeichnet wurde, zum besseren Kunstverständnis, zur Geschmacksbildung der Arbeiter beitragen. Marta Nawrath kommt in ihren Skizzen und Reportagen „Treffpunkt Tribüne Ausgang A“ (Der Titel be-

zieht sich auf die Tribüne am 1. Mai.) immer wieder auf ästhetische Fragen zu sprechen, die heute gerade die schreibenden Arbeiter bewegen dürften.

Edith Bergner erzählt die traurig-heitere Geschichte eines Kulturfunktionärs, der Kitschbilder für den Höhepunkt der Kultur hält und seinen Sohn gern als „Künstler“, als Maler solcher Bilder sehen möchte. Er und sein Sohn werden schließlich mit echter Kunst konfrontiert, die sie zu ihrer eigenen Verwunderung stärker bewegt als süßliche Abendlandschaften. Obwohl die Geschichte weder allgemein verbindliche Rezepte geben noch den ganzen Problemkreis umspannen kann und will, darf man Edith Bergner bestätigen, daß sie trotz vereinfachender Darstellung kleine Zugänge zur guten Kunst öffnet; ihr ästhetischer Standpunkt ist akzeptabel.

Das kann man nicht von Marta Nawraths verwirrendem und schädlichem Versuch sagen, wieder einmal die „laute“ (also wohl: agitatorische) gegen eine „leise“ (also wohl: besinnliche) Poesie auszuspielen. Wie zerstörerisch haben diese und benachbarte Ansichten auf manchen theoretisch unsicheren Lyriker gewirkt! „Damit es uns nicht trifft“, ist vor allem wohl wirksame Lyrik nötig, sei sie laut oder leise. Der Lautstärkemesser gehört nicht zum Werkzeug des Lyrikkritikers. Ein Gedichttransparent „Kämpft gegen die Atomkriegsgefahr!“ kann bedeutend weniger wirksam sein als die geflüsterte Klage einer japanischen Mutter. „Laut“ und „leise“ sind sekundäre Unterschiede in der Lyrik. Wer sie für primär hält, läuft Gefahr – dafür gibt es genug Beispiele –, sich den Weg zur poetischen Erschließung unserer Welt mit einem Geröll von Banalitäten zuzuschütten. Im übrigen wehrt man den Angriff fünftrangiger bürgerlicher Kritiker – die besseren tun es nämlich nicht –, die die Qualität der Lyrik danach bemessen, wie nahe sie der Lisperlei kommt, nicht ab, indem man ihre Unterscheidung in laut und leise mit umgekehrten Vorzeichen akzeptiert, statt den Idiotismus solcher Unterscheidung nachzu-



weisen. Majakowski ist nicht deshalb ein bedeutender Dichter, weil er so lauthals singt, sondern weil er seine Welt als Lyriker klarer, umfassender und sprachgewaltiger erfaßt als andere. Nebenbei ist nichts gegen agitatorische Prosa einzuwenden, zumal wenn sie so sauber ist wie die von Marta Nawrath über fortschrittliche Menschen und vom Fortschritt veränderte Landschaften.

Mit Marta Nawraths „Treffpunkt“ sind wir zu jenen Heftchen gekommen, die nicht nur eine einzige größere Erzählung, sondern mehrere Kurzgeschichten oder Skizzen enthalten. Der agitatorischen Prosa, wie sie Frau Nawrath vorlegt, kommt am nächsten Otto Wittkes „Mit der linken Hand geschrieben“, eine Skizzenreihe, die die Geschichte der Leunawerke verfolgt. Leider kommt Wittke, trotz der guten Konzeption der Arbeit, nur an wenigen Stellen über eine Agitationsbroschüre hinaus. Zumal die Skizzen, die der neuesten Zeit gewidmet sind, und von ihnen vor allem die letzte, sind Zeitungsglossen, die an relativ nebensächlichen Erscheinungen das Neue demonstrieren wollen. So besteht ein Mißverhältnis zwischen dem ersten Teil, der gewaltige historische Ereignisse in kleinen Splittern spiegelt, und dem Schluß, in dem es Wittke nicht gelingt, die ebenso gewaltigen Ereignisse unserer Tage als gleichermaßen bedeutend zu signalisieren. Immerhin ist Wittkes Arbeit ein erster Versuch. Seine Konzeption vor allem bereitet weitere Vorstöße vor. Beispielsweise hören wir von einem fünfteiligen Fernsehfilm, der über die Geschichte Leunas geschrieben wird. Zudem ist die Beobachtung fesselnd, wie sich zur gleichen Zeit die historische Wissenschaft (Tribüne-Verlag) und die Belletristik der Geschichte der Leunawerke annimmt.

Mit Agitation im engeren Sinn haben dagegen weder die Erzählungen Katharina Kammers („Der Unterschied“) noch die von Karl Heinz Jakobs („Die Welt vor meinem Fenster“) zu tun. Beide Autoren zeichnen sich durch eine bemerkens-

werte, weil seltene Fabulierlust aus. Beide Autoren suchen nach einem dichten Stil. Beide Autoren sind den vielfältigsten Erscheinungen unseres Lebens aufgeschlossen und haben sich nicht von einem allzu begrenzten Themenkreis einengen lassen. Allerdings neigt Katharina Kammer – sie war Lehrerin – zu Themen aus dem Erlebniskreis des Pädagogen. Aber sie erzählt ebenso selbstverständlich Geschichten vom Lande, wie sie das Porträt einer Berliner Ärztin zeichnet. Brecht, wenn ich mich nicht täusche, gebrauchte „normal“ als Wort hohen Lobes. In diesem Sinne ist Katharina Kammer, sind ihre Erzählungen „normal“, obwohl sie scharf zugespitzte Konflikte unserer Zeit bevorzugt, was leicht zu psychologischen Konstruktionen herausfordert. Wir hoffen bald mehr von dieser Autorin zu sehen.

Auf dem Weg zum „Normalen“ ist auch Karl Heinz Jakobs wie Katharina Kammer das, was man einen „echten Erzähler“ zu nennen pflegt. „Die Welt vor meinem Fenster“ enthält Geschichten über Elektrotechniker, Studenten, Bauarbeiter und sogar einen Unternehmer sowie die bekannte „Weimar-Novelle“, die dem beunruhigenden deutschen Widerspruch zwischen Weimar und Buchenwald nachspürt. Kaum eine Geschichte – das ist auch für Katharina Kammer bezeichnend –, in der sich nicht verschiedene Lebenskreise überschneiden. Was Karl Heinz Jakobs vorerst zu hindern scheint, seine Begabung weiterzuentwickeln, ist unter anderem ein sprachlicher Manierismus nach amerikanischen Vorbildern. Jakobs verfällt oft einem stilistischen Primitivismus (und zwar paradoxerweise im Ergebnis seiner Bemühung um „Stil“), der leicht im Widerspruch zum Gegenstand steht und einfach wie schlecht geschrieben wirkt. In der „Weimar-Novelle“ heißt es beispielsweise: „... und bald war der Teufel los an Gebimmel und Gebammel ringsum.“ Das ist keineswegs die „überraschende“ Gestaltungsgabe, die der Verlag anpreist. Auch hat der ungerechtfertigte und präzisionsverwischende Gebrauch von „glaub ich“ und

„irgendwie“ nichts mit ungewöhnlicher Beobachtungsgabe zu tun, sondern eher mit dem Gegenteil. Der Verlag hätte wahrscheinlich recht, wenn Jakobs sein unbewiesenes Talent voll ausschöpfen würde.

Wie Jakobs ist auch Kurt Steiniger ursprünglich Lyriker, wie Jakobs zeigt er eine erzählerische Fähigkeit, die manchen erfahrenen Erzähler der Reihe beschämt. „Die Herrin“ von Kurt Steiniger ist womöglich – neben der „Regengeschichte“ – die größte Überraschung, die die Reihe bisher beschert hat. Sie bildet – auch im Hinblick auf die Aktualität – den vorläufigen Höhepunkt der fünf Erzählungen vom Lande (rechnet man Entsprechendes aus Kammers „Unterschied“ mit), die bisher im „Treffpunkt Heute“ aufgetaucht sind. Von ihnen sind zwei – Ehm Welks „Der Bulle von Klebbow“ und Bernhard Seegers „Wo der Habicht schießt“ – Nachdrucke aus umfangreichen Erzählungsbänden, die sich fest eingebürgert haben und in dieser Zeitschrift bereits vor geraumer Zeit besprochen worden sind.

Diese fünf Erzählungen, sieht man sie in der rechten Reihenfolge, schließen sich gewissermaßen zu einer kleinen Geschichte der in jeder Phase konfliktreichen Entwicklung auf dem Lande. Die Molkereigeschichte „Hinter der Rampe“ von Walter Nickelmann, handelnd vom Kampf gegen die Korruption in den Jahren nach dem Krieg, und Katharina Kammers „Der Unterschied“, in der die ersten Pläne zur Bildung einer Produktionsgenossenschaft die Gemüter beunruhigen, stehen am Anfang. In „Der Bulle von Klebbow“ wird dann der Weg eines alten, tüchtigen Bauern bis zum Eintritt in die Genossenschaft verfolgt, während Bernhard Seeger in „Wo der Habicht schießt“ von der gefährlichen Unentschiedenheit eines blutjungen Menschen erzählt. In der Erzählung „Die Herrin“ aber tritt uns schon der Mensch entgegen, wie er im sozialistischen Frühling sichtbar geworden ist.

„Die Herrin“, eine alleinstehende Bäuerin, deren Sohn studiert, um Tierarzt zu

werden, deren Mutter aber noch halb heidnisch-religiösen Vorstellungen anhängt, entschließt sich, gegen einigen inneren Widerstand, in die LPG einzutreten. Die Mutter murmelt düstere Warnungen, der Sohn aber rät ihr begeistert zu dem entscheidenden Schritt. Dies allein würde genug Konfliktstoff für eine Erzählung geben. Steiniger aber geht es hauptsächlich um das Schicksal der „Herrin“ nach ihrem Eintritt in die LPG. „Herrisch“, wie sie nun einmal ist, gerät sie in Widerspruch zur innergenossenschaftlichen Demokratie. Schlimmer aber wird ihre Stellung und innere Sicherheit erschüttert durch die überraschenden Pläne des Sohnes, als Tierarzt im Westen zu praktizieren. Der Besuch der besorgten Mutter in der Stadt bei ihrem Sohn, dem Studenten, zählt für mich zu den schönsten und erschütterndsten Stellen in unserer jungen Literatur.

Daß es Steiniger gelingt, die Problematik auf dem Lande so tief zu erfassen, hat nicht zuletzt seinen Grund in der Souveränität, mit der er drei Generationen einer Familie zusammenführt, die Großmutter, die Mutter, den Sohn, und alle drei, ohne unparteilich zu werden, für den Leser verständlich macht, indem er sie aus den Bedingungen ihres Lebens erklärt. Die Forderung nach der Anwendung der Dialektik scheint mir hier vorbildlich befolgt, ohne daß Steiniger eine pseudo-dialektische, „modernistische“ Ästhetik entwickeln mußte, an der dann die Personen wie Kasperlepuppen hängen. Man prüfe nur, wie sich Mutter und Sohn gegenseitig vorwärts helfen, wenn eins einmal zurückbleibt. Zu diesen Feststellungen steht keineswegs die andere im Widerspruch, daß Steiniger auch als Erzähler ein Dichter ist.

„Treffpunkt Heute“ also – auf ihn laufen die Linien immer zu. Aber: Gehört das westdeutsche Thema nicht in diesen Rahmen? Man muß bedauern, daß es bisher so stiefmütterlich behandelt worden ist. Über „Mädchen und Mäzene“, das den Widerstand einer westdeutschen Schauspielerin gegen Korruption und

Sumpf darstellen will, haben wir oben Gras wachsen lassen. Es bleiben also nur Werner Bräunigs problematische „Waffenbrüder“, die in der Hörspielfassung weit-hin bekannt geworden sind.

Ein amerikanischer Offizier und ein Offizier der Bundeswehr begegnen sich in einer Bar. Es stellt sich heraus, daß sie gegen Ende des Krieges in Frankreich auf dem gleichen Schlachtfeld waren und beide Zeugen – der Amerikaner passiv, der Deutsche aktiv – eines Verbrechens der Faschisten wurden. Dem Amerikaner wird plötzlich bewußt, daß er heute auf der Seite jener barbarischen Kräfte steht, die er damals bekämpft hat. Er „ermordet“ den Deutschen und vollstreckt so sein privates „Todesurteil“ über einen Kriegsverbrecher, ein Urteil aber auch über seinen falschen Weg an die Seite der Barbaren.

Aber die amerikanische Armee ist ebenso wie dazumal die faschistische und heute die Bundeswehr eine Armee im Dienst des Imperialismus. Bräunig weiß das bestimmt. Er verwischt diese Tatsache, wenn er den „guten“ Amerikaner und den „schlechten“ Nazi einander begegnen läßt, ohne die historische Notwendigkeit der Begegnung spürbar zu machen. Der Vergleich der imperialistischen Armeen untereinander zeigt lediglich Differenzierungen, die im entscheidenden Augenblick völlig unwichtig werden. Brecht sah in einem Vierzeiler den Mann aus Amerika bei der Invasion in Frankreich nicht gegen den Mann von Berlin, sondern „gegen den Mann von Stalingrad“ antreten. Dies hätte man auch gern aus der Erzählung Bräunigs herausgelesen. Die „Waffenbrüder“ verkleistern diese Erkenntnis.

Außerdem steht Bräunigs Schreibweise, die sich zudem ausschweifender innerer Monologe bedient, in empfindlichem Widerspruch zur novellistischen Konstruktion der Arbeit. Wahrscheinlich ist die formale Unentschiedenheit auf die ideologische Unklarheit der Konzeption zurückzuführen. Dabei hat Bräunig in mancher Reportage und Geschichte über Ereignisse in

der Republik seinen Klarblick längst bewiesen. Daß er am westdeutschen Thema scheitert, macht den Mangel an guten Arbeiten über die Welt „drüben“ nur noch spürbarer, zumal auch in den anderen Erzählungen Westdeutschland im allgemeinen fern und fremd am Horizont irrliegt.

Nach Prüfung aller bisher vorliegenden Bändchen darf man resümieren, daß die Reihe „Treffpunkt Heute“ ihrem Namen vollauf gerecht wird. Sie spielt schon jetzt eine nicht unbeträchtliche Rolle bei der Entwicklung junger sozialistischer Autoren, von denen einige wohl erst dank der Existenz und Tendenz der Reihe dazu ermuntert worden sind, ihre Arbeit zu publizieren oder gar erst zu Ende zu führen. Der Freundschaftsvertrag zwischen dem Schriftstellerverband und dem Mitteldeutschen Verlag dürfte dem „Treffpunkt Heute“ neue Kräfte und den Theoretikern im Verband frische Impulse vermitteln. Es spricht für die Serie, daß man den Sinn des Freundschaftsvertrages nach der Lektüre doppelt gut versteht.

Die Diskussionen werden gewiß manche Schwächen der jungen Schriftsteller einkreisen, über die hier nur einige Streiflichter huschen konnten. So tauchen, scheint mir, hier und da einige Fehler wieder auf, denen auch die Gespräche über den „Betriebsroman“ geglitten hatten. Man darf freilich nicht übersehen, daß viele Fragen von damals nur scheinbar „ausdiskutiert“ sind: Die zeitweise Abkehr vieler Autoren von der Gegenwartsthematik führte dazu, daß der Diskussion keine frischen Objekte zur Verfügung standen und sie folglich im Abstrakten verhartete.

Solche Gesprächsobjekte liegen nun „plötzlich“ wieder in solcher Fülle in unseren Händen, daß es schwierig ist, nicht verwirrt zu sein, noch schwieriger, sie zu ordnen. Unser Überblick sollte deshalb zunächst einmal gruppieren. Fast jedes der Heftchen aber verdient eine Diskussion. Kann man etwas Besseres sagen? Zudem dürften es fruchtbare Diskussionen werden, während nicht nur die „Tangenten“,

sondern auch die Diskussionen über sie unfruchtbar waren – oder nicht? Sie haben immerhin die „Treffpunkt Heute“-Reihe auf den Plan gerufen!

Wie kraftlos schien der Gegenschlag anfangs geführt! Doch der „Treffpunkt“ hat

sich langsam, aber stetig qualifiziert. Die angekündigten Hefte, die Vorabdrucke, die man hier und da lesen konnte, bestärken uns in der Vermutung, daß schon bei der nächsten Jahresernte der Qualifizierungsprozeß noch deutlicher sichtbar wird.

*Klaus und Waltraud Geißler*

## **Dichter der kämpfenden und siegenden Arbeiterklasse**

*Erich Weinert: Gesammelte Werke in 9 Bänden*

*Verlag Volk und Welt, Berlin 1955–1960*

Im Jahre 1955 begonnen, sind Erich Weinerts „Gesammelte Werke“ inzwischen auf neun stattliche Bände angewachsen. Zum 70. Geburtstag des Dichters legte der Verlag Volk und Welt die gesamte Ausgabe vor – als Erstveröffentlichung, in neuer Auflage oder in Restbeständen der alten. So kann die Edition jetzt zum ersten Male insgesamt überschaut werden. Schon beim Studium der Herausgeber- und Mitarbeitervermerke, der Vor- und Nachworte läßt sich feststellen: diese Ausgabe, herausgegeben im Auftrage der Deutschen Akademie der Künste von Li Weinert unter Mitarbeit von Ursula Münchow, konnte nur entstehen, weil sich viele Freunde und Gefährten Erich Weinerts an ihrem Zustandekommen beteiligten. Alfred Kurella, Bruno Kaiser, Erwin Reiche, Peter Kast und vor allem Willi Bredel leisteten ihrem Genossen auf diese Weise einen letzten Dienst.

Die nunmehr vollständige Ausgabe vermittelt vieles vordem noch Unbekannte aus der Biographie Erich Weinerts. Schon im Jahre 1919, als einer der ersten nach Johannes R. Becher, begrüßt er mit dem Gedicht „Europas Stunde“ die junge Sowjetmacht. Wir erleben in der Entwicklung seiner Lyrik um 1924/25 die bewußte Abkehr von der bürgerlichen Welt und den entscheidenden Schritt auf die Seite der Arbeiterklasse. „Zum 7. Dezember“ ist das erste Gedicht, das bereits jenseits aller bürgerlichen Konvention steht. Um die

gleiche Zeit entsteht auch der zündende „Rote Feuerwehrmann“. Damit tut Erich Weinert den Schritt vom Literatencafé und dem politischen Kabarett zu den Hunderten von Arbeiterversammlungen, die aus seinem Wort neue Kräfte für den Kampf ihrer Klasse und die Verteidigung der Demokratie schöpften.

In den drei Jahrzehnten seit seinem Bekenntnis zum Proletariat hat Erich Weinert der Arbeiterklasse die Treue gehalten, bis ihm nach der Vollendung seines „Fiete Schulze“ der Tod Einhalt gebot. Dazwischen liegen die schweren Jahre des Freiheitskampfes an Ebro und Wolga. Der Antifaschist Erich Weinert geißelt die duldsam-fördernde Haltung der westlichen „Demokratien“ gegenüber dem Hitlerregime. Diese Tendenz der Westmächte, die er schon 1934 anprangerte („Monsieur Bavard bereist Deutschland“), führte mit Hilfe des berüchtigten Nichteinmischungsausschusses im Spanienkriege zur Auflösung der Internationalen Brigaden und zur Niederlage des republikanischen Spaniens. In „Camaradas“ kann man nachlesen, welche Verbitterung Menschen wie Erich Weinert darüber empfanden, daß sie die Waffen aus der Hand legen mußten.

Er wendet sich vor allem an die noch Schwankenden, die Unentschlossenen und Verhetzten. Gerade die propagandistische Tätigkeit vor Stalingrad zeigt sein unablässiges Bemühen, sich nicht Illusionen hinzugeben, sondern zu den vom Faschismus

geblendeten deutschen Soldaten zu sprechen, deren Psychologie er in Hunderten von Briefen und Unterredungen mit Kriegsgefangenen studiert hatte. Diese Flugblätter von Stalingrad beweisen es, daß der Weg Erich Weinerts ein Leiden an Deutschland war, und der bittere Ton mancher Argumentation in der Stalingrader Zeit entspringt dieser inneren Not. Auch in den Appellen der letzten Lebenszeit hören wir sein Kämpferherz schlagen, zum Beispiel in den Aufrufen an die Kulturschaffenden des Westens. Die Lücke, die Erich Weinert in den Reihen unserer Schriftsteller hinterlassen hat, bleibt bis heute schmerzlich ungeschlossen.

Viele Weinert-Gedichte gehören bereits zum festen Bestand unserer deutschen Lyrik. Das gilt schon für die Kabarettzeit, aus der das „Sozialdemokratische Mailedchen“ von 1923 besonders herausragt. Dabei bekommt Erich Weinert immer gleich mit einem Griff das ganze Wurzelgeflecht der Schmarotzergesellschaft zu packen. Sein Gedicht von 1926 „Der unzüchtige Zille“ ist dafür geradezu ein Musterbeispiel. Indem er sich gegen das Verbot einer Zeichnung wendet, liefert er nicht nur eine prächtige Verteidigung des Angegriffenen, sondern polemisiert zugleich gegen die Verlogenheit der deutschen Klassenjustiz und reißt die ganze muffige Zille-Rezeption des Bürgertums auseinander. Dieses Beispiel wäre genaues Interpretieren wert, um zu zeigen, wie klare Welterkenntnis und die aktive Teilnahme am Klassenkampf aus einem nüchternen Tatbestand das Kunstwerk wachsen lassen, das nun seinerseits die Welt verändern hilft. – Die Jahre um 1930 bringen solche in ihrer Art klassischen Gedichte wie „Stadtbahnbogen 314“, das „Lied der Pflastersteine“ oder „Kinderaugen sehen dich an“. In dieser Zeit entstehen in Arbeitsgemeinschaft mit Hanns Eisler „Der Rote Wedding“ und das „Kampflied für die Internationale Arbeiterhilfe“. Sie gehören zu den schönsten der vielen Songs und Kampflieder, die Erich Weinert geschaffen hat. Der Internationalismus Weinerts bewährt sich

auch in seinen Nachdichtungen. Es bedurfte schon eines Schriftstellers von seinem Format, um so lebendig nachempfundene Übertragungen vorzulegen. Charakteristisch für den politischen Kämpfer ist es, daß er fast ausschließlich revolutionäre Lyrik zur Übersetzung wählt.

Hatte Erich Weinert in den Jahren der Weimarer Republik noch ganze Wortkaskaden auf die Bourgeoisie oder den kleinbürgerlichen Weg der Sozialdemokratischen Partei herniederstürzen lassen, so wird seine Sprache nach 1933 schlicht, verhalten und gerade darum so eindrucksvoll und gewichtig. Es entstehen die mahnenden Strophen „An einen deutschen Arbeiterjugen“, „Eine deutsche Mutter“ oder das unvergleichliche „John Schehr und Genossen“. Manchmal erinnert er in der konsequenten Härte seiner Beweisführung geradezu an die Sprüche Bertolt Brechts. Seine „Losungen“ aus der Zeit des faschistischen Eroberungszuges in Rußland und der Ukraine könnten in Brechts „Kriegsfibel“ stehen:

*Was fangen wir an mit den Siegen jetzt  
Und dem Lebensraum, unermessen?  
Nun haben wir halb Europa besetzt,  
Und haben doch nichts zu fressen.*

(„Um Deutschlands Freiheit“)

Doch es gelingen ihm auch die leidervollen und dennoch siegesgewissen Kinder- und Wiegenlieder, etwa „Kinderspiel in Madrid“ oder die „Drei Wiegenlieder“. Die angeführten Beispiele zeigen, daß Erich Weinert nicht auf ein Schema „Agitationslyrik“ oder „Satire“ festgelegt werden darf. Sie zeigen zugleich, welch tiefer, inniger Töne er sich gerade in seinen stärksten Schöpfungen bedient. Diese Gedichte erweisen die schlichte Schönheit seiner Sprache und den hohen Rang, den er in der deutschen Lyrik des 20. Jahrhunderts einnimmt.

Die Wirkung auf ein millionenfaches Publikum verdankt Erich Weinert zu einem wesentlichen Teil seiner virtuellen Handhabung der deutschen Sprache. Mit kühnen Wortkombinationen zwingt er das



Denken der Hörer aus eingefahrenen Gleisen und zum Erkennen neuer Zusammenhänge. Sein Wortwitz wird dabei immer schärfer, er gewinnt spürbar an politischer Aktualität. Aus den „Tantalesqualen“ der frühen zwanziger Jahre wird nach seinem Anschluß an die KPD die scharfe Kennzeichnung des „Hindenburgfriedens“, des „Generalfeldpräsidenten“ oder der treffende Vergleich des SPD-Reichsbanners als „Vergleichsbanner“. Der makabre Totentanz der faschistischen Henker nimmt seiner Satire die letzte Spur von Versöhnlichkeit. Er schlägt unerbittlich zu, wo er die Nazis treffen kann: Göring wird als „Reichskopfkörpermeister“ ebenso vor aller Welt gerichtet wie der Volkssturm mit der treffenden Bezeichnung „Himmelsche Heerscharen“ oder die Produkte der Nazi-Dichter als „Bandithyrampen“. Aus der satirischen Verwendung der überraschenden Wortkombination wächst das aktualisierte Sprichwort in den „verbogenen Zitaten“, etwa auf die Verbrechen der SA: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Mord“. Die entgegengesetzte Methode, das Doppelwort zu trennen und seinen Teilen durch die Satzstellung einen neuen Sinn zu geben, dient dem gleichen Ziele, die Naziideologie zu entlarven:

*Doch das Kurbeln hat so seinen Haken,  
Mancher hat ihn schon ins Kreuz gekricht...*  
(„Nachgelassene Lyrik“)

Indem Erich Weinert die faschistischen Losungen aufnimmt und ihnen eine neue Wendung gibt, versucht er sich bei den unzähligen Verblendeten in Deutschland Gehör zu erzwingen. Die Formeln „Deutschland, erwache!“ und „Alles für Deutschland!“ münzt er um in die revolutionären Aufrufe aus Spanien und dem Sowjetland: „Alles für Deutschlands Befreiung!“. So führt auch in der Beherrschung und Anwendung des Wortes ein folgerichtiger Weg vom Kabarett der ersten Weimarer Jahre bis zum Kampfgefährten Walter Ulbrichts im Stalingrader Schützengraben.

Bei einer Ausgabe, die sich über Jahre erstreckt und die verschiedensten Mitarbeiter verzeichnet, ist ein gerechtes Urteil schwer. Denn die Vielzahl der Beteiligten braucht nicht immer ein Vorteil für die inhaltliche Einheit und das Niveau der einzelnen Bände zu sein. Zudem hatte Erich Weinert selbst noch einige Gedichtbände herausgegeben (1947 als ersten „Rufe in die Nacht“); die von ihm getroffene Auswahl und Anordnung war also möglichst zu respektieren. In der Tat geben diese neun Bände, jeder für sich betrachtet, ein sehr unterschiedliches Bild. Waren Neuauflagen möglich, zum Beispiel beim „Zwischenspiel“ oder „Memento Stalingrad“, konnten oft beachtliche Verbesserungen vorgenommen und neu aufgedruckte Gedichte abgedruckt werden. Das „Zwischenspiel“ wuchs gegenüber der Erstauflage von 1950 um nicht weniger als 82 Gedichte!

Bei Bänden, die in der letzten Zeit nicht wieder aufgelegt wurden, etwa „Prosa – Szenen – Kleinigkeiten“, wird im Vorwort vieles verwertet und sogar ausführlich zitiert, was im Textteil ohnehin genau abgedruckt zu finden ist. Gegenüber den vorzüglichen Nachworten von Alfred Kurella und Peter Kast (Nachwort zu „Camaradas“) macht sich das besonders bei Erwin Reiche bemerkbar. In den „Nachdichtungen“ bleibt es unklar, nach welchem Prinzip sie geordnet sind. Der Band wird eingeleitet von Lermontows „Dämon“, anschließend folgen Taras Schewtschenko und nun nicht etwa Iwan Franko, sondern russische und sowjetische Dichter. Der zweite Teil beginnt mit Potier und wird fortgesetzt durch Lieder aus dem Französischen und Spanischen. Warum allerdings die Spanienlieder noch einmal unterteilt sind, ist nicht erklärlich, da ja zum Beispiel das Gedicht Quevedos über García Lorca ebenfalls zu den Liedern aus dem Freiheitskampf zählt. Damit könnte dieser Teil abgeschlossen sein, wenn nicht jetzt die Lieder Iwan Frankos folgten. Es wäre auch zu überlegen, ob die Dichtungen aus dem Großen Vaterländischen,

Kriege und alles folgende nicht zu einem dritten Teil hätten zusammengefaßt bzw. mit dem Schluß des ersten Teiles sinnvoll neu gegliedert werden können.

Es ist der Nachteil der Ausgabe, daß sie nicht einheitlich konzipiert werden konnte. Um so größer mußte die Verantwortung des Lektorats sein, damit der Leser bei der Umstellung verschiedener Themengruppen nicht verwirrt wird und die Übersicht über die Ausgabe verliert. Nun hat Erich Weinert in der Zeit der propagandistischen Überbeanspruchung manches Gedicht, leicht abgewandelt, unter wechselnden Titeln veröffentlicht. So verwendeten besonders die „Wochen schauen“ (Um Deutschlands Freiheit) viele Verse aus Einzelgedichten. Von einigen Texten liegen mehrere Fassungen vor. All das mußte für Herausgeber und Verlag Schwierigkeiten mit sich bringen, zumal ja nicht an eine Gesamtausgabe gedacht werden konnte. Es kann leider nicht gesagt werden, daß diese Schwierigkeiten immer gemeistert worden sind.

Gedichte wurden doppelt, manchmal sogar dreifach abgedruckt. Um einen Themenkomplex abzurunden, übernahm man Gedichte aus „Rufe in die Nacht“ zusätzlich in andere Bände, vor allem in die neuen Auflagen von „Memento Stalingrad“, aber auch in den Band „Um Deutschlands Freiheit“. Zwar geben in solchen Fällen die Anmerkungen Auskunft, aber diese Praxis wird doch zu häufig geübt, als daß sie gutgeheißen werden könnte. Der Bericht über Ernst Thälmann, „Arbeiter unter Arbeitern“, ist Zeile für Zeile nachzulesen sowohl in „Prosa – Szenen – Kleinigkeiten“ als auch im Bande „Ein Dichter unserer Zeit“. Es ist auch unnötig, die in den „Nachdichtungen“ angeführten Gedichte noch in den weiteren Auflagen von „Camaradas“ zu bringen (oder umgekehrt). Ähnliche, nur leicht variierte Beispiele finden sich ebenso im „Zwischenspiel“ (vgl. „Wahlkampf“ mit dem Gedicht „Vor und nach der Wahl“). Es wäre besser gewesen, nur jeweils einen Text abzudrucken.

So dankbar die Erweiterung des „Zwischenspiels“ in der Auflage von 1960 auch begrüßt wird – manches erscheint nun doppelt, nachdem es bereits längst in „Rufe in die Nacht“ oder in anderen Bänden zu finden war. Als Beispiel seien genannt „Trotz alledem!“ und eine Reihe weiterer Gedichte, zum Teil unter anderem Titel. Aus „Nachtgedanken eines Blockwarts“ werden „Zeitgemäße Betrachtungen eines Nazi“. Die gleichen Beobachtungen könnten an fast allen Bänden gemacht werden.

Diese Ausgabe will eine erste große Sammlung der Arbeiten Erich Weinerts sein und kann deshalb zu Recht auf einen umfangreichen Apparat von Anmerkungen zu den einzelnen Bänden verzichten. Der Anhang verzeichnet deshalb vor allem wichtige Lebensdaten des Dichters, die zum Verständnis des jeweiligen Bandes nötig sind. Er gibt die Entstehungsdaten von Gedichten und Prosastücken und erklärt notwendige Zusammenhänge und zeitgebundene Anspielungen. Leider sind aber gerade darin die einzelnen Bände der Ausgabe sehr uneinheitlich. Für die „Nachdichtungen“ bilden die Hinweise eine besonders notwendige Ergänzung zum Verständnis des Textes. Bei Pottier und zum Teil auch bei Iwan Franko werden sie durch eine von Weinert selbst geschriebene Einleitung ersetzt. Die Erläuterungen für das Werk Taras Schewtschenkos konnten aus der Ausgabe von 1951 übernommen werden. In ihrer Ausführlichkeit und Exaktheit sind sie beispielgebend für alle Stücke des Bandes. Dagegen reicht es bei den Gedichten und Liedern aus dem Russischen (S. 349–375) nicht aus, wenn man nur das Übersetzungsjahr angibt. Es wäre durchaus wesentlich zu erfahren, aus welchem Anlaß die Schillerwürdigung Nekrassows entstanden ist oder welchen historischen Hintergrund die Ballade Blocks hat. Die Herausgeber haben die Dringlichkeit mancher Anmerkung nicht übersehen und ließen sie auf der jeweiligen Seite gleich unter dem Text erscheinen.

Vorzüglich sind oft die Anmerkungen zu Einzelgedichten, zum Beispiel beim „Roten Wedding“. Aber insgesamt fehlen doch viele notwendige Erklärungen. So erfährt der Leser nicht, wer Paul Armast, nach dessen Melodien eine ganze Reihe von Weinert-Gedichten gesungen werden. Im Beitrag „Politisches Kabarett“ (Ein Dichter unserer Zeit) wird Theobald Tiger erwähnt – die Anmerkungen bringen lediglich den Nachweis des Artikels, nicht aber die notwendige Aufklärung, daß sich hinter diesem Pseudonym Kurt Tucholsky verbirgt! Das „Zwischenspiel“ gibt 1925 als das Erscheinungsjahr von Johannes R. Bechers Levisite-Roman an, in Wahrheit erschien das Buch jedoch erst 1926 im Agis-Verlag Wien. Die Abkürzung „MdR“ (Mitglied des Reichstages) bleibt in mehreren Bänden selbst in den Anmerkungen nicht aufgelöst. In „Prosa – Szenen – Kleinigkeiten“ findet man überhaupt keinen Anhang, sondern Anmerkungen im Textteil, die allerdings jegliche Systematik vermissen lassen. Unangemessene Proportionen ergeben sich, wenn zu zwei Zeilen Text das Fünffache an Kommentar be-müht wird!

Der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen, an dem das Gesamtwerk Erich Weinerts der Öffentlichkeit vorgelegt werden kann. Immer wieder werden in Jahrgängen von

Arbeiter-Illustrierten, die heute bereits zu bibliophilen Kostbarkeiten geworden sind, neue Weinert-Gedichte entdeckt. Flugblätter von der Stalingrad-Front werden aufgefunden. Von Auflage zu Auflage erweitern sich die Bände um ein beträchtliches; Bild- und Dokumentenbeigaben kommen hinzu. Die „Nachgelassene Lyrik“ enthält allein 150 Gedichte aus der Zeit der Weimarer Republik, die bisher nur in Arbeiterzeitungen und antifaschistischen Wochenschriften erschienen waren. Anderes fehlt noch immer, so zum Beispiel die „Rote Post“, die Wochenzeitung der KPD, die nicht mehr vollständig vorhanden ist. So bleiben die „Gesammelten Werke“ in Einzelausgaben gegenwärtig die einzig mögliche Lösung, eine relativ umfassende Kenntnis des Weinertschen Werks zu vermitteln.

Die Bände sind mit bemerkenswerter Sorgfalt gedruckt und korrigiert worden. Da auch Einband und Schutzumschlag, für die Werner Klemke verantwortlich zeichnet, ein hohes Niveau halten, ist diese Veröffentlichung unbeschadet der hier genannten Mängel eine beachtenswerte Leistung in der gewiß nicht kleinen Reihe der Verdienste des Verlages Volk und Welt, und sie ist zugleich eine würdige Ehrung zum 70. Geburtstag unseres Erich Weinert.

Klaus Kändler

## Dokument der Übergangsepoche

*Ernst Toller: Ausgewählte Schriften. Mit Geleitworten von Bodo Uhse und Bruno Kaiser, Verlag Volk und Welt, Berlin 1959*

Für unsere heutige Literaturgeschichtsschreibung bleibt der Expressionismus eine Periode, die noch genauer Sichtung und Wertung bedarf, denn er steht am Anfang der Entwicklung einiger sozialistischer Schriftsteller; er ist auch zum Ausgangspunkt geworden für einige linksbürgerliche Autoren, die zeitweise oder

in bestimmten Teilfragen auf der Seite des Proletariats gestanden haben.

Ernst Toller gehört zu den Dichtern, die erst während des Krieges ihre ersten Werke schaffen und die mit diesen Werken trotzdem eine bestimmte Entwicklungsstufe der expressionistischen Strömung repräsentieren. Die große Wirkung

seiner Werke wird begünstigt von seinem schweren Schicksal: als Festungsgefangener der bayrischen Reaktion – verurteilt wegen der Teilnahme an der Räterepublik – wird er zum Typus des jungen Dichters, der im Leben versucht hat, die Ideale seiner Dichtung zu verwirklichen. Er wird angefeindet von der Reaktion als Revolutionär, er wird kritisiert von den Marxisten wegen seiner Fehler im praktischen Kampf, und er wird auf den Schild gehoben von bürgerlichen Intellektuellen, denen sein Festhalten an den Idealen imponiert. So steht Toller – und mit ihm sein Werk – zu Lebzeiten im Brennpunkt von Auseinandersetzungen, die eine objektive Beurteilung seiner Dichtungen kaum zulassen. Überbewertungen stehen neben Unterschätzungen. Doch inzwischen ist die Zeit für eine kritische Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Werkes herangereift. Die Auswahl des Verlages Volk und Welt sollte dazu ein Anlaß und ein Beitrag sein.

Die Zwiespältigkeit in der Beurteilung Tollers wird auch noch im Auswahlband bemerkbar – wenn auch hier in einer ganz anderen Weise. Das Vorwort von Bodo Uhse versucht, ein lebendiges Bild der Persönlichkeit Tollers zu zeichnen. Er ist mit Toller noch kurz vor dessen Tode in New York zusammen gewesen, und so ist, was er über den Dichter schreibt, stark von dieser persönlichen Begegnung bestimmt. Er erinnert sich, daß Toller bis zum Tode den Eindruck eines idealistischen Jünglings bei allen hinterlassen hat, mit denen er in Berührung gekommen ist. Uhse schreibt: „Tragisch und pathetisch war sein Leben, eine schnell sich verzehrende Flamme von kurzer, leuchtender Schönheit, warmlichtig, aber unruhig flackernd im Sturm der Zeit.“

In diesen Worten klingt die Erschütterung über Tollers Selbstmord nach. Das literarische Porträt stützt sich auf die tragischen Situationen, in die Toller gedrängt wird, auf die Entscheidungen, die dauernd von dem Dichter gefordert werden und die ihn letztlich überfordert haben.

Bruno Kaiser versucht in seinem Nachwort, den Platz zu bestimmen, den Toller in der deutschen Literatur einnimmt. Seine Haltung zu Toller ist kritischer, er will deuten und erklären. „So ist das schmale Gesamtwerk Ernst Tollers ein Dokument, ein wichtiges und bedeutsames Dokument des Übergangs zu einer sozialistischen Literatur in Deutschland, und schon aus diesem Grunde ist heute diese Auswahlgabe, die erste, die wir überhaupt besitzen, von besonderem Interesse.“

Vorwort und Nachwort bilden jedoch eine Einheit. Tollers Persönlichkeit, seine Bedeutung, seine literarische Leistung werden eingegrenzt. Es ist ein gelungener Versuch, dem Leser das Verständnis zu erleichtern, indem zur Einführung das Wort des Dichters neben das des Kritikers gestellt wird. Nicht übersehen werden sollte dabei jedoch, daß damit noch keine Analyse des Werkes gegeben ist. Gerade in Ausgaben solcher umstrittenen Dichter wie Toller sollte man aber auf Analyse und Kommentierung nicht verzichten. Die Nahtstellen und Übergangspunkte zur sozialistischen Literatur sollten genau gezeigt und nachgewiesen werden.

Die Dichtungen aus Tollers Frühzeit sind fast alle im Gefängnis entstanden. Die äußere Bewegungsfreiheit des Dichters war also eingeschränkt. Gerade deshalb aber versucht er, sich im ekstatischen Überschwang, in der Unbedingtheit seiner Forderungen Luft zu machen, sich wenigstens „innere Freiheit“ zu verschaffen. Diesem Bestreben kommen die expressionistischen Vorbilder entgegen, sie weisen den Weg zu einer Literatur der abstrakten Ideale.

Die Frühzeit im Schaffen Tollers ist im Auswahlband lediglich durch Lyrik vertreten. Fast vollständig wird die Sammlung „Vormorgen“ übernommen. Diese Lyrik steht ganz und gar im Dienste eines abstrakten Menschheitsideals, dessen Verwirklichung gesucht und an dem die Wirklichkeit gemessen wird. Die Polarität zwischen Ideal und Wirklichkeit

liefert den Spannungsbogen dieser Gedichte. Aus der subjektiven Situation – der Dichter sitzt im Gefängnis – wird auf einen allgemeinen Zustand geschlossen. Im Gedicht „An alle Gefangenen“ wird zum Beispiel im Schlußvers gefragt: „Wer kann von sich sagen, er sei nicht gefangen?“ Diese und ähnliche Fragen leiten sich von einem idealistischen Verdinglichungsbegriff her. Dem Wesen nach die gleiche Grundsituation finden wir im „Schwalbenbuch“ gestaltet, das im Auswahlband gleichfalls vollständig abgedruckt worden ist. Hier wirken die Gedichte jedoch ungemein stärker, weil abstrakte Verallgemeinerungen nur sparsam verwendet werden. Immer bleibt der Bezug auf eine konkrete Situation deutlich. In „Vormorgen“ sind viele der Gedichte wegen ihres übersteigerten Pathos, das auch die Bildersprache beeinflusst, nur noch schwer zu erschließen. Gerade deshalb wären einige Anmerkungen von Nutzen gewesen. Die „Lieder der Gefangenen“ sind zum Beispiel in ihrer ersten Fassung als „Gedichte der Gefangenen“ noch zu einem Teil mit konkreten Angaben über ihren Ort – meistens Gefängnis Stadelheim oder Festung Niederschönenfeld – versehen. In „Vormorgen“ verzichtet Toller auf diese Fakten, er überarbeitet die Gedichte, wobei er stärker die abstrakten Grundsituationen akzentuiert.

Krieg und Revolution bilden die entscheidende Erlebnisgrundlage für Tollers Lyrik. Sein ethisches Anliegen, das dann auch seine politischen Handlungen bestimmt, kommt jedoch nur unvollkommen zum Ausdruck. Eine Toller-Ausgabe, die Tollers Werk als Dokument des Übergangs betrachtet, die seine Persönlichkeit voll zum Ausdruck bringen will, dürfte darum nicht auf sein erstes Drama, „Die Wandlung“, verzichten. Bereits in der „Wandlung“ werden fast alle Fragen gestellt, die Toller immer wieder bewegen und die er in den Stücken aus den späteren Jahren immer aufs neue zu beantworten sucht.

Die Auswahl der Dramen – der Band enthält „Die Maschinenstürmer“, „Hinkemann“ und „Feuer aus den Kesseln“ – ist überhaupt nicht ganz befriedigend. Zweifellos gehören diese Stücke zu den bedeutendsten, die Toller geschaffen hat, doch die Konzeption einer solchen Ausgabe müßte auch andere Gesichtspunkte berücksichtigen, zumal auch Wichtiges weggelassen worden ist. In einer Entwicklungslinie stehen „Die Maschinenstürmer“ und „Feuer aus den Kesseln“. In den „Maschinenstürmern“ versucht Toller, die expressionistische Ideologie zu überwinden. Er zeigt, daß die idealistische Technikfeindlichkeit – in der expressionistischen Dramatik wird immer wieder ein Gegensatz zwischen Technik und Mensch konstruiert – ein rückschrittlicher Standpunkt ist. Mit dieser neuen Problemstellung beginnt eine neue Entwicklungsstufe im Schaffen Tollers. Er gibt die abstrakte Beweisführung auf und versucht, einen historisch konkreten Stoff zu gestalten. Doch der Subjektivismus der ersten Stücke ist noch nicht überwunden. Jimmy Cobbet bleibt ein Prophet, der den Massen weit voraus ist und dessen Tragik darin besteht, daß sie ihm nicht folgen. Zudem sind gerade mit dieser Figur unhistorische Aktualisierungen verknüpft. Doch Toller setzt seine Bemühungen um das realistische, historische Stück fort mit „Feuer aus den Kesseln“, das den Aufstand in der deutschen Flotte von 1917 behandelt. Eigentlich ist die Bezeichnung „Historisches Schauspiel“ irreführend, denn diese Ereignisse sind ja erst wenige Jahre vorüber. Toller will aber damit deutlich machen, welcher Abstand besteht zwischen der Revolution und den Verhältnissen der Weimarer Republik, die zumindest in den offiziellen Verlautbarungen der SPD als Verwirklichung der Ziele der Revolution gilt. Hier zeigt Toller nicht mehr die Führerrolle eines Revolutionärs, sondern er gestaltet die Revolutionierung der Massen. Die letzte Szene wird über den Tod von Köbis und Reichpietsch hinausgeführt und spielt im November 1918, als das Ver-



mächtnis der Toten erfüllt wird. Die aktuelle Bezogenheit auf die Gegenwart der Weimarer Republik wird in einer Szene gegeben, in der auf die Reichstagsverhandlungen von 1926 über den Flottenaufstand eingegangen wird.

Dieses Stück beweist, wie Toller auf dem Weg zum realistischen Stück vorangekommen ist. Er überwindet das abstrakte Theoretisieren und tritt sogar den Wahrheitsbeweis für die im Stück geschilderten Vorgänge an, indem er einen dokumentarischen Anhang anschließt. Im Schaffen Tollers wird diese Entwicklungslinie fortgesetzt bis zu seinem letzten Stück, dem „Pastor Hall“. Inzwischen hat der Faschismus Ernst Toller außer Landes getrieben, und mit seinem Stück will er einen Beitrag zum Kampf gegen die Naziherrschaft in Deutschland leisten. Trotz einiger Schwächen dieses Werkes sollte man darum bei uns heute nicht auf einen Abdruck in einem Auswahlband verzichten.

Neben dieser realistischen Linie im Schaffen Tollers stehen jedoch immer wieder Stücke, die nach dem abstrakt-idealen Menschen fragen, also das für Tollers Frühzeit entscheidende Thema immer wieder aufgreifen. Die „Wandlung“ ist Ausgangspunkt für beide Möglichkeiten, und im „Pastor Hall“ kommt es zu einer Art Synthese. Dazwischen liegen Stücke wie der „Hinkemann“ und „Hoppla, wir leben!“, die von der Enttäuschung des gescheiterten Revolutionärs beherrscht sind. Mit Recht wurde hier vom Herausgeber der „Hinkemann“ ausgewählt, denn dieses Stück gehört zu den entscheidendsten in der Werkentwicklung Tollers. Es ist die Tragödie des Idealisten, dessen Ideale an der Wirklichkeit zerbrechen. Vielleicht aber sollte man neben der Tragödie auch die im selben Jahr erschienene Komödie „Der entfesselte Wotan“ als Satyrspiel dazubringen. Hier wird das subjektivistische Ideal von nationalistisch-völkischen Ge-

dankengängen gespeist und schließlich ad absurdum geführt.

Das Spätwerk Tollers ist lediglich vertreten mit Ausschnitten aus der Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland“. Der Herausgeber hat diese Prosaepisoden an den Anfang der ausgewählten Texte gestellt, was zwar die chronologische Ordnung des Bandes verletzt, jedoch das Verständnis der nachfolgenden Texte ungemein erleichtert. Die persönlichen Erkenntnisse des Dichters tragen dazu bei, manches Schwierige und Problematische in seinen Werken zu erhellen.

Mit der Toller-Auswahl ist auf unserem Büchermarkt eine weitere Lücke geschlossen worden. Die Traditionen unserer sozialistischen Literatur müssen auch dort aufgesucht werden, wo der Weg zur sozialistischen Literatur erst gebahnt wird, wo dieser Weg jedoch nicht bis zum Ende gegangen worden ist. Das Werk Tollers und die Auseinandersetzung damit haben geholfen, die Entwicklung voranzutreiben. Deshalb kann Bruno Kaiser am Schluß seines Nachwortes sagen: „Und die zweite Auflage seiner Autobiographie widmet er 1936 ‚Dem Deutschland von morgen‘. Diesem unseren Deutschland hat auch er die Pfade bereitet. Wir schulden ihm Dank.“

Die Toller-Auswahl bietet eine wertvolle Ergänzung zu den zahlreichen Editionen aus dem Bereich der proletarisch-revolutionären Literatur Deutschlands. Sie ruft uns ins Bewußtsein, daß wir die bürgerlich-oppositionelle Literatur bei unseren Bemühungen um die sozialistischen Literaturtraditionen nicht aus den Augen verlieren dürfen. Das Bild, das die Auswahl vom Schaffen Tollers vermittelt, muß gewiß noch ergänzt werden. Trotzdem darf dieser Versuch begrüßt werden, und es ist zu hoffen, daß die Editoren unserer Verlage daraus die Anregung nehmen, nach weiteren Persönlichkeiten aus diesem Bezirk unserer Literaturgeschichte zu suchen, die einer neuen Publikation wert sind.

## NATO-Deutschland — satirisch anvisiert

Karl Ludwig Opitz: „Im Tornister: ein Marschallstab“  
und „O du mein Deutschland – Kurzgeschichten und Glossen“  
Eulenspiegel Verlag, Berlin

Es ist sicher interessant für den Leser unserer Republik, die Wahrheit über die gefährliche Verquickung von Wirtschaftswunder und NATO-Söldnertum, über die Atomaufrüstung, ihre unheilvollen Folgen und über Raketenbasen einmal aus dem Munde eines westdeutschen Journalisten und Schriftstellers zu erfahren.

Der bei uns schon durch seinen „General“ bekannt gewordene Karl Ludwig Opitz hat es unternommen, mit spitzer Feder die ganze Skala der staatlichen, ökonomischen und privaten Charakteristika des bundesdeutschen Alltags vor dem Leser erstehen zu lassen und mit manchmal sparsam andeutender, oft aber scharf zupackender Satire zu entlarven. Nicht nur auf die Unebenheiten und Schlaglöcher der Oberfläche richtet er das kritische Objektiv, auch Hintergründe und Hintermänner werden von seinen literarischen Schnappschüssen getroffen.

Der Eulenspiegel Verlag Berlin griff dankenswerterweise schnell zu und brachte die zwei Opitz-Bändchen „Im Tornister: ein Marschallstab“ und „O du mein Deutschland“ in ansprechender Aufmachung heraus.

Opitz geht es darum, zu einer Zeit, da Bonn sich immer mehr zum Hauptstörenfried in Europa und zum potentiellen Hauptfaktor innerhalb der NATO-Strategie entwickelt, zu zeigen, was es mit dem westdeutschen Wirtschaftswunder, dem Propagandaaufgebot eines Erhard auf sich hat. Zugleich wird, wie der Titel des ersten Bändchens andeutet, der gefährliche Ungeist, der die Bonner NATO-Armee beherrscht, an dem briefschreibenden NATO-Söldner Bispamcke exemplifiziert und mit satirischen Mitteln der Lächerlichkeit preisgegeben. Die feine, oft aber bissige Ironie des Schriftstellers will

allerdings mehr bewirken als nur hohnlachendes Gaudium, das hier keine adäquate Reaktion wäre: sie will nachdenklich stimmen. Die Briefgeschichten unter dem Titel „Im Tornister: ein Marschallstab“ sind nach Inhalt und Form ja kein Novum in der deutschen Literatur. Ludwig Thoma hat ein ähnlich aktuelles Thema einmal ähnlich gestaltet.

Der Bundeswehrpanzergrenadier Martin Bispamcke, ein Opfer der psychologischen Kriegsführung, ist der leider so traurig-legendäre deutsche Soldat, wie ihn sich schon der zweite Wilhelm und nicht zuletzt der Braunauer Anstreicher und seine Generalsclique wünschten: geistig unterentwickelt, stur und „treudeutsch“. Daß Opitz diesen seinen Haupthelden in die Reihe seiner großen „Vorbilder“ stellte, deren Gebeine vor Verdun und Stalingrad bleichen, ist wohlbedacht. Der Typ des verhinderten Uralstürmers geistert schon lange durch die Vorstellungen der Bonner Machthaber, die dazu durch ihre vom Vorgänger übernommenen Generalstäbler inspiriert wurden. In mehr als zwanzig, durch ihre Interpunktionsvergewaltigung karikierenden Briefen wird die geistige Physiognomie der Bundeswehr enthüllt, in einer Weise, die keinen Zweifel an ihren verbrecherischen Aggressionszielen läßt. Opitz hat eine Menge Faktenmaterial angehäuft, das vielleicht genügt hätte, eine wissenschaftliche Untersuchung über die Ausbildungsmethoden und Ziele der Söldnertruppe, über ihre Rolle in der NATO, über ihren Einfluß auf Bundestagsbeschlüsse, auf den Kurs der rechten SPD-Führung anzustellen; aber er geht in medias res, er spricht nicht über den NATO-Söldner Müller, Meier, Schmidt, sondern er läßt den Panzergrenadier Bispamcke in seinen

Episteln sich selbst entlarven und dabei das glänzende Aushängeschild der „Demokratie“ in der bürgerlichen „Verteidigungsarmee“ gehörig verdunkeln.

Es ist für den Leser ein zwiespältiges Vergnügen, die Karriere des Bispamcke, von diesem selbst mit vielen unlauteren Mitteln gefördert, mitzuerleben. In den Briefen an seine Eltern, die Braut, die Freunde, den Pfarrer, den Bürgermeister und den Gastwirt und Bundestagsabgeordneten zeichnet der Beschränkte in aller Einfalt das getreue Bild seines Werdegangs vom Arbeiterkind zum Rekrutenschleifer. Doch der Marshallstab des Unteroffiziers geht verloren im Gewühl der Nachtübung, der auch die kometenhaft aufsteigende Beförderungskurve zum Opfer fällt. Bispamcke ist enttäuscht ob der Bezahlung für seine zermalmtten Knochen, aber die „Lauterkeit“ seines soldatenhaften Charakters führt ihn wieder zurück zur Fahne mit dem Pleitegeier, das heißt in die Reihen des „Stahlhelm“, wo die Karriere ihr vorläufiges Ende findet.

Wo sie aber enden wird, wenn dem Treiben der kalten Krieger kein Einhalt geboten wird, führt uns Opitz in seinen Glossen und Kurzgeschichten über den Alltag der Bundesbürger, die im zweiten Bändchen unter dem Titel „O du mein Deutschland“ enthalten sind, mit aller Deutlichkeit vor Augen. Der bissige, mit ätzendem Hohn geschriebene Entwurf zum Luftschutzgesetz der „Federal Republic of Germany“ zeigt dem Leser die furchtbarste aller Gefahren, die unter der dünnen Decke des Wirtschaftswunders schlummern: den Atomkrieg. Artikel 7 des Entwurfs läßt Opitz mit den sarkastischen Worten enden: „Schlägt dann die Stunde der Befreiung für Sie, erfolgen in Ihrem Wahlkreis keine weiteren Atomexplosionen, so begeben Sie sich am besten nach Hause zu Ihren Angehörigen. Sollten Sie Ihre Lieben und Ihre Wohnung nicht mehr vorfinden, so trösten Sie sich mit dem Gedanken, daß es Millionen Ihrer Landsleute nicht anders ergeht.“

Doch bleibt Opitz nicht bei bloßem Sar-

kasmus stehen; in seinen lakonischen Zeilen über das „Massengrab“ steht er plötzlich als erster Mahner und Warner seiner Zeitgenossen vor uns. Zwischen diesen kurzen Zeilen, die der Endstation der Atompolitik gewidmet sind, liegen zahlreiche ironische Glossen und Kurzgeschichten, die knapp und treffend Erscheinungen des bundesdeutschen Alltags kritisch prüfen und wägen, dem Gelächter preisgeben, aber auch zu ernstem Nachdenken auffordern. Sei es das bundesdeutsche Filmexposé, das einer Romy Schneider von Opitz auf den Leib geschrieben sein könnte, oder die Geschichte über die Freiheit der westlichen Journalisten, oder das satirisch stärkste Stück, ein Interview, das der ehemalige Nazi-general dem Reporter gewährt, oder die „Schalmeienklänge des Freiheits-Einigkeits-Songs“, die den armen Ostzonenflüchtlingen in Westberlin die Lust zur Rückkehr rauben sollen: alle Pfeile treffen genau ins Schwarze der neu formierten SS-Traditionsverbände, ebenso ins Schwarze der Jesuitenkuten, die Sinnbild für das neue philosophische und staatspolitische Aushängeschild des westdeutschen Imperialismus sind.

Waren im ersten Bändchen die verschiedenen Aspekte des Gegenstands psychologisch verdichtet im Haupthelden Bispamcke konzentriert, so fehlt den Geschichten unter dem emphatischen Ausruf „O du mein Deutschland“ das straffe Gliederungsschema. Die Glossen zur westdeutschen Entwicklung und die vielen kleinen und kleinsten Geschichten werden nur durch die Thematik, die ironische Betrachtung der westdeutschen Scheinblüte, zusammengehalten. Immerhin: Trotz der anspruchslosen Art und Weise, in der Opitz das Arsenal seiner literarischen Waffen wider das Bonner Regime vorführt, läßt er uns nicht darüber im unklaren, wie ernst der Gegner zu nehmen ist, für den sie bestimmt sind. Seine Bücher sind eine unüberhörbare Mahnung an jeden Leser, auch seine Kraft gegen Faschismus und Militarismus einzusetzen.

## Abiram wird doch gerettet

Jo von Tiedemann: „Stern ohne Himmel“. Roman  
Verlag der Nation, Berlin 1959

Die Abrechnung mit Faschismus, Militarismus, Antisemitismus und den Schrecken des zweiten Weltkrieges bedeutet nicht nur Überwindung einer lastenden Vergangenheit, sie ist brennend aktuell. Denken wir nur daran, daß vor wenigen Monaten das Hakenkreuz, makabres Zeichen einer barbarischen Macht, wieder auf Mauern und Wänden erschien und eine Welle des Antisemitismus durch Westeuropa lief. Da die Gefahr groß ist, daß die furchtbare Vergangenheit noch einmal Macht über die Gegenwart gewinnt, begrüßen wir jedes Buch, in dem ein mutiger Kampf gegen Faschismus, Antisemitismus und Krieg geführt wird, so auch den kleinen Roman „Stern ohne Himmel“ der Mannheimer Schriftstellerin Jo von Tiedemann. Die Autorin, die bereits durch den Film „Zwei Mütter“ bekannt geworden ist, legt damit ihren ersten Roman vor.

Im Mittelpunkt ihres Buches steht kein Frontereignis; sie gestaltet Konflikte, die im Hinterland auftauchen, als die Front heranrückte. Es ist der Autorin gelungen, eine individuelle Fabel zu finden und daraus eine spannende Handlung zu entwickeln. Einige Jungen zwischen zehn und vierzehn Jahren, Schüler eines Alumnats und Angehörige der Hitler-Jugend, und ein vierzehnjähriges Mädchen retten einen etwa gleichaltrigen jüdischen Jungen vor dem sicheren Tod. Das geschieht in einer deutschen Kleinstadt im Jahre 1945. Eindrucksvoll fängt die Schriftstellerin die Atmosphäre ein, die in Deutschland gegen Ende des Krieges herrschte: Flüchtlingscharen durchziehen das Land, Ratlosigkeit und Resignation breiten sich aus, es gibt dumpfen Fatalismus, kopflose Angst, Verzweiflung, aber auch heimliche Hoffnungen; einige Faschisten versuchen vergeblich, die „Ordnung“ gegenüber den allgemeinen Auflösungserscheinungen auf-

rechtzuerhalten. Antek, Willi, Paule und Zick, vier Jungen aus dem unter der strengen Herrschaft des faschistischen Direktors Jähde stehenden Alumnat, haben einen Vorratskeller in einem zerbombten Haus ausfindig gemacht. Als sie eines Tages zusammen mit Ruth, der Freundin Anteks und Enkelin des ehemaligen Direktors Kimmich, der aus politischen Gründen abgesetzt wurde, in den Keller kommen, treffen sie auf einen völlig verängstigten und halb verhungerten Jungen, der einen gelben Stern trägt. Dieses Zusammentreffen mit dem Judenjungen Abiram bringt sie in zunächst unlösbare Konflikte. Der Verhaltenskodex ihrer faschistischen Erziehung sieht vor, daß jeder Jude sofort ausgeliefert werden muß. Nach ihrem Verhalten zu Abiram scheiden sich nun die Geister. Ruth ist sofort voller Mitleid und zur Hilfe entschlossen. Ähnlich denkt Antek, der älteste und reifste unter den Jungen. Paule läßt sich von materiellen Interessen leiten: er fürchtet, daß sie auch ihren Vorratskeller verlieren werden, wenn sie den Juden anzeigen, und möchte, daß Abiram heimlich wieder verschwindet. Willi aber besteht auf Auslieferung, die „Ehrbegriffe“ der Hitler-Jugend lassen ihm keine andere Wahl. In ihrer Ratlosigkeit schließen die Jungen Abiram zunächst ein. Als sie wiederkommen, wollen sie Gericht über ihn halten. Dabei wird Abiram jedoch zum Ankläger gegen den Faschismus. Er erzählt, daß sein Vater vergast, seine Mutter erschossen worden ist, nur weil sie Juden waren, und enthüllt damit den Kindern eine ihnen unbekannte furchtbare Wahrheit. Diese stellen sich – mit Ausnahme Willis – auf Abirams Seite und erklären sich bereit, ihm auf jeden Fall zu helfen. Doch Willi wird zum Verräter an den eigenen Freunden, indem er sie mit Abiram in dem Keller einschließt. Als er

später mit einem Blockleiter der NSDAP zurückkehrt, ist den Freunden die Flucht mit Abiram geglückt. Willi erfährt von nun an die Verachtung seiner Kameraden, denen es gelingt, Abiram vor allen Nachstellungen des Rektors Jähde zu bewahren und – vom alten Rektor Kimmich und ihrem kriegsverletzten Lehrer Nagold unterstützt – sein Leben zu retten. Das Einrücken der Roten Armee bedeutet für Abiram endgültige Sicherheit und für die vom Kriege erschöpften Menschen die Hoffnung auf Frieden, auf ein neues, besseres Leben.

Überzeugend schildert die Schriftstellerin, wie die Begegnung mit dem jüdischen Jungen bei den Alumnatsschülern zu einer schweren inneren Auseinandersetzung mit all ihren bisher geltenden Idealen und schließlich zu einer inneren Wandlung führt. Aber auch die Erwachsenen müssen sich bewähren. Jo von Tiedemann zeigt, daß die Entscheidung des einzelnen für oder gegen Abiram gleichzeitig die Entscheidung für oder gegen den gesellschaftlichen Fortschritt bedeutet.

Am Schluß des Buches steht die Rettung Abirams und damit die Verbindung der persönlichen mit der allgemeinen historischen Perspektive, der Befreiung Deutschlands. Diese allgemeine Perspektive wird im Laufe der Handlung mehrmals angedeutet, aber noch nicht konkret gestaltet. Mit dem Gedanken an den Einzug der sowjetischen Truppen verbinden nur die politisch reifsten Gestalten die Hoffnung auf eine bessere Zukunft, von der sie sich noch keine klare Vorstellung machen können. Hier hätte die Schriftstellerin über den Horizont ihrer Gestalten hinausgehen müssen.

Auf einen zentralen Helden hat die Schriftstellerin anscheinend bewußt verzichtet, was dem Roman nicht eben zum Vorteil gereicht, wenn auch die Geschlossenheit des Buches durch die einheitliche Fabel gewahrt wird. Durch den Verzicht auf die Gestaltung eines zentralen Helden, den Jo von Tiedemann durch eine Art Kollektivhelden zu ersetzen sucht,

verwischt sich der Unterschied zwischen Haupt- und Nebengestalten, und das Interesse des Lesers wird hin- und hergerissen zwischen vielen Gestalten, vermag sich nicht auf eine oder wenige Personen zu konzentrieren. Gewisse Ansätze zu Haupthelden zeigen Antek, Willi oder der Lehrer Nagold, doch diese Ansätze werden nicht weiter ausgebaut. Die fehlende Differenzierung ist zweifellos ein Mangel dieses Buches; er wird dadurch nicht aufgehoben, daß die Autorin einprägsame, unverwechselbare Charaktere schafft. Vor allem die Jugendlichen sind lebendige, überzeugende Menschen. Abiram zum Beispiel, die Gestalt, von der alle Konflikte herleiten, hält sich selbst für minderwertig, ist eingeschüchtert, resigniert, hat das Vertrauen zu den Menschen verloren, weil er seit Jahren verfolgt worden ist. Nur allmählich überwindet er die Furcht vor den anderen Kindern, die für ihn Vertreter einer feindlichen Macht sind. Schließlich findet er durch ihre Freundschaft zum Leben und zur Bejahung dieses Lebens zurück. Eine besonders liebenswerte Gestalt ist Ruth, auf der weniger als auf den Jungen der Druck der nazistischen Erziehung liegt. Sie bildet die erste Brücke zwischen Abiram und ihren Freunden. Voller Sympathie gestaltet die Schriftstellerin auch Antek, der anfangs noch von den trügerischen Idealen des Faschismus überzeugt ist, innerlich erschüttert wird, als er die Wahrheit über das faschistische System erfährt, und schließlich unter dem Einfluß Kimmichs und Ruchs zum stärksten Beschützer Abirams wird. Paule und Zick, die zunächst zwischen Antek und Willi schwanken, entscheiden sich auch für die richtige Seite. Von den vier Alumnatsschülern wird nur Willi zum Opfer seiner nazistischen Erziehung. Da er sich nicht von den ihm anezogenen falschen Ehrbegriffen befreien kann, verrät er Abiram und seine eigenen Freunde und findet den Tod, als er sich bei der Beschießung der Stadt weigert, mit allen anderen in der Kirche Schutz zu suchen.

Es zeugt für die ideologische Einsicht



der Autorin, wenn sie unmißverständlich ausspricht, daß Willis Verhalten zu Abiram nicht charakterlich, sondern gesellschaftlich bedingt ist: „Willi hatte keineswegs einen schlechteren Charakter als seine Kameraden, auch wenn ihm Mitleid oder ein menschliches Verstehen für den Jungen im Keller fehlte. Willi war weiter nichts als das saubere Produkt einer einwandfreien nationalsozialistischen Erziehung.“

Neben dem ehrwürdigen ehemaligen Rektor Kimmich, den seine aufrechte Haltung gegen den Faschismus ins KZ brachte, ist vor allem der Lehrer Nagold eine interessante Gestalt. Sein Verhalten ist typisch für viele deutsche Menschen, die im Kriege zum Krüppel wurden, ihre falschen Ideale verloren, aber in der Heimat keinen offenen Widerstand wagten. Nagold ist zu sehr von Rektor Jähde und von seiner kleinbürgerlichen Frau abhängig, um aktiv gegen das faschistische Regime zu kämpfen. Er will sich nicht belasten und lehnt es ab, Abiram bei sich zu verbergen, als sich die Jungen vertrauensvoll an ihn wenden. Doch findet auch er noch den Weg auf die Seite Abirams und damit zum gesellschaftlichen Fortschritt.

Direktor Jähde ist die einzige ausgeführte negative Gestalt unter den Erwachsenen, der einzige Repräsentant der faschistischen Macht. So erscheint die Position der Faschisten von vornherein als zu wenig gefährlich im Verhältnis zu ihrer historischen Rolle. Es ist nicht glaubhaft, daß Jähde die Schüler, von denen er weiß, daß sie einen Jungen verbergen, nur durch Willi bewachen läßt. Jähde ist der Typ des Karrieristen, zu feige, an die Front zu gehen, aber ohne Skrupel, andere Menschen in den Tod zu schicken; er vertritt die nazistischen Ideen, solange es ihm Vorteil bringt, und sucht beim Einmarsch der Roten Armee sich der Verantwortung für seine verbrecherische Haltung zu entziehen.

Für die Handlung wirkungslos bleibt die Gestalt Dresslers, des einzigen Kommunisten im Roman, da er selbst niemals han-

delnd auftritt, sondern nur in den Reden der anderen Personen einerseits als Vorbild, andererseits als Schreckgespenst erwähnt wird.

Jo von Tiedemann bezeichnet ihr Buch als einen Roman. Man könnte aber auch von einer ausgeweiteten Erzählung sprechen, da die Schriftstellerin sich auf die Darstellung der Ereignisse um die Rettung Abirams beschränkt und die Handlung nur in einer Stadt, in verhältnismäßig kurzer Zeit spielt. Auch ausgesprochen dramatische Elemente fallen auf, so die Konzentrierung auf einen wesentlichen Konflikt und der Verzicht auf eigenwertige Nebenhandlungen. Die erschütternde Szene, in der die Schüler über den jüdischen Jungen Gericht halten wollen, Abiram aber als Ankläger gegen die Faschisten auftritt, wirkt nahezu wie eine Dramen-Peripetie. Der dramatische Charakter des Romans ergibt sich vor allem aus der häufigen Verwendung des Dialogs, hinter dem der epische Bericht zurücktritt.

Jo von Tiedemann schreibt einen einfachen Stil, der besonders durch einfache Hauptsätze gekennzeichnet ist. Oft verwendet sie Elemente der Umgangssprache zur Charakterisierung ihrer Gestalten, die dadurch besonders lebendig wirken. Bedenklich aber wird ihr wiederholter Gebrauch in den episch berichtenden Teilen des Romans. Auch sind manche Bilder noch zu gesucht oder unzutreffend. So heißt es etwa: „Willis Gesicht wurde vor Anstrengung rot wie die Abendsonne.“ Insgesamt jedoch wird die eindrucksvolle Erzählweise den Leser durch ihre Unmittelbarkeit ansprechen und fesseln.

Trotz dieser Mängel kann man den ersten Roman der Mannheimer Autorin als einen gelungenen Versuch epischer Gestaltung bezeichnen, der dazu anregen wird, die weitere Entwicklung der Schriftstellerin mit Interesse zu verfolgen. Der Roman „Stern ohne Himmel“ ist ein ernstes und mahnendes, zugleich packend geschriebenes Buch, dessen Aufforderung zum Nachdenken und zum richtigen Handeln sich an alle, besonders an jugendliche Leser richtet.

Heinz Auerbach

## Dramatik aus dem Äther

Das Hörspiel hat seit langem seinen Eigenwert als selbständige Literaturform bewiesen. Ihm die kritische Beobachtung und Würdigung zu versagen, wäre auf die Dauer eine unentschuld bare Unterlassungssünde. Deshalb sollen diese Spalten künftig gleichermaßen dem Hörspiel wie dem Fernsehspiel gewidmet sein.

„Der erlauchte Gast“, ein Fernsehswank von Erich Schlossarek, handelt von der Durchsetzung des gesellschaftlichen Fortschritts gegen die Überreste feudal-kapitalistischen Denkens in den Köpfen eines kleinen Teiles unserer Landbevölkerung. Sie ist nachgerade nicht neu, diese Geschichte vom ewig brummenden und querulierenden Großvater, der sich selbst und seiner Umgebung im Wege steht, weil es ihm schwerfällt, sich von der alten Zeit zu trennen. Erst die Konfrontierung mit dem Neuen, in diesem Falle mit einem jungen, in die Enkelin des Großvaters verliebten Agronomen, der sich unter dem Namen des jungen Barons (der Großvater war Leibkutscher des alten Barons) bei ihm einquartiert, bringt ihn zur Vernunft, steht ihm doch plötzlich die Vergangenheit nicht mehr nur glorifiziert, im Abglanz der Erinnerungen, sondern in ihrer ganzen Arroganz und Brutalität leibhaftig gegenüber. Und so ist, ohne daß er es selbst gemerkt hat, aus dem devoten Lakaien von einst, der sich unterwürfig in den Allerwertesten treten ließ, ein seiner Würde bewußter Mensch geworden, den die Herrenmanieren des „erlauchten Gastes“ zu immer stärkerem Widerspruch gegen das Alte herausfordern, das sich in seinem Haus und in seinem Kopf findet. Somit ist die Geschichte doch neu, neu

ihrem Inhalt nach, insofern sie einige Züge des widersprüchlichen Prozesses darstellt, der für die Entwicklung des Bewußtseins der Menschen in unserer Republik charakteristisch ist. So locker und erheiternd sie gestaltet ist, so tief ist doch die Wahrheit, die ihr zugrunde liegt: Das Bewußtsein entwickelt sich am stärksten und unmittelbarsten dort, wo die Menschen aktiv am Produktionsprozeß teilnehmen und dort, wo ihnen die Vergangenheit offen und unverhüllt entgegentritt, wo sie vor die Entscheidung gestellt werden, sich ihre menschliche Würde zu bewahren oder sich erneut versklaven zu lassen. Die Sendung ließ sich im übrigen mit Vergnügen anschauen. Sie zeigte noch nicht den Menschen der Zukunft, dafür aber glaubwürdig und realistisch den einfachen Menschen der Gegenwart. Mit einer Vielzahl von Werken dieser Art in allen Genres sollte uns um die zeitgenössische „Gebrauchsliteratur“ und um eine stabile Basis für das vorwärtstastende künstlerische Experiment nicht bange sein.

Einige Bemerkungen zu einem Genre, das sich aus verschiedenen Gründen zusehends in den Vordergrund schiebt: dem Fernsehfilm. Da die bisherigen Diskussionen über die „Spezifik“ von Film und Fernsehen keine fundamentalen Ergebnisse hervorgebracht haben, sind Regisseure und Kameraleute mit der Hoffnung in ihre Ateliers zurückgegangen, diese Fragen dort, an Ort und Stelle, entscheiden zu können. Bisher scheinen sie allerdings auch hier keine grundlegend neuen Erkenntnisse gewonnen zu haben, wenn man von dem Bemühen absieht, im sogenannten Fernsehfilm bestimmte leinwandwirk-

same Elemente wie Landschaft, Milieu, äußeres Geschehen usw. auf ein Minimum zugunsten des unmittelbaren, gewissermaßen „innermenschlichen“ Erlebens zu reduzieren. Als Ausdrucksform dieses inneren Erlebens spielt die Großaufnahme des menschlichen Antlitzes im Fernsehfilm eine weit größere Rolle als im traditionellen Kinofilm.

„Gerichtet bei Nacht“ entstand nach dem Roman „Mich wundert, daß ich so fröhlich bin“ von Johannes Mario Simmel, einem westdeutschen Autor. Die Drehbuchautoren Günter Kaltofen und Hans-Joachim Kasprzik haben es verstanden, die Romanfabel so zu verdichten, daß sie einem dramatischen Werk als Grundlage dienen konnte. Dem kamen die Raum-Zeit-Verhältnisse des Romans sehr entgegen: Die Handlung, während des letzten Krieges spielend, umfaßt die Erlebnisse von sechs Menschen, die in einem verschütteten Luftschutzkeller eingeschlossen sind. Den Autoren ging es darum, Menschen zu zeigen, die, abgeschnitten von ihrer Umwelt,

im Kleinen mit dem fertig werden müssen, womit das deutsche Volk in seiner Gesamtheit im Großen fertig werden mußte: mit dem Verlust materiellen Guts; mit dem Zusammenbruch ihres Glaubens an einen allgegenwärtigen und gerechten Gott, an den Sinn des Lebens, an Gerechtigkeit und Menschlichkeit; mit fanatischen faschistischen Haßgesängen und dem Versuch, alle in den Untergang dieses Systems hineinzuziehen; mit einer unermeßlichen Schuld. Es sind einfache, gewöhnliche Menschen, die der Zufall zusammengeführt hat, und doch sind sie typische Vertreter ganzer Bevölkerungsgruppen, die dem Verbrechen, das der Faschismus zum System erhob, solange tatenlos zusahen, bis die Reihe an ihnen selbst war. Nun aber, da es um sie selbst geht, unter Bedingungen, die gleichzeitig die Ursachen und die Urheber ihres Verderbens deutlich sichtbar werden lassen, werden sie zur Entscheidung gedrängt: sie entscheiden sich zur Tat gegen Faschismus und Tod, selbst auf die Gefahr hin, diese Entscheidung mit ihrem Leben bezahlen zu müssen. In dieser Aussage, in der leidenschaftlichen Bejahung des zwar verschütteten, aber nicht erloschenen Gefühls der einfachen Menschen für Wahrheit und Gerechtigkeit, für das Gute, Menschliche und Zukunftsträchtige, liegt das Hauptverdienst des Films und der Grund für die starke Resonanz, die er fand. Daran vermögen auch einige Mängel nichts zu ändern, etwa die passive Rolle der Frau eines bewußten Antifaschisten im Gegensatz zu der starken Betonung eines mit seinem Gott zerfallenen Pfarrers, oder die Tendenz, sich in breiten weltanschaulichen Diskussionen zu verlieren, oder die ungenügende Aufhellung des historisch-gesellschaftlichen Hintergrundes. „Gerichtet bei Nacht“ ist ein ehrliches und starkes Bekenntnis gegen Faschismus und Krieg, das angesichts der Entwicklung des klerikal-militaristischen Systems in Westdeutschland zum offenen Faschismus hin eindringlich an die Menschen appelliert, sich zu entscheiden und zu handeln, bevor es zu spät ist.

---

## Vom Volke geehrt

Mit dem Nationalpreis 1960 wurden u. a. ausgezeichnet: Max Seydewitz, Werner Eggerath, Harald Hauser, das Kollektiv Karl Böhm und Rolf Dörge, das Kollektiv Friedrich Karl Kaul, Walter Jupé und Wolfgang Luderer und das Kollektiv zur Förderung und Unterstützung der Arbeiter- und Bauerntheater (Werner Wenzel, Mario Turra, Julius Theurer, Alexander Reuter).

Den Vaterländischen Verdienstorden erhielten: Otto Braun, Marianne Lange, das Kollektiv des Arbeiter- und Bauern-Theaters Bauerbach, das Kollektiv der Rügenfestspiele, das Kollektiv des Mitteldeutschen Verlags und das Kollektiv der Fernsehinszenierung des Romans „Nacht unter Wölfen“.

Wir gratulieren allen Ausgezeichneten aufs herzlichste und wünschen ihnen weiterhin gute Erfolge!

Mit dem Hörspiel „*Ein Mann steht vor der Tür*“ stellt sich ein junges Schriftstellerehepaar vor: Brigitte Reimann und Siegfried Pitschmann, die nach einigen epischen Veröffentlichungen jetzt für diesen ihren ersten dramatischen Gestaltungsversuch mit einem Preis der nationalen Runde des internationalen Hörspielwettbewerbs ausgezeichnet wurden. Es ist die Geschichte eines Mannes, der Konflikten mit seiner Umwelt – im Kombinat Schwarze Pumpe – dadurch ausweichen will, daß er nach Westdeutschland geht. Dort wird er tüchtig umhergestoßen und durchgebeutel. Er entschließt sich zur Rückkehr in unsere Republik, ins Kombinat, zu der Frau, die er verließ und die inzwischen ein Kind von ihm zur Welt gebracht hat, von dem er nichts weiß. Ein weites, ein großes Thema, das straffer Konzeption und tiefgründiger Gestaltung bedurft hätte, um über plakative Oberflächlichkeit hinwegzukommen. Zentraler Gegenstand der künstlerischen Gestaltung durfte bei einem solchen Thema nicht ein Mensch sein, der gesinnungs- und gedankenlos heute nach drüben und morgen nach hüten pendelt. Würdig künstlerischer Gestaltung wäre die Gewissensentscheidung eines Menschen, der sich über persönliche Ressentiments hinweg zur bewußten Entscheidung wider das System der Unmenschlichkeit, der Perversität, des Verbrechens in Westdeutschland durchringt. Dies ist bei vielen Menschen das Ergebnis langwieriger Auseinandersetzungen mit einer Vielzahl von Erfahrungen und Anschauungen. Die gründliche Zerschlagung eines verkehrten Weltbildes durch die Realität des Erlebens wie auch durch geistige Verarbeitung und Verallgemeinerung zeitlich und räumlich in einem Knotenpunkt zu erfassen und zu gestalten, das wäre auch in diesem Falle eine dankbare Aufgabe gewesen. Daran ist aber das junge Autoren-Paar leider gescheitert. Der Mißerfolg wäre nicht weiter tragisch zu nehmen, schöbe nicht die Preisverleihung gerade dieses Hörspiel als Blickpunkt für die weitere Arbeit auf diesem

Gebiet in den Vordergrund. Deshalb muß man warnend auf eine gewisse Simplifizierung des Erkenntnisprozesses hinweisen, die sich in einigen Bereichen der Kunst auszubreiten beginnt. Auch im Leben wird ein Gegner des Sozialismus beim Anblick eines gut eingerichteten Betriebskindergartens noch lange nicht vom Saulus zum Paulus werden. Ebensowenig vermag eine literarische Gestalt, die so plötzlich bekehrt wird, die Menschen zu überzeugen. Es gibt noch weitere kritische Gesichtspunkte, die sich bei einem Hörspiel aufdrängen. Denken wir nur an die Uneinheitlichkeit des Grundgedankens, an die Unmotiviertheit bestimmter Formelemente, an die Sprunghaftigkeit der Dialoge. Eigentlich erzählt dieses Hörspiel nicht nur die Geschichte einer Republikflucht, sondern gleichermaßen die Geschichte der Entwicklung eines jungen Mädchens aus der Enge kleinbürgerlichen Lebens zu einer selbstbewußten, fest im Leben stehenden Frau. Noch eine Anzahl andere ungenügend verwobene Handlungsfäden ließen sich herauslösen. So bleibt das Hörspiel letztlich eine Folge akustischer Impressionen, eine Chronik vom Sichfinden zweier Menschen auf einem Großbauplatz unserer Republik.

„*Verlorenes Land*“ heißt ein neues Hörspiel von Helmut Sakowski. Der Autor hat sich von vornherein Beschränkungen auferlegt, die erkennen lassen, daß es ihm in diesem Falle nicht um ein bahnbrechendes Novum, sondern um handfeste Gebrauchskunst im guten Sinne ging. Das Thema, der Kampf westdeutscher Bauern gegen die „Flurbereinigung“, das heißt die Umverteilung des Bodens zugunsten der kapitalistischen Großbetriebe in der Landwirtschaft, ist auf einen Einzelfall beschränkt, den Kampf des Bauern Hörstel mit dem Gutsbesitzer Gietel. Sakowski führt eine Vordergrundshandlung ein, den Gewissenskonflikt eines zum Bürgermeister „gemachten“ Häuslersohnes, der entscheiden muß, ob er die Autorität seines Amtes für seine bedrohten Klassenbrüder und damit gegen seine „Existenz“, oder

für seinen „Gönner“ und dessen liebes-  
durstige Tochter in die Waagschale wer-  
fen soll. Durch diesen Kunstgriff wird  
der Kampf des Bauern Hörstel um seinen  
Acker zwar zur Hintergrundhandlung, je-  
doch so, daß er dem Vordergrundkonflikt  
seinen Inhalt gibt und ihn vorantreibt. Sa-  
kowski hat es verstanden, die aus dieser

Anlage sich ergebenden Möglichkeiten voll  
auszuschöpfen. Die Handlung wird klar,  
zielstrebig und übersichtlich entwickelt,  
die Sprache ist, von einigen naturalisti-  
schen „rustikalen“ Krücken abgesehen, le-  
bendig und kraftvoll, die Aussage glaub-  
haft optimistisch. Dies ist eine erfreuliche  
Bereicherung unserer Hörspielliteratur.

*Hanns Maaßen*

## Der schreibende Soldat

### Ein Brigadetagebuch als literarischer Rohstoff

In seiner Rezension meines Buches „Die  
Söhne des Tschapajew“ (NDL Heft 10/  
1960) bemerkt Max Walter Schulz, der  
Autor habe „neben vielen Materialien  
zum Beispiel auch Kampfberichte unbe-  
kannter Interbrigadisten verwendet, die  
damals geschrieben und von ihm gesam-  
melt wurden“. Dieser sachliche Hinweis  
veranlaßt mich zu einigen Bemerkungen,  
die mir um so wichtiger erscheinen, als  
viele der Fragen und Probleme, vor de-  
nen damals die Kämpfer der XIII. Inter-  
nationalen Brigade standen, heute von den  
schreibenden Arbeitern ebenfalls diskutiert  
werden. Bei den erwähnten „Kampfber-  
ichten unbekannter Interbrigadisten“ han-  
delt es sich nämlich, genaugenommen,  
um ein Brigadetagebuch, in dessen Mit-  
telpunkt das Tschapajew-Bataillon stand.  
Mir lag also für meine literarische Arbeit  
nicht eine zufällige Sammlung von Kampf-  
berichten vor, wie man vielleicht aus dem  
Hinweis des Rezensenten schließen könn-  
te, sondern die vollständige Chronik der  
Brigade vom Tage ihrer Gründung bis zu  
ihrem heroischen Untergang. Sie besteht  
aus dokumentarischen Unterlagen der Bri-  
gade- und Bataillonsstäbe und aus Schild-  
erungen der Kämpfe, vor allem der  
Kämpfe des 8. Bataillons dieser Brigade  
„in den Aufzeichnungen seiner Mitkämp-  
fer“, wie es im Impressum dieser Brigade-  
geschichte heißt, die 1938 in der Madrider  
Imprenta Diana gedruckt wurde.

Die XIII. Internationale Brigade um-

faßte fünf Bataillone, ein gemischtes in-  
ternationales, zwei französische und zwei  
spanische; sie alle kommen in diesem Bri-  
gadetagebuch zu Wort. Ich stellte mir die  
Aufgabe, daraus die Geschichte jenes Ba-  
taillons zu gestalten, in dem neben vie-  
len Kämpfern anderer Nationalitäten auch  
Deutsche und Österreicher zusammenge-  
faßt waren, und das unter dem Namen  
„Tschapajew“ in die Geschichte dieser  
Brigade eingegangen ist. Das Tagebuch  
vermerkt unter dem 5. Juni 1937: „Das  
8. Bataillon setzt sich aus Angehörigen  
folgender Nationalitäten zusammen...  
(Es folgt die detaillierte Aufstellung nach  
21 Nationalitäten. *H. M.*) insgesamt 389  
Soldaten und Chargierte. In seiner sozia-  
len Zusammensetzung gliedert sich das  
Bataillon heute: 231 Industriearbeiter, 68  
Landarbeiter, 36 Seeleute, 7 Beamte, 13  
Bauern, 19 Angestellte, 8 Intellektuelle, 7  
Gewerbetreibende.“

Beim Lesen dieser nüchternen Zahlen  
denkt man unwillkürlich an die Tagebü-  
cher der sozialistischen Brigaden in unse-  
ren Betrieben. Auch darin stellt sich das  
Kollektiv in der Regel zunächst einmal in  
seiner Zusammensetzung vor. Der Eingeweihte  
aber vermag aus den genannten Zahlenangaben  
viel mehr zu lesen als nur, daß das Bataillon im besten Sinne  
des Wortes eine Arbeiter- und Bauern-  
truppe war; er erinnert sich gleichzeitig  
der Schwere der vorangegangenen Kämpfe,  
denn er weiß, daß es wenige Monate



vorher 870 Mann stark zum Fronteinsatz gekommen war. Nüchtern wie die Bataillonsrapporte sind allerdings auch die meisten der Beiträge von Mitkämpfern, wie zum Beispiel der von Ludwig Nowacki, in dem über die Gründe, die ihn nach Spanien führten, lapidar festgestellt wird: „Als Franco das unschuldige spanische Volk zu morden begann, wobei ihn der internationale Faschismus unterstützte, konnte ich nicht zu Hause bleiben. Am 18. November 1936 bin ich mit den anderen Genossen zusammen nach Spanien gezogen, um mich den Reihen der Milizionäre anzuschließen . . . Wir waren zirka 1400 Leute: Polen, Franzosen, Juden, Deutsche, Tschechen.“ Das war der Stamm der späteren XIII. Brigade. Das Tschapajew-Bataillon bestand nach seiner Formierung im Jahre 1936 aus drei Infanterie- und einer Maschinengewehrkompanie, zu denen später noch eine spanische Kompanie hinzukam. Die 1. Kompanie setzte sich im wesentlichen aus Deutschen, die Maschinengewehrkompanie aus Österreichern zusammen. Die Polen waren in der 2., die Ungarn, Tschechen und Bulgaren in der 3. Kompanie konzentriert. Auf diese Zusammensetzung ist es auch zurückzuführen, daß eine der meistdiskutierten Fragen in diesem Brigadetagebuch die der Kameradschaft unter dem besonderen Aspekt der internationalen Solidarität war. Man sollte meinen, daß – wenigstens am Anfang – dieses Nationalitätenkonglomerat mit allen naheliegenden Schwierigkeiten, wie Sprachunterschiede und verschiedene Temperamente, die Schlagkraft der Truppe beeinträchtigt hätte. Im Gegenteil! Vom ersten Tage an war das Bataillon eine Elitetruppe.

Mit dem Bataillonslied, das der Berliner Ökonomiestudent Ulrich Fuchs verfaßt hatte, beginnen die künstlerischen Beiträge im Tagebuch der XIII. Brigade. Er schrieb es bereits in den Anfangstagen des Tschapajew-Bataillons auf die bekannte Melodie des russischen Partisanenliedes „Weißes Gesindel und adlige Brut“, was der Singbarkeit sehr entgegenkam. Es

folge hier nur die letzte der drei Strophen:

*Franco und Hitler,  
ihr rechnet schlecht,  
Wir schützen Spaniens Freiheit  
und Recht,  
Jeder von uns  
ist Tschapajews Sohn,  
Vorwärts zum Sieg,  
erstes Sturmataillon!*

Und der Refrain lautete:

*Wir werden Francos Plan zerstören,  
Tschapajew selbst geht uns voran.  
Heut liegt die Freiheit in den Gewehren,  
No pasarán, no pasarán!*

Ursprünglich hatte man nur die Absicht gehabt, mit dem Brigadetagebuch gefallenen Kameraden ein Denkmal zu setzen. Geschrieben werden sollten die Beiträge von den besten Freunden und Kampfgefährten unserer Toten. Von vornherein also lag diesem Vorhaben der Gedanke der Kollektivarbeit zugrunde, und er wurde auch beibehalten, als sich dann im Laufe der Arbeit die Aufzeichnungen zu einer umfassenden Chronik der Kämpfe und der Bewährung des Bataillons ausweiteten, zu einer Chronik mit einem regelrechten Spannungsbogen, der sich aus dem Gang der Ereignisse ergab.

Es war keineswegs so, daß unser Tagebuch etwa erst nach Auflösung dieser Traditionseinheit, sozusagen als Erinnerungsbuch, verfaßt wurde; es ist unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse des ersten Kriegsjahres auf der Iberischen Halbinsel, meist während der Kampfpausen, geschrieben worden. Die einzelnen Beiträge sind nicht willkürlich zusammengefügt. Es bedurfte der ordnenden und sichtenden Hand eines Mitkämpfers, der in bezug auf literarische Umsetzung von Selbsterlebtem schon einige Erfahrung mitbrachte und sich auch bei der Komposition des Ganzen von einer konkreten Vorstellung leiten ließ. (Diese Arbeit wurde, da ich einige journalistische Voraussetzungen hatte, mir übertragen.)

Der eigentliche „Brigadetagebuchführer“ aber war der Politikkommissar des 1. Bataillons, Ewald Fischer. Seine ersten Eintragungen machte er an der Granadafront, während einer größeren Gefechtspause, im März 1937. Dort stand das Bataillon etwa sechs Wochen nach der Besetzung des Trevelestales in der Sierra Nevada. Zu diesem Zeitpunkt lagen die ersten Kampfhandlungen der Brigade an der Teruelfront bereits drei Monate zurück. Dies war aber auch der einzige Abschnitt, der im Brigadetagebuch nachgeholt werden mußte. Meist wurden die Aufträge nach Fischers Vorschlag an die einzelnen Kameraden verteilt, wobei er seine Mitarbeiter nicht nach schriftstellerischen, sondern nach rein sachlichen Gesichtspunkten auswählte. Ewald Fischer war Metallarbeiter von Beruf, „Schönschreiberei“ lag ihm nicht. Da es ein ungeschriebenes Gesetz war, daß jeder nur über Selbsterlebtes berichten konnte, mußten die Schreiber notgedrungen immer unter denjenigen gefunden werden, die an ganz bestimmten Handlungen teilgenommen hatten, auf deren Erwähnung im Tagebuch Wert gelegt wurde. Dieses Verfahren hatte den Vorteil, daß eine breite Mitarbeit erreicht wurde, wenngleich dadurch auch die Beiträge von recht unterschiedlicher Qualität waren. Aber wen störte das? Das Prinzip lautete: Soviel wie möglich Einzelaufzeichnungen; die Parole: Jeder schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist! Auf diese Weise schrieben insgesamt 78 Kameraden aus 13 Nationalitäten 157 Beiträge. Der kürzeste stammte von dem Österreicher Paul Wenzel, der – selbst verwundet – aus dem Militärhospital einen Nachruf von fünf Zeilen für seinen gefallenen Freund schickte; der umfangreichste kam aus der Feder des Operationsoffiziers Ludwig Franken, der auf fünf Schreibmaschinenseiten das tragische Erlebnis der Trennung von unseren ersten spanischen Mitkämpfern schilderte.

Das Hauptaugenmerk wurde in diesem Brigadetagebuch verständlicherweise auf die Festigung der militärischen Schlag-

kraft der Truppe gelegt. So ist es ganz natürlich, daß wir zahlreiche Beiträge über Ausbildung, über Umgang mit Waffen, über das Vorgehen im Gelände und über andere militärtaktische Probleme finden. Die Bedeutung solcher Notizen wird einem erst bewußt, wenn man sich die Bedingungen vor Augen hält, unter denen die meisten Kämpfer der Brigade an die Front gegangen waren. In der Mehrzahl kamen sie aus dem zivilen Leben in den Bürgerkrieg und waren vorher nie Soldat gewesen. Auch mußten sich die Interbrigadisten meist während der Kämpfe die nötigsten Kenntnisse aneignen und erst die Waffen erobern, die ihnen fehlten. Angesichts des akuten Waffenmangels der spanischen Volksarmee und ihrer Interbrigaden während der ganzen drei Jahre des Bürgerkrieges, der schlimmsten Auswirkung der Nichtinterventionspolitik der Westmächte, wurden im Brigadetagebuch alle Anstrengungen gemacht, unsere Soldaten zu ermutigen, diesen schwerwiegenden Nachteil durch größere Tapferkeit und maximale Ausnutzung der vorhandenen Waffen wettzumachen. So nimmt es nicht wunder, daß eine Reihe fundierter Beiträge militärwissenschaftlichen Fragen gewidmet wurde. Die illusionslose Einschätzung der eigenen militärischen Lage und der nie erlahmende Appell an die höhere Moral der internationalen Freiwilligen fügte die Brigaden zu einer stählernen Formation zusammen. Bei diesem Prozeß hat unser Brigadetagebuch einen nicht allzu geringen Anteil gehabt.

Der zweite Komplex, der im Brigadetagebuch besondere Aufmerksamkeit erhalten hat, galt der Pflege der Kameradschaft. Sie hatte unter den spezifischen Bedingungen des spanischen Bürgerkrieges zwei Seiten: eine nach innen gerichtete, deren Aufgabe es war, trotz der nationalen und sprachlichen Unterschiede ihrer Kämpfer, die Brigade zu einer Truppe von hoher moralischer und militärischer Schlagkraft zusammenzuschweißen, und eine nach außen gerichtete, die ich mit

dem Begriff „internationale Solidarität mit dem spanischen Volk“ charakterisieren möchte.

Ein Prüfstein echter Kameradschaft war das Verhältnis der Interbrigadisten zu den Spaniern in ihren eigenen Reihen. Hermann, ein Politikkommissar in der Maschinengewehrkompanie, schilderte im Brigadetagebuch ein solches Beispiel von der Cordobafront. Beim MG des Gewehrführers Hartmann ist Mannschaftsversammlung. „Franzl beginnt leise zu sprechen: ‚Kameraden, ich eröffne die heutige Gewehrversammlung...‘ Seine Stimme klingt sehr ernst. Er schlägt den spanischen Kameraden Cordon Lopez, genannt Negro, zum ersten Schützen vor. Negro, erklärt er, hat sich während der Kämpfe als verlässlicher Soldat und guter Kamerad erwiesen, und er wird auch diese verantwortungsvolle Aufgabe erfüllen. ‚Wir haben uns‘, setzt Franzl vorwurfsvoll hinzu, ‚um unsere spanischen Kameraden viel zuwenig gekümmert, das müssen wir unbedingt wiedergutmachen...‘ Es ist ein feierlicher Augenblick. Franzl bringt ein schweres Opfer, das merken alle und schweigen ehrfurchtsvoll. Franzl ist nämlich selbst erster Schütze des Gewehrs. Er darf mit Hartmann zusammen beim Maschinengewehr schlafen, ihm ist die Maschine anvertraut... Nun wird er ein namenloser Munitionsträger, und Negro, der immer fröhliche Landarbeiter aus der Malaga-Provinz, wird mit Hartmann zusammen im Gewehrstand schlafen.“

Das Brigadetagebuch ist, wie das Zitat veranschaulicht, nicht nur eine nüchterne Chronik militärischer Kampfhandlungen. Es finden sich darin auch Beiträge von eindringlicher Gestaltung, Szenen, die eine echte literarische Begabung verraten. Die Schreiber solcher Beiträge kamen damit einer Forderung nach, die auch heute wieder, bei der Gestaltung unserer Tagebücher sozialistischer Produktionsbrigaden, Bedeutung hat: Es gilt, mit psychologischem Feingefühl die Verhaltensweise der Menschen in ganz bestimmten Situa-

tionen zu erfassen. In Spanien trugen solche Eintragungen wesentlich zur Erziehung der Soldaten bei und schufen eine hohe Kampfmentalität und eine echte Kameradschaft. Wir lesen, wie die Soldaten nach der Einnahme von Pitres und Valsequillo das Leben normalisieren halfen; wir lesen, wie Feldwebel Trautsch als Erntehelfer den andalusischen Bauern „Unterricht“ im Getreidemähen gab. Jedes dieser Beispiele vermittelt ein typisches Detail jener beispielhaften Solidarität, die von den Internationalen in Spanien geübt wurde und für die sie bereit waren, ihr Leben einzusetzen.

Natürlich gab es auch Beiträge humoristischen und satirischen Charakters. Dies belegt der folgende Vers (des Reimes bediente man sich dabei mit Vorliebe) eines anonymen Schreibers über die antikomunistische Hetze der Nazis:

*Ja, betzt nur rubig weiter,  
bald stülpen wir den Topf,  
von starker Hand gehoben,  
auch über euern Kopf.*

*Denn eure eigne Dummheit  
ist größer als ihr wißt:  
Ja, als Ersatz für Grütze  
habt ihr im Kopfe – Mist!*

Die satirische Note kam auch und vor allem in zahlreichen Illustrationen zur Geltung. Sie stammten vorwiegend von dem jungen Grafiker Hans Quaeck, der an der Gestaltung des Tagebuches der XIII. maßgeblich beteiligt und zeitweilig für diese Arbeit abkommandiert war.

So vielschichtig wie die Zusammensetzung der Brigade war auch die Autorenschaft im Tagebuch. Füllten die meisten seiner Seiten Beiträge einfacher Soldaten und Offiziere, so haben natürlich auch die Männer jener zahlenmäßig kleinen Schicht von Intellektuellen, die der Brigade als Ärzte, Kommissare oder Politmitarbeiter angehörten, zur Feder gegriffen. Ich erinnere mich noch eines Besuches des ehemaligen sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Erich Küttner, der, von der

politisch-moralischen Einheit des Tschapajew-Bataillons tief beeindruckt, ins Brigadetagebuch schrieb: „Hier finde ich das geistige Leben einer Revolutionstruppe. Alle Probleme werden besprochen und diskutiert, die politischen wie militärischen. Nie heißt es: ‚Das geht euch nichts an, das versteht ihr nicht. Wir befehlen, und ihr habt zu gehorchen.‘ Sondern das Notwendige wird gemacht, klar, und jeder führt es aus, nicht weil er muß, sondern weil er die Notwendigkeit begriffen hat.“

Dieses Wissen um die Dinge, das Bewußtsein, war auch der Schlüssel für die hohe Moral der Truppe.

Das Bataillon „Tschapajew“ wurde in der letzten großen Schlacht um Madrid im Sommer des Jahres 1937 fast völlig aufgerieben. Aus diesem Grunde schließt auch das Brigadetagebuch mit einer Porträtreihe unvergeßlicher Helden, die aus den verschiedensten Ländern nach Spanien gekommen waren. Unter denen, die für ihre gefallenen Kampfgefährten letzte Zeilen der Ehrung und des Gedenkens schrieben, befindet sich auch Hans Marchwiza, der in den Reihen der Brigade gekämpft hat. In einer kleinen Porträtskizze zeichnete er den klassischen Helden jener Tage:

„Er hieß Fritz Giga und trug zwei goldene Streifen an Rock und Mütze. Er sprach ein wenig hastig, bisweilen brach dann seine Rede ab. Seine Schulter zuckte von einem Nervenzerren . . . Mehrere Narben, tief und schlecht verheilt, durchzogen seinen Kopf bis zur Stirn. Er war verhaftet, verhört nach neuer deutscher Sitte und zum dritten Stock hinausgeworfen worden. Man fand ihn in einer Leichenhalle wieder. Dank dem Arzt, der sich um ihn bemühte, der sich mutig wehrte, als die SA erschien, um den Halbtoten wieder zu verhaften. Die Zeitungen gaben den ‚Selbstmord‘ schon bekannt.

„Er stirbt ja so“, erklärte dieser Arzt. So hielt er Giga Schergen täglich ab, derweil er ihn mit aller Sorgfalt pflegte, als Giga fiebernd mit dem Tode rang. Noch krank und elend war er, da erschien ein neuer Trupp, um ihn zu holen. Seine Genossen! Sie nahmen Giga mit, pflegten ihn gesund und brachten ihn zur Grenze.“

All diese lebendigen, aus dem unmittelbaren Erleben jener Tage geschriebenen Einzelberichte über die Schwere der Kämpfe, die mir zwei Jahrzehnte später in Gestalt dieser eindrucksvollen Zeitdokumentation (meines Wissens der einzigen dieser Art) zur Verfügung stand, haben mir, was Unmittelbarkeit und Detailtreue anbetrifft, die literarische Arbeit sehr erleichtert. Damit ist im wesentlichen die Frage nach dem Wert eines solchen Tagebuches, meine ich, beantwortet. Es bleibe dahingestellt, ob es eine selbständige literarische Form ist – fest steht, daß seine zeitbezogene Erlebnisschilderung als Fundgrube für künstlerische Gestaltung und als literarischer Rohstoff bleibenden Wert hat. Ich danke es letzten Endes den Mitkämpfern von damals, den schreibenden Soldaten, daß ich meine Handlung mit einer Unzahl unentbehrlicher Details, die einer literarischen Arbeit erst den Atem der Zeit und die historische Exaktheit verleihen, anschaulich machen konnte. Auch wurde es mir so möglich, den handelnden Personen meines Buches all die liebenswerten Eigenschaften zu übertragen, die sie im wirklichen Leben gezeigt haben.

Brigadetagebücher dieser Art, die in kollektiver Arbeit gestaltet werden – und das gilt, meine ich, für heute ebenso wie für damals –, sind nicht nur ein wichtiges Mittel zur Selbstverständigung ihrer Schreiber, sie bleiben auch eine unversiegbare Quelle unserer sozialistischen Literatur.

## Bühne im Freien

Seit den Karl-Marx-Städter Arbeiterfestspielen haben in unserer Republik mehrere Theaterdebüts stattgefunden, die auf die weitere kulturelle Entwicklung sicherlich befruchtenden Einfluß haben werden. Auffällig an ihnen waren vor allem die Menschenmassen, die in passive oder gar aktive Berührung mit der Kultur gebracht wurden: Die Darsteller zählten nach Hunderten und Tausenden, die Besucher nach Zehn- und Hunderttausenden. Was brachte sie auf die Beine bzw. Bühne? Mit welchen Erwartungen kamen sie? Mit welchen Erwartungen für das kommende Jahr kehrten sie an ihren Arbeitsplatz zurück?

Die „Legende vom Eulenspiegel und dem goldenen Pflugeisen“ stammt aus der Feder von Günther Braun, Wolf D. Brennecke, Jochen Koepfel, Fritz A. Körber und Martin Selber. Sie fußt auf der künstlerisch fruchtbaren Idee, eine durch die Literatur unsterblich gewordene legendäre Volksgestalt bis in die Gegenwart fortleben zu lassen. Die beiden Aufführungen fanden im Rahmen der Magdeburger Kulturfesttage 1960 statt. 1500 Mitwirkende, von denen nur fünf Berufsschauspieler waren, spielten für zehntausend Besucher, die dem Stück von der ersten Szene an mit Interesse folgten. War es vor diesem gelungenen Start noch schwer, das für ein solches Massenspiel erforderliche Ensemble zusammenzubekommen – bei der geplanten Wiederholung zu den nächsten Arbeiterfestspielen wird das kein allzu großes Problem mehr sein, das verhiß der Beifall. 1495 Schlosser, Maler, Verkäufer, Schüler, Lehrer, Straßenbahnschaffner, Hausfrauen haben von ihrem Publikum bestätigt bekommen: Jawohl, ihr taugt dazu. 1495 Arbeiter und fünf Schauspieler sind zu der Feststellung gelangt: Gemeinsam können wir etwas Neues schaffen. Bei der Premierenfeier drückte der „Eulenspiegel“ des Stückes, der Schauspieler Karl-

heinz Loehmke, dem Arbeiter Horst Meisel aus dem Karl-Marx-Werk die Hand: „Es war schwer, aber euer Elan hat mich immer wieder mitgerissen.“

Sicherlich werden die Magdeburger die sechs, sieben Monate bis zu „ihren“ Arbeiterfestspielen nützen, um das Stück noch zu verbessern. Vor allem sollte das Autorenkollektiv versuchen, die Fabel zu einer tragfähigen Wirbelsäule des Stückes zu machen, denn das ist sie bisher nicht. Vorspiel und erster Teil liegen im 17. Jahrhundert, zweiter und dritter Teil in der Gegenwart (1945–1960). Die Hauptschwierigkeit ist das Herüberführen der Zentralfigur aus der durch die Coster nur zu gut bekannten mittelalterlichen Umgebung in das Heute. Noch eine Frage sei erlaubt: Eulenspiegel ist die personifizierte Volksweisheit, personifizierte Sehnsucht nach einem glücklichen Leben für alle, die „gemeinen Mannes Kind“ sind. Läge es nicht in der Natur der Sache, daß er – einmal in eine Welt versetzt, in der seine Träume wahr werden – sich plötzlich verzehnfacht, verhundertfacht sähe, daß sein Gerechtigkeitsbedürfnis, sein Mutterwitz in vielen Menschen weiterzünden müßte? Liegen hier nicht reiche Möglichkeiten, die Legende vom goldenen Pflugeisen auszubauen?

Auch sollte man im nächsten Jahr den Regisseur früher als eine Woche vor der Premiere nominieren. Besser durchgearbeitete Massenszenen wären sicherlich das Resultat. Im kommenden Jahr haben die Magdeburger schon einen Ruf zu verteidigen und Erinnerungen zu überbieten, die ein-ganzes Jahr der Vorfreude vergoldet hat.

In Puchow bei Neustrelitz, Bezirk Neubrandenburg, einem Dörfchen von nur 380 Einwohnern, fanden Fritz-Reuter-Festspiele statt. Das zentrale Reuterkomitee der DDR hatte sie beschlossen, nachdem die Bezirkskulturabteilung zu der Auffassung gelangt war, daß dort sowohl hin-



sichtlich der lokalen als auch der kulturpolitischen Verhältnisse die besten Voraussetzungen gegeben seien. Im Bezirk hat Puchow schon seit Jahren von sich reden gemacht, durch seinen Filmzirkel, seinen Frauenchor, seine Laienspielgruppe, sein Dorforchester, seine Pionier-Puppenspieler. Die Bürgermeisterin, Lieselotte Stiegelmeier, Vorsitzende des Dorfkubs und unermüdliche Seele des Ganzen, sagte auf dem Wege zum Druschplatz, wo sie – zweieinhalb Stunden vor der Premiere – noch einmal nachschauen mußte, wie weit die Frauen und Männer des Bauerntheaters mit dem Roggen gekommen waren: „Richtig in Schwung gebracht haben wir das mit den Arbeitern aus der Industrie, die uns zwei Jahre geholfen haben. Als sie in ihre Betriebe zurückkehrten, gab es erst mal eine Flaute. Aber dann kam die Kulturkonferenz (an der die Genossin Stiegelmeier als Delegierte teilgenommen hat) und heute . . . Na, toi, toi, toi!“

Pünktlich um acht begann das Spiel, im Park unmittelbar hinter dem Schloß, das als Gegenpol zu Vater Brands Kate in das Bühnengeschehen einbezogen worden war. Den Jehann Schütt spielte ein Dachdecker, das Mariken eine Konsumverkäuferin, den Grafen der Oberagronom der MTS, Vater Brand der LPG-Gärtner, Oll Daniel der Hausmeister des Klubhauses, das früher einmal, in einer weitüberwundenen Zeit, das Schloß solch eines Hasenhagens war, wie er im Stück von Jehann gerichtet wird. Und plötzlich, im hingebungsvollen Spiel dieser dreißig Bauern, begriff man den Doppelcharakter der neuen „Bühne im Freien“. Was dort zwischen Fliederbüschen geschah, war mehr als die Aufführung der hochdeutschen Dramenfassung von Fritz Reuters „Kein Hüsung“ aus der Hand des Stralsunder Schauspielers Max Gerhard. Es war – nach Bodenreform und genossenschaftlichem Zusammenschluß – eine letzte Auseinandersetzung mit der durchlebten, durchlittenen eigenen Gutsarbeitervergangenheit, eine Abrechnung, die Puchows Bauern – dank ihrer Konsequenz im praktischen Leben – heute vom Standpunkt

menschlicher Überlegenheit führten. Sie sind tatsächlich um eine ganze Epoche erwachsener als die Ordnung, die sie auf der Bühne rekonstruierten, erwachsener als die Junker westlichen Asyls, die darauf aus sind, noch einmal in Wirklichkeit die alten Besitzverhältnisse wiederherzustellen – ein Gedanke, der angesichts der Puchower zum Lachen reizt.

Die Bühnenfassung Max Gerhards beschränkt sich auf die bloße Fabel von der Auseinandersetzung zwischen Jehann Schütt und seinem Gutsherrn. Von der Landschafts- und Stimmungsmalerei Reuters übernimmt sie nichts. Zweifellos war dies für das Spiel zunächst förderlich. Die Puchower hatten keine Theatererfahrung, zudem arbeiteten sie ganz ohne Berufsschauspieler; der einzige „Fachmann“ auf der Bühne war der Regisseur, der Intendant des Neustrelitzer Friedrich - Wolf - Theaters. Aber, wird das Ziel des Ensembles die schrittweise Übernahme des ganzen Reuterschen Versepos sein? Denn es steht außer Frage, daß die ästhetischen Ansprüche der Puchower wachsen werden. In ihrem blutvollen Spiel lag dies schon vorgezeichnet.

Verwundert ist man, daß die Puchower Aufführung, die im Laufe einer Woche tausend Besucher fand, nirgends als die zentrale Veranstaltung des Reuterjahres deklariert wurde. Aus dem Geleitwort des Programms spricht etwas zuviel Bescheidenheit. Der Rat des Bezirks konnte die Puchower zwar finanziell nicht mit vollen Händen unterstützen, aber er hat sie auch nicht sitzenlassen, obgleich alle erforderlichen Arbeiten so weit als irgend möglich im Nationalen Aufbauwerk bewältigt wurden – was den Wert der Spiele, das Gewicht der politisch-organisatorischen Leistung noch erhöht. Aber ist es nicht auf die gleiche Bescheidenheit zurückzuführen, daß der Rat des Bezirks die Anerkennung, finanzielle Unterstützung und Propagierung dieser Spiele als zentrale Reutererziehung beim Kulturfonds nicht durchsetzen konnte? Und fast scheint es, als hätte man beim Rat des Bezirks den Wert eines Mas-

sentheaters für die kulturpolitische Arbeit noch nicht erkannt. In der Praxis sieht das so aus, daß den Schauspielern statt eines Maskenbildners nur eine Friseurin zur Verfügung stand, die ihre Sache wohl nach besten Kräften, aber doch nicht mit der fachkundigen Hand eines Bühnentechnikers gemacht hat. Und zu guter Letzt: In diesem Jahr war der Anlaß, der den Puchowern das Stück, den Regisseur, ja sogar die Zuschauertribünen eingetragen hat, der 170. Geburtstag Fritz Reuters. Wird im kommenden Jahr mit dem Anlaß nicht auch das Stück aus Puchow verschwinden? Wo werden wir die Puchower Theaterbauern wiedertreffen? Wer wird das Ensemble künftig unterstützen, anleiten und finanzieren?

In Stalinstadt war der 10. Gründungstag Anlaß zur Inszenierung des Massenfestspiels „Blast das Feuer an!“. Die neubaute Freilichtbühne bot dreitausendfünfhundert Zuschauern Platz. Zur Premiere erschienen sechstausend Stalinstädter, und sie fanden Platz. Rund zweitausend Mitwirkende, darunter zwölf Berufsschauspieler, ließen nach einem Text von Werner Bauer und Helmut Preißler auf der Bühne noch einmal geschehen, was im Verlauf der letzten zehn Jahre gemeinsam vollbracht worden war. In dieser Gemeinsamkeit von Bühne und Publikum liegt das Neue der Stalinstädter Aufführung, der Schlüssel zu ihrer Massenwirksamkeit. Wie für die Bewohner unserer ersten sozialistischen Stadt die Häuser und die Hüttenanlagen nicht Wohnung und Arbeitsplatz schlechthin, sondern *ihre* Häuser, *ibr* Hüttenwerk, *ibr* Schweiß und Fleiß – Ausdruck *ibrer* Kraft sind, so sind diese Lieder, Tänze und Szenen *ihre* letzten zehn Lebensjahre in der Illumination des Bühnenlichts. Es ist deshalb müßig, den Text als „Stück an sich“ zu betrachten, er ist ein Stück über und für die Stalinstädter, einem Estradenprogramm näher als dem Drama, ohne Lokalkennntnis stellenweise nicht ohne weiteres verständlich. Darin liegen allerdings zugleich auch die problematischen Seiten der Aufführung: Die Gefahr, daß die-

ser Weg in den Provinzialismus führt, aus dem wir gerade herauswollen, ist nicht von der Hand zu weisen. Durch stärkere künstlerische Veralgemeinerung hätten die Autoren einer allgemeingültigen Aussage näherkommen können. Vielleicht hat es dafür vor dem Jahrestag an Zeit gemangelt. Doch was geschieht nun, nachdem Scheinwerfer und Kulissen abgebaut worden sind? Das Textbuch sollte jedenfalls nicht in irgendeinem Archiv beigesetzt werden, es wird gebraucht. Es sollte neu bearbeitet und weiterentwickelt, stärker in spielbare, durchgängige Handlung umgesetzt werden. Man wird doch in Stalinstadt sicherlich nicht das nächste volle Jahrzehnt abwarten, bevor man die Laienspieler wieder zusammenholt. Wie sagte doch Walter Ulbricht in Bitterfeld? „Viele dieser Gruppen werden sich künftig, und dafür gibt es schon eine Reihe Beispiele, zu festen Ensembles entwickeln, die von Theaterfachleuten angeleitet werden und Schauspiele, Operetten und Opern aufführen. Für unsere Theaterschaffenden ergibt sich die Aufgabe, diese Gruppen auszubilden und zu unterstützen.“ Die Schriftsteller wollte er davon sicherlich nicht ausgenommen wissen.

Die Rügenfestspiele, über die in dieser Zeitschrift schon wiederholt geschrieben worden ist, haben bei all diesen Aufführungen als nacheifernswertes Beispiel Pate gestanden. Ihr Nachhall ist auch bei anderer Gelegenheit spürbar, zum Beispiel in der Entschließung der Bezirksdelegiertenkonferenz, die eine Verpflichtung des MTS-Bereiches Samtens enthält. Darin wird unter anderem auch die Bildung einer literarischen Arbeitsgemeinschaft in diesem Bereich und die Durchführung eines Erzählerwettstreites unter den Viehzüchtern versprochen. Der Initiator beider Vorschläge ist einer der zweitausend Laienspieler, die nun schon das zweite Jahr in Ralswiek mitwirken.

Das Ensemble, das sich durch die Arbeit an der Störtebeker-Ballade gebildet hat, wird voraussichtlich im kommenden Jahr Kubas „Bauernballade“ aufführen.

Und eine Erweiterung des Repertoires erweitert wiederum die Kenntnisse, die Bildung und die Erfahrung der Mitwirkenden. Übrigens: Die Gründung des Ensembles hat die Einrichtung einer Volkskunstschule im Schloß Semper nach sich gezogen.

Kuba äußerte in einem Gespräch kurz vor der Premiere 1960 zu der Tatsache, daß alle Laiendarsteller des Ensembles neben ihrer Berufsarbeit monatelang unentgeltlich, diszipliniert und pünktlich zu den Proben erschienen und mit mustergül-

tiger Aufmerksamkeit bei ihren Rollen sind: „Auch das ist etwas Neues. Überlegt doch, was das heißt, daß hier Tausende Werktätige mit Bienenfleiß an der Schaffung unserer neuen, ihrer eigenen Kultur arbeiten, ohne gleich die Hand aufzuhalten und für den gesellschaftlichen Nutzen Geld zu verlangen!“

Ein Jahr großer Erfolge liegt hinter uns. Nützen wir die guten und die schlechten Erfahrungen, damit künftig alles noch besser werde!

I. M. Lange

## Dämmerung eines Schlagwortes

Das Jahrzehnt des Expressionismus von 1910 bis 1920 – das war Glanz und Elend einer Generation.

*Wir zogen aus, gegürtet wie Giganten  
ein jeder klirrte wie ein Goliath...*

Georg Heym, der das sang, verließ uns als erster im kalten Winter 1912. Noch kurz vorher hatte einer lautstark verkündet: „Georg Heym ist der wichtigste, riesenhafteste...; ein Platzendes Hinhauender unter den Dichtern dieser Tage“; darauf pflanzte Alfred Lichtenstein in seinem Roman des Café Größenwahns ein Plakat auf: Brüllern ist der Eintritt verboten. Wir hatten es uns wohl schon zu lange gefallen lassen, daß an Caféstammischen einige ihre Nur-Literatur-Parolen als geistige Manifeste proklamierten – und so erließ denn die „Aktion“ schleunigst einen „Aufruf zum Manifestantismus“; dann konnte sich der und jener selbst entlarven. Kein Zweifel, daß gerade Georg Heym, dieser bedeutendste der damaligen Dichter, verdient hätte, etwas weniger lautstark und dafür gewissenhafter gewürdigt zu werden, was, glaube ich, von der Literaturgeschichte bis auf den heutigen Tag nicht nachgeholt ist.

Was war das für eine kummervolle Jugend im Grunde, wie sie sich in den paar Briefen und Tagebuchnotizen, die

man jetzt aus dem Nachlaß Georg Heyms veröffentlicht hat, offenbart! Der Dreiundzwanzigjährige – ich hatte den dicken Jungen ein halbes Jahr vor seinem Tode am Strande von Warnemünde kennengelernt – war alles andere als ein Gigant. Er fand sich schwer genug zurecht in dem Literatenzirkus, der damals in Berlin W, im „Neopathetischen Kabarett“ und im „Gnu“, aufgezogen wurde. Er hatte ja im Grunde gar nichts damit zu tun, er suchte nur ein Unterkommen für sein enormes, an Baudelaire und Rimbaud geschultes Talent. Politisches da hineinzusehen, ist selbst uns vor 1912 nicht gelungen...

Und dann riß der verfluchte Krieg schnell gewaltige Lücken unter den Besten: Alfred Lichtenstein, Georg Trakl, Ernst Wilhelm Lotz, Ernst Stadler. Sie alle hatten schon lange unter der Fahne der „Aktion“ gekämpft, der äußersten Linken der damaligen Literatur. Sie war besonders während der Kriegsjahre ein festes Band, das die Schar der revolutionären Expressionisten zusammenhielt, bis über die ersten Revolutionsjahre; dann zeigte sich schnell, wer wirklich gelernt hatte, wie Kriege gemacht wurden, wer sie verhindern kann, und es zeigte sich auch, wer erkannt hatte, was not tat. Wer nach 1920 noch produzierte – es waren nicht mehr viele übrig geblieben –, hatte

sich politisch zu entscheiden, was nur wenigen gelang; die übrigen gingen, wenn nicht zur Georgeclique (wie Ernst Blass und andere), so in den bürgerlichen Gebrauchsbetrieb. Unser immer kleiner werdendes Häuflein glaubte sich oft genug verraten; doch fühlten wir uns weiter als die einzig Echten und trennten uns von der „Aktion“, noch ehe sie ihre böse Spaltungspolitik gegen die junge Kommunistische Partei Deutschlands begann. (Johannes R. Becher war einer der wenigen, die sehr schnell wußten, wohin die Reise ging.) So verloren die „linken Expressionisten“ nach 1920 ihren eigentlichen Träger, die Zeitschrift „Die Aktion“, die bis dahin (mindestens seit Kriegsbeginn) mit dem linken Flügel der Arbeiterbewegung gegangen war. Die Zeit der großen lyrischen Flut war vorbei, und für eine kleine Weile wurde es wieder das Privileg der höheren Töchter, Verse zu lesen, und der Literaturprofessoren, sie zu klassifizieren. Dann aber ging die kurze Periode der relativen Stabilisierung zu Ende, und es begann etwas Neues, dessen Ausgangspunkt die Schaffung einer Organisation war: Die Gründung des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller bedeutete den Durchbruch einer neuen Qualität auch für die Lyrik. Nicht umsonst war an ihr unser Johannes R. Becher maßgebend beteiligt.

Mit dem Erstarken der revolutionären Arbeiterbewegung entstand dann eine neue Front der Literatur: die proletarisch-revolutionäre. Ihre Autoren kamen nur zu einem kleinen Teil vom linken Expressionismus her; hier galt es eine Klassen-scheide zu überspringen, auch, wenn die Autoren vorher aus dem Proletariat gekommen wären. Das ist aber kaum der Fall. Von allen mir bekannten Namen wäre nur an Otto Steinicke, den späteren Havelock der „Roten Fahne“, zu denken, dessen Herkunft nicht mehr genau festzustellen ist. Er war von Anfang an dabei und hat an den Januarkämpfen in Berlin teilgenommen – wie viele von uns, Arbeiter, aber auch Intellektuelle, vor allem

wir Deserteure, die wir noch unsere alten Uniformen trugen.

Keinesfalls bedeutete der Expressionismus eine wirkliche Einheit, weder der ästhetischen noch der weltanschaulichen Gemeinsamkeit. Die Einheit wurde im wesentlichen durch die zahlreichen Anthologien geschaffen, in denen man sich zusammenfand. Die einzigen Versuche, die wirklich kämpferische literarische Opposition zu vereinigen, machte außer Franz Pfemfert (in der „Aktion“, der „Aktionslyrik“ und dem „Aktionsbuch“) noch Ludwig Rubiner (in den „Kameraden der Menschheit“ und den „Dokumenten der Revolution“ bei Kiepenheuer). Schon in der „Verkündigung“ vollzog der Herausgeber Rudolf Kayser in einem Ton, der sich von den Sprachgepflogenheiten heutiger westdeutscher Editoren kaum unterscheidet, die Trennung von den „psalmodierenden Knaben der Menschheitsdichter und organisierten Apostel, den pazifistischen und sozialistischen Gewerkschaftspoe-ten“, d. h. von jeder politischen Dichtung überhaupt, natürlich für solche „Rebellen des Geistes“, die mit „Jahrtausendputschen rechnen“, wie Max Herrmann-Neisse 1929 in der „Neuen Bücherschau“ schrieb – womit diese Zeitschrift aufhörte, als Organ der proletarisch-revolutionären Schriftsteller zu gelten. Max Herrmann entkam 1933 in letzter Minute in die Emigration, wo er halb verhungert starb, während derjenige, den er damals verteidigt hatte, der Pornograph und Jahrtausendputschist Benn, bei den Nazis kurze Zeit Triumphe feierte. Und hier scheidet sich leider auch der einstige und heutige Herausgeber der „Menschheitsdämmerung“, Kurt Pinthus, nicht deutlich genug von den Propheten der westlichen Welt, wenn wir auch den in seiner Art verdienstvollen Mann und seine ausgezeichnete Anthologie nicht in einen Topf werfen wollen etwa mit den literaturbeflissenen Herren der Marbacher Schillerstiftung, über deren monstrosöse Show „Expressionismus“ (von Mai bis Oktober dieses Jahres) Seine Langweiligkeit Theodor Heuss persönlich die

Hand gehalten zu haben scheint und aus der man deshalb, soweit es irgend anging, auch den Fortschritt des „revolutionären Expressionismus“ eliminierte. Dafür erscheint Georg von Lukács („während des Aufstandes 1956 Unterrichtsminister in der Regierung Nagy“) als einer der Knüller in dem 350 Seiten starken Katalog für 12 000 Snobs, die das Geld für eine Wallfahrt zu diesem, „ihrem“ Schiller haben. Man ist geradezu froh, im Verzeichnis der Stifter dieser Ausstellung nicht nur das Johannes-R.-Becher-Archiv, sondern auch einen der wirklichen Stifter des Expressionismus *nicht* zu finden, mit dem wir einst harte Sträube ausgefochten haben, der aber heute in manchen entscheidenden Fragen auf unserer Seite steht.

Es war auch damals durchaus nicht leicht, sich zurechtzufinden: selbst im Aktionsbuch fand sich der spätere Nazi Hanns Johst, und mancher andere mag, von heute gesehen, nur zu sehr seiner „würdig“ gewesen sein. Im ganzen war da aber doch die Bereitschaft, mitzukämpfen für eine konkrete bessere Welt, nicht bloßes Traumgespinnst, das bald verweht war; so verstiegen auch oft die Formen waren, in denen wir das auszudrücken versuchten. Was uns politisch einte, war die Ablehnung der immer mehr verspießernden SPD, worin wir uns mit dem ebenso bedeutenden Komödiendichter wie bourgeoisen Snob Carl Sternheim oder dem berufskranken Benn trafen, der die Gesellschaft aus der Perspektive seiner Praxis als Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten sah, was er der Gesellschaft mehr übelnahm, als sie ihm. Denn er wählte, wie es in der „Menschheitsdämmerung“ heute heißt, die, wie er meinte, „aristokratische Form der Emigration“ und übernahm auch, wie im ersten Kriege schon, vor Beginn des zweiten eine „Ritterakademie“ als Militärarzt, in der er es schließlich bis zum Oberstarzt, einer ganz gut honorierten Position also, brachte. Zuletzt hat er dann am Berliner Kreuzberg zivil weiter praktiziert, und die Adenauersche Gesellschaft hatte gegen die etwas anrü-

chige Praxis so wenig wie gegen seine recht anrühigen Verse, die nun zur Erbauung der Bürger in braven Familienzeitschriften erschienen. Dieser Fall jedoch ist nur ein Beispiel aus der Pathologie der Zeit und keinesfalls ein Zeichen für die grundlegende Dekadenz des Expressionismus. Psychopathen gab es natürlich hier auch, wobei ich Trakl und selbst van Hoddís für echtere Dichter halte als Benn, bei dem am Ende Verse, *taedium vitae* und Kokain zu einer kaum noch definierbaren Masse durcheinanderwirbelten.

Woher kamen wir wohl? Von Baudelaire zunächst einmal, von dem wir alle, zwischen 1900 und 1910, etwas abbekommen hatten; unter Umständen sogar ohne den Umweg über Stefan George. Dann kamen wir meist von Liliencron und Dehmel und allenfalls von Arno Holz; und hier hätten wir uns, wenn wir Bescheid gewußt hätten, bei Meister Franz Mehring besseres Wissen holen können. Denn der stand uns ja gar nicht so ferne, ließ Pemfert seine „Kriegsartikel“ im „Roten Hahn“ und im „Aktionsbuch“ nachdrucken und schmökerte gern bei uns in der Aktionsbuchhandlung herum, wo es manches zu finden gab, was an anderen Orten nicht mehr aufzutreiben war. Was der große alte Mann bedeutete, haben wir freilich erst weit später erfahren: was wir wußten, genügte, erschüttert zu sein, als wir ihn zu Grabe trugen.

Nein, mit George hatten wir wenig zu tun; nicht einmal mit Rilke, der uns etwas nähergelegen hätte: beide kamen (was mich betraf) eigentlich erst später, in Heidelberg, dazu.

Unsere literarische Bildung haben wir, da wir ja Autodidakten waren, zu allererst aus solchen kleinen Anthologien bezogen, wie Hans Benzmanns „Deutsche Lyrik seit Liliencron“. Liliencron war eigentlich der große Stern unserer Jugend, und natürlich sein Freund Richard Dehmel, den ich noch bei Schuster & Loeffler gesehen hatte, wo ich Verleger lernen sollte. Merkwürdig, wie wenig davon eigentlich übriggeblieben ist; selbst wenn



wir heute suchen, was von diesen beiden Meistern unserer Jugend noch vollen Klang und Wert haben könnte, fällt es schwer, sich zu entscheiden.

Sonst war es damals verhältnismäßig einfach, ja oder nein zu sagen. Auch schien es uns gar nicht so ungewöhnlich und ungereimt, daß wir uns „Antinationale Sozialistenpartei“ nennen ließen, denn für das, was sich damals „national“ nannte, konnte sich ein sauberer Mensch nicht gut entscheiden. Es blieben die Klassenprobleme, die einem fester angewachsen waren und von denen man sich auch nur nach schwierigen und schmerzlichen Erfahrungen emanzipieren konnte. Hier allerdings galt es, sich zu bewähren, denn sich von dieser Auseinandersetzung drücken, bedeutete, zum Feind überlaufen; und wo unser Feind stand, hatten wir ja im Kriege einigermaßen gelernt. Wir, das heißt immer, wir zehn Dutzend linker Intellektueller, die sich von den verschiedenen Sorten Sozialdemokraten mehr aus Gründen des Geschmacks als der politischen Einsicht distanzieren, mit der aktiven proletarischen Linken, also den revolutionären Obleuten und der Spartakusgruppe, sich zu identifizieren, ehrlich gesagt, nur sehr bedingt das Recht hatten. Unsere Art, uns politisch zu betätigen, war Verse zu machen, in denen die Worte Mensch, Freiheit und Revolution vorkamen, in denen gegen den Krieg aufgerufen wurde. Sonst war zwischen Gott und Welt so ziemlich alles zu finden. Wir träumten allenfalls von einer neuen Welt, in der das Rot eines neuen, schöneren Morgens aufglühen würde. „Menschheitsdämmerung“ hieß eine der Sammlungen, in denen einige der bekanntesten der damaligen Lyriker zu finden waren. Andere hießen „1914–1916“ (eine Antikriegs-Anthologie, von Pfemfert, dem Gründer der „Aktion“, herausgegeben), „Die Erhebung“ (von Alfred Wolfenstein bei S. Fischer verlegt), „Kameraden der Menschheit“ (von Ludwig Rubiner bei Kiepenheuer in Potsdam) und schließlich – ganz am Ende des Jahr-

zehnts, gewissermaßen als Abschluß und schon völlig resignierend – „Verkündigung“ von Rudolf Kayser, mit der die Geschichte völlig ins rein Literarische abglitt, das heißt, es wurde auf jegliche Wirkung nach außen ausdrücklich verzichtet.

Menschheitsdämmerung, was ist daraus geworden! Wenn man sich von dem Versgeklingel und den verkrampften, auf Teufel-komm-raus-originalen Metaphern blaffen lassen wollte, konnte es fast aussehen, als gäbe es im Staate der Adenauer und des verblichenen Gottfried Benn wirklich so etwas wie eine Nachfolge, ein Weiterdämmern zumindest dessen, was wir damals für unsere Morgenröte hielten. Aber selbst der alte Herausgeber Kurt Pinthus dachte nicht mehr daran, das Begrabene aufzuwecken zu können, als er bei seinem alten Verleger Ernst Rowohlt seine „Menschheitsdämmerung“ von 1919/20 wiedererscheinen ließ. Denn wer hätte sich damals träumen lassen, daß ausgechnet diese Anthologie eines Tages, nicht etwa nach hundert, sondern nach nur vierzig Jahren in einer *Klassiker-Reihe*, und seien es auch die ro-ro-ro-Klassiker, erscheinen würde. Die Klassifikation erklärt sich schnell und wenigstens einigermaßen, wenn man genauer hinsieht, was etwa von *deutschen* Klassikern unter den bis dahin 64 Bänden dieser Reihe erschienen ist: ein Roman des maßlos überschätzten Barockromanciers Jakob Beer, Jean Pauls „Siebenkäs“, und von Rudolf Borchardt der „Unwürdige (und überflüssige!) I.M.L.“ Liebhaver“ (was sich daraus erklärt, daß Borchardt ein alter Verlagsautor von Rowohlt ist). Vergessen wir nicht, daß hier, herausgegeben natürlich von einem Republikflüchtling, eine Eckhart-Tauler-Seuse-Auswahl dazu gehört... Wir brauchen uns, trotz der Nachbarschaft von Shakespeare, Thackeray und manchem Großen aus der internationalen Literatur, keine überflüssigen Gedanken zu machen, wie in aller Welt unsere Kameraden aus den zehn aufgewählten Jahren unserer Jugend auf dieser Galeere

zum Range von Klassikern gekommen sind...

Und doch freut es uns, sich ihrer erinnern zu dürfen, wenn auch die Gelegenheit etwas fragwürdig ist. Einer dieser Überlebenden, Karl Otten, hielt es gerade anlässlich dieser Situation für nötig, sich von seiner damaligen Kameradschaft zu distanzieren: wir bleiben dabei, einmal in einem guten Kampf zusammengestanden zu haben. Das war damals, als sich die bürgerliche Jugend zu entscheiden hatte, ob sie nur das traurige Narrenspiel „Junge Generation“ weiter exerzieren oder sich wenigstens einmal und auf ihre Weise dem Wahnsinn des ausgewachsenen Monopolkapitalismus, und sei es auch nur mit der beißenden Wut ihrer Verse, entgegenwerfen sollte. Man muß versuchen, diese ganze außer Rand und Band geratene Zeit im Zusammenhang zu sehen, in der es eigentlich (wenigstens in der Literatur) gar keine festen Werte mehr gab, als George längst abgewirtschaftet hatte und Rilke, der immerhin schon an die fünfzehn Jahre schrieb, noch kaum zu erkennen war, als Thomas Mann seine Buddenbrooks- und Tonio-Kröger-Leser mit der „Königlichen Hoheit“, sogar dem „Tod in Venedig“ (den wir ganz anders verstanden, als man es heute tut) und nachher noch mit den „Betrachtungen“ arg in Verwirrung brachte und Heinrich Mann mit dem „Untertan“ aus den erotischen und exotischen Gefilden der „Göttinnen“ erst wieder in die scharfe, realistische Satire des „Schlaraffenland“ und des „Professor Unrat“ zurückfand und in „Geist und Tat“ die blau-weiß-rote Fahne wenigstens der bürgerlichen Revolution aufpflanzte. Und was gar Hauptmann oder der alte Wedekind nach 1914 noch veröffentlichten, war doch (leider, leider!) nur noch fast komisch zu nehmen...

Ich schreibe diese Bemerkungen weder als Literaturhistoriker noch mit der Ambition, ein gänzlich unbefangener, unparteiischer Kritiker zu sein. Ich schreibe sie als einer, der die Zeit mitgemacht hat und

der gern möchte, daß unsere Jungen aus einer einigermaßen authentischen Quelle erfahren, wie die Sache damals gewesen ist.

Und was hat unser damaliger Kamerad Kurt Pinthus nach vierzig Jahren wieder aufbereitet? Kurt Pinthus, nunmehr Professor (der vergleichenden Literatur und Theaterwissenschaft und Spezialist für das frühgeschichtliche Theater) in Amerika, betreut nicht mehr die linken Verlage, hat aber seiner alten Liebe die platonische Treue eines alten Mannes gehalten, wofür man ihm (mit gehaltenem Abstand) danken kann. In seinem neuen Vorwort gibt er an, was heutzutage die Meinung der Literaturgeschichte über jene literarische Bewegung ist, die er einmal mit auf den Weg gebracht hat. Daß er sich in einem Zwiespalt befindet, weil er wohl weiß, daß schon die Entstehung der alten Sammlung unter Umständen erfolgte, die sich eigentlich sowohl der literarhistorischen Analyse als auch den seltsamen Irrwegen westlicher Literaturexegese entziehen, spürt man, trotz aller sichtlichen Bemühung, allen Beteiligten gerecht zu werden. Was uns betrifft, so kann es natürlich egal sein, was Herren wie F. J. Schneider (der erste wohl, der diese Epoche „ernst“ nahm – mit seiner etwas albernen Studie über Victor Hadwiger) oder die mit Recht bei uns weitgehend Unbekannten der Existentialistenschule darüber meinen. Zugegeben, daß manche von ihnen nicht allzuviel dafür können, denn wo soll es herkommen, wenn die Nachfolge eines Bann von Leuten wie Holthusen und Jünger verwaltet wird. Auch Kurt Pinthus ist ja vorsichtig genug, dem Alten im großen ganzen die Treue zu halten, so gut er kann. Allerdings zitiert er auch einige neuere und, leider, auch die beiden Eckpfeiler dieser Dichtergarde, Becher und Benn. Dabei kann es denn doch nicht ganz sauber zugehen: man lebt eben nicht umsonst in der freien Welt, wo eine Nazivergangenheit allenfalls ein Kavaliersdelikt ist und wo man nicht zu sagen braucht, daß

Johannes R. Becher unter „schmutzigen Händen“ etwas anderes verstand als Sartre, nämlich zum Beispiel den Umgang mit solchen Kollegen wie Herrn Dr. Benn. Von diesem Vorwort, das eben für den deutschen Westen geschrieben ist, abgesehen, hat man eine nützliche Arbeit geleistet, nämlich die Zusammenstellung einer für den Hausgebrauch recht brauchbaren Bibliographie aller dreiundzwanzig vertretenen Autoren, in der wenigstens die in Buchform erschienenen Werke angegeben werden. Und sicher waren diese dreiundzwanzig bezeichnende Vertreter ihrer Generation, wenn auch gerade wir von der Linken nicht mit allen einverstanden gewesen wären (etwa mit Heynicke oder mit Paul Zech oder mit August Stramm), weil wir weder mit dem „Sturm“ noch mit Neopathetikern zu tun haben wollten, wobei uns bei Zech vor allem seine geradezu kaninchenhafte Produktion abstieß, wo etwas zuviel „hineinging“, ohne daß man – wie bei Becher – ein stetes Vorwärts- und Über-sich-Hinwegschreiten hätte erkennen können: Vergleicht man die „Menschheitsdämmerung“ mit der wenig später erschienenen „Verkündigung“ von Rudolf Kayser, die fast die doppelte Anzahl von Autoren (fünfundvierzig) bringt, dafür merkwürdigerweise von Hoddiss, Rubiner und Stramm fortläßt, so fehlen von den damals Bekannteren bei Pinthus wohl nur Ernst Blass und Max Herrmann-Neisse, allerdings auch bloße Snobs wie Paris von Gütersloh („Es lebe der Kommunismus und die katholische Kirche!“) und ähnliche. Zu berücksichtigen dabei freilich ist, daß viele dieser Dichter ausgesprochene Zeitschriften- und Anthologien-Beiträger waren, wenn auch von den etwa hundertzwanzig Autoren meines (sicher nicht vollständigen) Expressionisten-Katalogs immerhin achtundsechzig, also zwei Drittel, mit meist mehreren selbständigen Publikationen hervorgetreten sind. Welch ein lyrisches Jahrzehnt und wie viele echte Talente zweifellos, so wenig auch davon übrigblieb.

Sie fühlten sich keineswegs als „ver-

lorene Generation“, denn sie glaubten, jeder nach seiner Weise, ihre Funktion in ihrer Zeit zu erfüllen, wenn auch diese Weise manchmal (wie im Falle Benn) eine allmählich ekelerregende Selbstbefleckung war, manchmal eine – damals echte – Verzweiflung, die letztlich in eine Art Hysterie überging: Ehrenstein, in seinen Anfängen ein Mensch von durchaus eigenem Ton, den Kokoschka als seinen Helden Tubutsch (ein vergriffenes Inselbändchen) gezeichnet hat. Dazu ein phantastischer Träumer, wie der abseitige Einzelgänger Theodor Däubler, der Dichter des großen lyrischen Epos „Das Nordlicht“ und vieler gewaltig rollender, herrlicher Verse; dann der überproduktive Propagandist einer internationalen (literarischen!) Verständigung, Iwan Goll, und der weit bedeutendere „Mensch in der Mitte“, Ludwig Rubiner, der mit seiner Frau Frida enge Fühlung zur Gruppe der bolschewistischen Emigration in der Schweiz hatte. Weiter die bedeutenden Lyriker Hasenclever, Wolfenstein und natürlich Werfel, dessen frühe Lyrik weit wesentlicher ist als manche seiner späteren, viel zu sehr gelobten Romane; Jakob van Hoddiss (ein Anagramm aus Davidsohn), schon früh an seinen Versen und an der Liebe, die er nicht bewältigte, zerbrochen, und nochmals die früh Gestorbenen: Georg Heym, in der Havel ertrunken, die Opfer des Krieges Stadler, Lichtenstein, Trakl, August Stramm, der Sturm-Hauptmann, dazu die uralte Else Lasker-Schüler, die noch in die Emigration mußte und schließlich in der gleichen, leicht getragenen Armut, in der sie ihr ganzes Leben verbracht hatte, in Jerusalem starb – sie, wie Däubler, fast noch der früheren Generation der Dehmel und Mombert zugehörig.

Muß ich Johannes R. Becher nennen? Er galt schon früh, bald nach dem Tode Georg Heyms, als der bedeutendste dieser Schar und wurde auch von besonnenen Kritikern mit Rimbaud verglichen. Er blieb der einzige, der sich wahrhaft vollenden konnte.

Es soll hier nicht versucht werden, sie alle zu kennzeichnen, zu analysieren, selbst nur einzeln zu nennen – dazu gehörte mehr, als das Wiederlesen einiger Gedichte, die Erinnerung an viele Verse, die man einmal sehr geliebt hat. Was nun freilich auch unter dieser Auswahl noch Bestand haben soll, muß gewiß später einmal auf Herz und Nieren geprüft werden. So viele von uns sich zur Arbeiterklasse und deren revolutionärem Kampf bekannten, von ihren damaligen Gedichten ist kaum eines in die Anthologien eingegangen, die nun den Ertrag der proletarisch-revolutionären Dichtung in die Scheuern bringen – mit Ausnahme Bechers. Selbst von Rudolf Leonhardts frühen Gedichten kommt kaum eines in Frage; und was es sonst von Mitarbeitern vor allem der „Aktion“ gibt, die dann noch weiter wirkten – ich denke besonders an Edwin Hörnle oder Otto Steinicke –, ist fast vergessen und steht schon auf einem anderen Blatt. Merkwürdig genug, daß der Verfasser eines der damals meistzitierten Gedichte, des „Denk an seine Bleisoldaten!“, das eine, ähnlich starke Wirkung hatte wie die erst später bei uns bekannt gewordenen Kriegserzählungen Leonhard Franks, heute in diesem Zusammenhang völlig vergessen ist: Erwin Piscator. Aber damit ist die Auswahl derer, denen es gelang, bis zu unseren heutigen Problemen weiterzustoßen, auch erschöpft. Es bleibt, auch von der kleinsten Auswahl dieser dreiundzwanzig mit Kennerschaft und Kunstgefühl ausgewählten Dichter, kein Œuvre, das die Forderung Bechers erfüllen würde, als Ganzes noch heute Zeugnis abzulegen. Freilich, wie wenige hatten Gelegenheit, nach dem großen Aufschwung ihrer Jugendjahre noch bewußt an sich weiterzuarbeiten, und wie wenige auch von denen, die wenigstens noch die fünfzehn Jahre der Weimarer Republik durchlebten, haben sich auch nur darum bemüht. Einige schwiegen schon damals, andere versuchten, von ihrer Schriftstellerei zu leben, was im Kapitalismus für einen Lyriker

immer schwierig war; sie mußten sich daher im Roman oder im Drama versuchen, wo es geschicktere Konkurrenten gab. Benn oder der spätere Ehrenstein erstickten ihre Ausweglosigkeit in den Engpässen eines verschrobenen Formalismus.

Der Rest ist Erinnerung weniger an einige wenige; es reicht in den seltensten Fällen kaum zu mehr, als zu einer Namensnennung im Index der Literaturgeschichte. Was bleibt, sind die sieben Jahrgänge der „Aktion“ von 1911 bis 1918, sind die „klassischen“ Anthologien, wie diese „Menschheitsdämmerung“ – als Dokumente der Zeit, oder die Erinnerung an den „Sturm“ und die schönen Menschenköpfe Oskar Kokoschkas. Mit ganz wenigen Ausnahmen hat sich der dichterische Gehalt dieser Lyrik selbst überholt: die Dichter haben sich zwangsläufig anderen Genres, wenn nicht anderen Lebensinhalten zugewandt: nur wer die Schwelle vom Ekel über die Sattheit des Bürgertums, vom gefühlsmäßig revolutionären zum tätigen Dasein überschritten und die Einsicht in die Notwendigkeit des Klassenkampfes sich in hartem Ringen erworben hat, wird, wenn er in dieser Spannung noch Dichter geblieben ist, die zersprengte Form wieder zu einem neuen Ganzen fügen, ein Dichter der Zukunft werden können: wie es von diesen hier doch nur Johannes R. Becher, vielleicht noch Rudolf Leonhardt, der lange verkannte, geworden sind.

Aber es hat herrliche Verse gegeben, die uns noch heute im Ohr nachklingen, wenn wir an sie denken. Ein paar haben fast den Ton des Volksliedes, der haften bleibt, auch wenn der Name des Dichters längst vergessen ist.

*Sie halten den Abend der Stuben  
nicht aus*

*Sie schleichen in tiefe Sternstraßen  
hinaus*

*Wie weich ist die Welt  
im Laternenwind!*

*Wie seltsam summend das Leben  
zerrinnt . . .*

Oder:

*Noch schnarchen kaum die Wärter  
Da web ich schon in Dir  
O Frucht! O Frühlingsgärten!  
Wie mildesten Zepbir.*

*Geliebte ich vergebe  
In Schwarz und falberem Traum  
Dein Angesicht geschebe  
Einst herrlichst überm Raum...*

Das sind nur ein paar von vielen Versen, die mir aus diesen dreihundert Seiten Lyrik der Pinthusschen Sammlung beim flüchtigen Blättern entgegensprangen und augenblicklich wieder aus dem Gedächtnis hervortraten, so daß ich sie ohne nachzuschlagen aufschreiben konnte. Das ist nun gewiß keine wissenschaftliche oder gar ästhetisch einwandfreie Methode, dies ist nur der Versuch, die wahrhaft echte, lyrische Intonation zu zeigen, die diesen Dichtern eigen

war. Es bleibt nur der Klang, das Ansetzen der unverwechselbaren Melodie: das romantische Erbe dieser so ganz unromantisch sich fühlenden und lebenden Generation, die hinter ihrer Schnoddrigkeit (Hoddiss Verse deklamieren zu hören war eine Qual) und Sachlichkeit soviel an unausgetragenen Gefühlen zu verbergen hatte, und auf die doch so unerbittliche Kritiker aufpaßten.

Und dies alles geschah in der Zeit der Vorbereitung und während des ersten der großen, furchtbaren Kriege des Imperialismus und in der Zeit der Revolution, und so mancher, der es erlebte, hat da noch Partei genommen und mitgekämpft. Mancher ist den bitteren Tod der Emigration gestorben. Mancher verkam im Elend seiner Selbstaufgabe. Und nur zwei haben das unsagbar große Glück gehabt, mit uns zusammen an der großen neuen Welt zu arbeiten, der einst die Träume ihrer frühen Verse galten.

Jürgen Lischke

## Musikmäßig hat mir die Oper gefallen

Wenn ein Referent auf einer „Mais- tagung in verknappter Form die Frage der kulturellen Selbstbetätigung anschneidet“, dann fühlt wohl jeder aufmerksame Zuhörer, daß hier der deutschen Sprache Gewalt angetan wird. Warum aber? Wortbildungen wie Maistagung, Zucker- rübenkonferenz und Lederkonferenz (Hauptbahnhof Leipzig: „Wir grüßen die Teilnehmer der Lederkonferenz!“) sind dem Schlagzeilenjargon entnommen. Das Bedürfnis, nur das Wichtigste in knapper Form auszudrücken, besteht aber nicht nur bei den Redakteuren der Zeitungs- überschritten, es ist eine allgemeine For- derung. Doch berechtigt sie uns keines- falls, dies auf Kosten der Sprache zu tun. Der Verstümmelung auf der einen Seite, zu der auch das Weglassen des Artikels gehört („Abrüstung macht Traum vom ewigen Frieden real“), steht auf der an-

deren Seite eine schwülstige und mit un- nötigem Ballast überladene Sprache gegen- über. So die Frage der Frage: „Die Bataillonsleitung hat beschlossen, einen Wettbewerb in der Frage der Ausgestal- tung des 1. Mai durchzuführen. Ihr wißt, daß wir in der Frage der politischen Sichtagitation noch etwas hinterherhinken, und darum hoffen wir, daß ihr uns in dieser Frage unterstützt.“ Wäre es nicht viel besser gewesen, hätte man geschrie- ben: „Die Bataillonsleitung hat be- schlossen, euch anlässlich des 1. Mai zu einem Wettbewerb aufzurufen. Ihr wißt, wir hinken in der Ausgestaltung etwas hinterher. Darum hoffen wir auf eure Unterstützung.“

F. C. Weiskopf („Verteidigung der deutschen Sprache“) und Georg Krausz („Dogmatisches Denken – Erstarrte Sprache“) wiesen auf die Gefahren hin,



die sich durch eine gedankenlose, wörtliche Übersetzung von Wendungen der russischen Sprache ergeben. So ist auch die häufige Benutzung des Genitivs eine im Russischen beliebte Form, die aber in der deutschen Übersetzung wahre Satzungeheuer ergibt. Die Genitivhäufung ist so gebräuchlich geworden, daß wir ihr schon nicht mehr nur in Übersetzungen begegnen. Hier ein Beispiel: „Wir führen durch die Vorbereitung zur Überprüfung der Normen der Ausbildungsergebnisse der fachlichen und militärischen Ausbildung.“

Weiterhin gibt es eine Anzahl von Wörtern, die durch übermäßigen Gebrauch ihre eigentlichen Sinn verloren haben oder in ihrer Aussage geschwächt worden sind. Bekannt sind dafür u. a.: durchführen, zielbewußt, schöpferisch, prinzipiell, konkret und kulturell. („Lösung der Schwerpunktaufgaben des Betriebes prinzipiell mittels sozialistischer Brigaden und Arbeitsgemeinschaften.“)

Ein besonderes Monstrum ist das Adjektiv „kulturvoll“. („Wir werden eine kulturvolle Freizeitgestaltung entwickeln.“) In einem „Sendbrief vom Dolmetschen“ (1530) verteidigt Luther seine Übersetzung des lateinischen *gratia plena* (gnadenvoll) mit dem deutschen Wort holdselig gegen die „Buchstabilisten“: „Item / da der Engel Mariam grüset und spricht / Gegrüset seistu Maria vol gnaden / der Herr mit dir. Wolan / so ists bisher schlecht (einfach) den Lateinischen buchstaben nach verdeutschet / Sage mir aber / ob solchs auch gut deudsch sey? Wo redet der deudsche man also / du bist vol Gnaden? Er mus denken an ein fas vol bier / odder beutel vol geldes.“ Und woran denkt man beim „kulturvollen Menschen“?

Auch „kulturelle Selbstbetätigung“ ist ein schlechter Ausdruck für die Kulturarbeit breiter Bevölkerungsschichten. Klingt es nicht so, als bliebe jeder sich selbst überlassen und mache ein bißchen Kultur?

Oft lesen wir von der „Sieghaftigkeit des Sozialismus“. Zwar hat das Wort

„siegreich“ durch die „Sprache des III. Reiches“ einen häßlichen Beigeschmack, aber es ist das Eigenschaftswort zum Substantiv „Sieg“. „Sieghaft“ ist zwar auch in den „Duden“ aufgenommen; die Kette Substantiv – Adjektiv – Substantiv, die „Sieghaftigkeit“ entstehen läßt, schafft damit ein neues Wortscheusal.

Ein anderes Wort, das sich allgemeiner Beliebtheit erfreut, obgleich es kaum jemand liebenswert nennen möchte, ist „Variante“. Im „Duden“ finden wir dafür: „andere Lesart“; „Spielart“; „Abfassung“. Genügen uns diese Wörter nicht? Müssen wir auf *einem* herumreiten? Unter „Konzeption“ finden wir „schöpferischer Gedanke“; „Abfassung“. Und wer verdeutscht das Modewort „Grundkonzeption“?

Während es sich bei den bisherigen Beispielen meist um Moderscheinungen handelt, sind die folgenden Zusammensetzungen der Ausdruck einer gewissen Verarmung unserer Sprache, deren Ursache Bequemlichkeit und Denkfaulheit ist. Ich habe im Laufe eines halben Jahres mühelos über fünfzig verschiedene Verbindungen mit -mäßig feststellen können. „Die Stadt ist luftmäßig gut gelegen, straßenmäßig gefällt sie mir weniger.“ Die „Wortschöpfungen“ luftmäßig und straßenmäßig sollen die Funktion der Nebensätze oder doch zumindest aus mehreren Wörtern bestehender Satzteile erfüllen, die man gar nicht erst zu denken braucht: „Wenn wir auch kulturmäßig unseren Plan nicht erfüllt haben, so stehen wir doch produktionsmäßig an der Spitze“, statt: „Wenn wir auch das gesteckte Ziel in unserer Kulturarbeit nicht erreicht haben, so stehen wir doch in der Erfüllung unseres Produktionsplanes an der Spitze.“ Einige weitere Beispiele mögen für die Ausmaße dieser Unsitte zeugen: Funkmäßig ist die Nachrichtenübermittlung gesichert; Kfz-mäßig sind wir gut gerüstet; der Lehrgang mußte schulmäßig stattfinden; musikmäßig hat mir die Oper gefallen; nervenmäßig ist diese Arbeit an-

strengend; kademäßig; wandzeitungs-  
mäßig; atommäßig; zeitmäßig; geld-  
mäßig...

Wenn wir heute – leider noch immer  
berechtigt – eine schlechte Sprache mit  
dem Ausdruck „Zeitungsdeutsch“ cha-  
rakterisieren, dann liegt das zum Teil  
daran, daß unter der Dringlichkeit und  
Aktualität des Mitzuteilenden die Form,  
in der dies geschieht, fast immer leidet,  
obgleich bekannt ist, daß gerade die  
Presse durch ihre große Breitenwirkung  
das Sprachgefühl und die Sprache stark  
beeinflusst und verändert, im Augenblick  
leider oft noch im negativen Sinne. Sehr  
viel bleibt zu tun, bis der Einfluß der  
Presse auf die Sprache befruchtender Na-  
tur sein wird.

Eine wichtige Aufgabe ergibt sich hier-  
aus für die „Zirkel schreibender Ar-  
beiter“. Auch sie sollten, neben all ihren

Aufgaben, um die Pflege und Erhaltung  
der deutschen Sprache bemüht sein. Was  
man bisher vorzugsweise als das „Stecken-  
pferd“ einzelner Interessierter betrachtete,  
sich einer guten, klaren und richtigen Spra-  
che zu bedienen, muß heute für alle ein er-  
strebenswertes Ziel sein. Die „Sprache der  
Gebildeten“ darf nicht mehr das Vor-  
recht einiger weniger sein, die diese Bil-  
dung zum Teil einem Klassenprivileg ver-  
danken. Wir sind bestrebt, die Reste die-  
ser Privilegien zu beseitigen, die Sprache  
sollte dabei nicht vergessen werden. So  
meinen wir, wenn wir von Sprachkultur  
sprechen, den eigentlichen Sinn des Wor-  
tes (da das lateinische cultura mit Bear-  
beitung; Pflege; ständige Ausübung einer  
Tätigkeit übersetzt werden muß), nämlich  
Sprachpflege. Damit ist nicht ein Zustand  
gemeint, sondern immerwährende Arbeit  
und Mühe.

## Aus unserer Korrespondenzmappe

In der NDL Heft 5/1960 veröffentlichten  
Sie eine Erstlingserzählung von Werner  
Vitzthum. Dem aufmerksamen Leser war  
diese Arbeit jedoch stellenweise schon ein  
guter Bekannter – denn er fand darin  
Formulierungen, ja ganze Sätze aus dem  
„Professor Mamlock“. Zuerst wollte ich  
darüber hinwegsehen, da doch immerhin  
das Thema gestaltenswert ist. Aber dann  
kamen wieder solche Sätze, und ich war  
jedesmal versucht, in Gedanken die Worte  
Friedrich Wolfs weiterzusprechen.

So etwas dürfte nach meiner Meinung  
nicht vorkommen. Es ist stark anzuneh-  
men, daß auch Herr Vitzthum den „Pro-  
fessor Mamlock“ gut kennt, wahrscheinlich  
zu gut. Er hat sich an den betreffenden  
Stellen die Arbeit zu leicht gemacht. Die  
folgenden Textproben werden meine Be-  
merkungen belegen.

*Vitzthum:* Jeder Verwundete ist ein  
Ausfall, jeder Ausfall eine Schwäche der  
Front. Und vergessen Sie nicht: fast die  
ganze Menschheit steht gegen uns. –

Menschheit? Es gibt keine Menschheit, es  
gibt nur Volk. Und unser Volk verschafft  
sich ehrenvoll und ritterlich den ihm zu-  
stehenden Platz. – Oder den Untergang.  
– Untergehen werden nur die Schwäch-  
linge, das Lebensstarke bleibt obenauf.

*Wolf:* Jeder verlorene Soldat, Fräulein  
Doktor, ist eine verlorene Schlacht, die  
Menschheit kämpft heute mit anderen Mit-  
teln... Es gibt keine Menschheit, es gibt  
nur Volk. Und jedes Volk, daß auf Ehre  
und Lebensraum hält, auch unser Volk,  
kann nur mit der Waffe in der Hand sei-  
nen ihm gebührenden Platz wahren. – Das  
ist der Krieg. – Das ist der Aufbruch der  
Nation – der Untergang der Menschheit  
– der Untergang der Untüchtigen, der  
Feiglinge, der Schwachen...

*Vitzthum:* Alles eingeteilt, Schwester? –  
Granatsplitterverletzte zwei; der eine  
Schußbruch des rechten Oberarmes, der  
andere Stecksplitter im Hirn... – Und  
uns bleiben wieder die Käsemesserope-  
rationen, Doktor Grübler läßt uns nicht an

die schweren Sachen heran. – Vorhin rutschte noch ein schwerer Fall herein, ein Schädeltrauma. – Schuß in die Augen, wahrscheinlich Stirnlappen getroffen. – Na, junger Mann, Angst? ... Ihr Herz stolpert ein bißchen.

*Wolf:* Wie ist eingeteilt, Schwester? – Zwei Inguinalhernien, eine Appendizitis, ein Axillarabzeß für die Herren, die putride Cholecystitis für Herrn Professor. – Für die minores gentes wie üblich der Kleinkram, der Hühnermist. – Solange Mamlock Chefarzt der Abteilung ist, ausgeschlossen, der läßt keinen anderen ran, der operiert noch im Grabe. – ... und eben ist noch ein schweres Trauma eingetrudelt. – Stich durch den Oberarm, Brachialis verletzt. – Na, das Herzchen blubbert ziemlich ... Alkohol oder Lampenfieber, alter Junge?

*Vitzthum:* Meine Herren, ich wünsche im Operationssaal und in seiner Umgebung keine politischen Auseinandersetzungen.

*Wolf:* Meine Herren, so sehr uns manches unter den Nägeln brennt, hier in meiner Klinik wünsche ich in Zukunft keine Politik mehr.

*Vitzthum:* Hier gibt es nur Kranke, Verwundete und Mediziner, Politik gehört nicht an den Operationstisch.

*Wolf:* Hier bei unserer Arbeit gibt es nur Ärzte und Kranke, Ärzte und Kranke, sonst nichts!

Mit freundlichen Grüßen

*Regina Holl*

Sehr geehrte Frau Holl,

Die Redaktion der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“ übersandte mir Ihren Brief, aus dem zu ersehen ist, daß Sie meine Arbeit sehr aufmerksam gelesen haben. Sie meinen auf Grund einiger Ähnlichkeiten mit Wolfs „Professor Mamlock“, ich hätte mir die Arbeit zu leicht gemacht. Gewissermaßen liege ein Plagiat vor. Das ist ein harter Vorwurf.

Es ist nicht zu leugnen, daß Ähnlichkeiten vorhanden sind. Um Ihnen den Sachverhalt zu erläutern, ist erforderlich,

daß ich einiges über mich und meine Entwicklung sage, denn daraus erklärt sich auch das Entstehen der Erzählung.

Als Neunzehnjähriger kam ich in die deutsche faschistische Armee und wurde 1943 an der Ostfront schwerstverwundet. Durch eine Granatsplitterverletzung verlor ich das linke Auge und erblindete vorübergehend auf dem rechten; außerdem wurde mir das Nasenbein zertrümmert. Heute noch habe ich Stecksplitter im Kopf. Fünf Tage lang wurde ich hinter der Front herumgefahren, aber man fand kein Lazarett, wo ich hätte sofort operiert werden können. Schließlich nahm mich der Chefarzt des Luftwaffen-Reserve-Lazaretts zu Nikolajew (dem Ort der Handlung meiner Erzählung) gegen die Meinung eines Assistenzarztes auf. Da ich mich damals nur auf mein Gehör und auf meinen Tastsinn verlassen konnte, denn ich war ja blind, prägten sich die akustischen Einwirkungen viel stärker als gewöhnlich ein und die waren, daß der Chefarzt eben dieser Grübler war, wie ich ihn in meiner Erzählung gestaltet habe. Als für mein Leben höchste Gefahr bestand (hoher Blutverlust und Granatsplitter im Schädel), operierte mich der Arzt, während ihm eine russische Ärztin, von der uns Landsern nur der Name Ljuba bekannt war, assistierte. In meinem Arzt finden sich auch Eigenschaften und Verhaltensweisen anderer Ärzte wieder, die ich in den vielmonatigen Lazarettaufenthalten (ich war vier Monate bettlägerig) auch andernorts kennengelernt habe. Ich dachte zum Beispiel an den Augenarzt Dr. Egtermeier aus Osnabrück, dem ich verdanke, daß ich auf dem einen Auge wenigstens halbe Sehkraft wiedererlangt habe. In dem Reservelazarett Osnabrück-Haste war damals ein verwundeter Leutnant, der sich sehr arrogant aufführte und besondere Rechte für sich forderte. Egtermeier, ein älterer Herr, der nicht viel für die Nazis übrig hatte, sagte dem Leutnant seine Meinung. Der Streit endete damit, daß Egtermeier äußerte, für ihn gäbe es im Lazarett nur Kranke und Verwundete, es sei ihm gleich-

gültig, ob sie Leutnant, Unteroffizier oder Soldat seien. Diese Handlungsweise übertrug ich auch auf meinen Helden Grübler. Daraus erklärt sich seine Ähnlichkeit mit Mamlock.

Ich habe dem Unterarzt Riedel Äußerungen in den Mund gelegt, die ich des öfteren und zu verschiedenen Anlässen gehört habe. Im Stalingrad-Kessel kam es oft zu Auseinandersetzungen unter uns Soldaten. In unserer Truppe befand sich ein Wachtmeister Heinz Lessig aus Leipzig, der auf die Äußerung eines Soldaten, wir würden unserem Untergang entgegengehen, antwortete: Untergehen werden nur solche Schwächlinge, die bei jedem bißchen Gefahr die Hosen vollhaben. Auch führte er, der vorher zu den SS-Wachmannschaften im Konzentrationslager Colditz gehört hatte, oft Phrasen vom ritterlich kämpfenden Volk im Munde.

Die Situation vor Beginn einer Operation habe ich sehr oft erlebt. Wolfs Darstellung ist so typisch, daß man sie in jedem anderen Krankenhaus sicherlich ähnlich wiederfinden wird. Ich selbst bin das „Schädeltrauma“, das da noch „hereintrudelte“. Und der Ausdruck, daß den unteren Ärzten nur die Käsemesseroperationen bleiben, stammt aus dem Munde einer Schwester in Altenburg.

Leugnen kann und will ich nicht, daß ich von Friedrich Wolfs „Mamlock“ sehr beeindruckt war und inspiriert worden bin, den Helden meiner Erzählung ähnlich anzulegen; für mich waren die Bedingungen und Situationen allerdings völlig anders.

Das Lektorat des Mitteldeutschen Verlages machte mich ebenfalls auf die Ähnlichkeiten der von Ihnen erwähnten Passagen meiner Erzählung mit Wolfs „Mamlock“ aufmerksam und riet mir, sie abzuändern, was ich für die Verlagsfassung auch getan habe. Zu dieser Zeit aber war die Arbeit in der NDL bereits gedruckt, ich konnte da leider nichts mehr korrigieren.

Sie sagen, ich hätte mir an den betreffenden Stellen die Arbeit zu leicht gemacht. Ich glaube nicht, daß Sie damit

recht haben. Wieviel Plackerei, wieviel Verzicht auf Freistunden war mit dem Schreiben der Erzählung verbunden! Ich bin wie Sie Lehrer. Ich wurde es erst im Arbeiter-und-Bauern-Staat. Vorher war ich Arbeiter mit einer dürftigen Bildung, der in seinem Leben oft getreten und herumgeschubst worden ist. Meine Erlebnisse schrieb ich nur für mich auf. Nie hatte ich daran gedacht, etwas zu veröffentlichen. Auch die Erzählung sandte ich der Redaktion nur mit der Bitte um Prüfung und in der Hoffnung auf Hinweise, wie ich verbessern könnte. Und in diesem Sinne sehe ich auch den Wert Ihrer, wenn auch sehr massiven, so doch gutgemeinten Kritik: ich werde künftig noch gewissenhafter, noch gründlicher Satz um Satz prüfen, damit nicht wieder Mängel dieser Art zurückbleiben. Dankbar wäre ich Ihnen, wenn Sie mir einmal mitteilten, wie die Erzählung als Ganzes auf Sie gewirkt hat und was ich vielleicht daran noch ändern sollte.

Haben Sie vielen Dank für Ihren Brief, er hat mir in gewisser Hinsicht Hilfe geleistet. Den Vorwurf des Plagiats aber kann ich nicht stichhaltig finden.

Ich verbleibe mit freundlichen Grüßen

*Werner Vitzthum*

## Wer arbeitet mit?

Seit kurzem besteht in der Deutschen Demokratischen Republik eine „Arbeitsgemeinschaft für das Kinder- und Jugendbuch“. Sie sieht ihre Hauptaufgaben in der Einleitung und Förderung aller Maßnahmen, die geeignet sind, das Kinder- und Jugendbuchschaffen in der Deutschen Demokratischen Republik zu befruchten und zu verbessern, und zwar in Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Kultur, dem Ministerium für Volksbildung, der Pionierorganisation Ernst Thälmann, der Freien Deutschen Jugend, den Kinderbuch-Verlagen und den VVB-Verlagen. Sie richtet ihre Aufmerksamkeit auf die Erforschung und wissenschaftliche Erschließung der Kinder- und Jugendliteratur,



sowohl auf die Erforschung der Geschichte dieser Literatur als auch auf die wissenschaftliche Durchdringung aktueller Probleme. Schließlich bemüht sich die Arbeitsgemeinschaft auch um die Pflege und Anregung der künstlerischen Tätigkeit der Kinder und Jugendlichen, hauptsächlich im Bereich der Literatur.

Die Arbeitsgemeinschaft bekämpft Schmutz und Schund sowie jede Form sittlicher und geistiger Verrohung auf dem Gebiete der Kinder- und Jugendliteratur,

dies besonders durch die Propagierung unserer Verantwortungsbewußten und sauberen Kinder- und Jugendbuchproduktion.

Die Entwicklung der Arbeitsgemeinschaft für das Kinder- und Jugendbuch und ihre fortschreitende Einflußnahme wird nicht von der Zahl ihrer Mitglieder, sondern von deren Bereitschaft abhängen, einen Teil ihrer Kraft dem guten Kinder- und Jugendbuch zu widmen. Wer dazu bereit ist, soll zur Mitarbeit herzlich eingeladen sein.

*Horst Kunze*

## Informationen

Mit dem internationalen Lenin-Friedenspreis wurde der ukrainische Schriftsteller Alexander Korneitschuk geehrt.

Für die Inszenierung des Fernsehspiels „Nackt unter Wölfen“ wurde ein Kollektiv des Deutschen Fernsehfunks mit dem Kunstpreis der DDR gewürdigt.

Armin Müller wurde mit dem Literatur- und Kunstpreis der Stadt Weimar ausgezeichnet.

Den Preis für künstlerisches Volksschaffen erhielten das Bauerntheater des Dorfkubs Puchow, das Ensemble der Hüttenfestspiele in Stalinstadt und der Schauspieler des Meininger Theaters, Wilhelm Thielmann.

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels wurde in diesem Jahr dem englischen Verleger und Publizisten Victor Gollancz zugesprochen.

Auf einem internationalen Jugendbuchkongreß, der kürzlich in Luxemburg stattfand, erhielt Erich Kästner den Hans-Christian-Andersen-Preis.

Emil Strauß, der Weggenosse des deutschen Impressionismus, Verfasser der Erzählung „Menschenwege“ und der Romane „Freund Hein“ und „Der nackte Mann“,

ist vor kurzem im Alter von 94 Jahren gestorben.

Der Bühnenschriftsteller, Regisseur und Schauspieler Curt Goetz ist im Alter von 72 Jahren gestorben.

Auf der diesjährigen Buchmesse in Frankfurt am Main war die DDR durch 37 Verlage vertreten.

Anna Seghers' Roman „Das siebte Kreuz“ hat die 26. Auflage mit insgesamt fünfhunderttausend Exemplaren erreicht. Das Buch erschien bisher in mehr als vierzehn Sprachen.

Dem Leben und Werk des Dramatikers Georg Kaiser war eine Ausstellung im Kleinen Haus der Dresdener Staatstheater gewidmet.

Mit einem „Tag der deutschen Kultur“ gedachte der Leningrader Rundfunk des 11. Jahrestages unserer Republik. Zum gleichen Anlaß fand ferner eine Veranstaltung unter dem Motto „Leningrader Dichter über Deutschland“ statt, in der Wsewolod Asarow aus seinem noch unvollendeten Poem „Genosse Thälmann“ las.

Die Moskauer Zeitung „Iswestija“ hat ihre Leser aufgerufen, unabhängig von



ihrem Alter, ihrem Beruf und ihrer Nationalität niederzuschreiben, was sie am 27. September 1960 erlebten, fühlten und dachten. Diese Aufzeichnungen werden zu einem zweiten Band des Buches „Ein Tag der Welt“ zusammengestellt. Der erste Band entstand in gleicher Weise auf Initiative Gorkis vor fünfundzwanzig Jahren; Tausende Arbeiter, Journalisten, Schriftsteller und Fotografen hatten darin die Ereignisse eines einzigen Tages – des 27. September 1935 – dokumentarisch festgehalten.

Im Verlag für fremdsprachige Literatur in Moskau erschien eine deutschsprachige

Auswahl aus Erich Mühsams Werken. Das Vorwort und die Erläuterungen schrieb die Literaturhistorikerin Nina Pawlowa.

In Moskau erscheint demnächst in einer Auflage von fünfzigtausend Exemplaren Goethes „Faust“. Es handelt sich hierbei um eine Übertragung des kürzlich verstorbenen Dichters Boris Pasternak.

Wie aus dem von der UNESCO herausgegebenen „Index translation“ hervorgeht, haben die Werke Lenins die meisten Übersetzungen zu verzeichnen; ihnen folgen die Werke Shakespeares, Jules Vernes, Tolstois und Dostojewskis.

#### Zu unseren Beiträgen

August Langele, geboren 1908, kam im Frühjahr 1957 aus Westdeutschland in unsere Republik. Er lebt in Zwickau und leitet den Zirkel schreibender Arbeiter im VEB Sachsenring. „Begegnung mit dem Neuen“ ist ein Kapitel aus Langes Roman „Weg ohne Umkehr“, dessen Herausgabe der Verlag Tribüne vorbereitet.

Heinz Czechowski studiert zur Zeit am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig.

## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Bertolt Brecht*: Songs aus der Dreigroschenoper. Aufbau-Verlag, 172 S.

DM 4,80

*Willi Bredel*: Hamburg. Geschichte einer Stadt in Geschichten. Petermücken-Verlag, 460 S.

etwa DM 9,-

*Slatan Dudow*: Der Feigling. Eine Komödie. Zeitgenössische Dramatik. Henschelverlag, 104 S.

DM 2,-

*Gustav Jabs*: Auf der richtigen Seite. Erzählung. Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, etwa 256 S.

etwa DM 5,10

*Paul Körner-Schrader*: Brot für den großen Tisch. Erzählungen. Mitteldeutscher Verlag, etwa 300 S.

etwa DM 6,-

*Kuba*: Gedichte 1934-1960. VEB Hinstorff Verlag, 360 S.

DM 9,-

*Karl Mundstock*: Die alten Karten stimmen nicht mehr. Reportagen. (Treffpunkt-Heute-Reihe.) Mitteldeutscher Verlag, etwa 80 S.

DM 1,-

*Herbert Nachbar*: Die Hochzeit von Länneken. Roman. Aufbau-Verlag, etwa 368 S.

DM 7,20

*Eberhard Panitz*: Die Verhaftung. Zwei Erzählungen. (Kompaß-Bücherei, 19.) Verlag Neues Leben, etwa 192 S.

DM 1,80

*Friedrich Wolf*: Gesammelte Werke in 16 Bänden. Band I-VI. Dramen. Hrsg. Else Wolf und Walter Pollatschek. Aufbau-Verlag, etwa 2280 S.

DM 69,-

Neue Landpostille. Anthologie. Mitteldeutscher Verlag, etwa 400 S.

DM 6,50

### Literaturtheorie, Ästhetik, Briefe

*Marianne Lange*: Zur sozialistischen Kulturrevolution. Band 1 und 2. Aufbau-Verlag, 1078 S.

DM 15,-

*Michail Lifschitz*: Karl Marx und die Ästhetik. Aus dem Russischen. (Fundus-Bücher, Band 3.) VEB Verlag der Kunst, etwa 160 S.

DM 2,80

*Fritz Reuter*: Eine Festschrift zum 150. Geburtstag Reuters. Hrsg. Reuter-Komitee der DDR. VEB Hinstorff Verlag, etwa 220 S.

DM 12,-

*Anna Seghers*: Leben und Werk. Ein Literaturverzeichnis. VEB Verlag für Buch- und Bibliothekswesen, 40 S. etwa DM 1,-

Anna Seghers. Briefe ihrer Freunde. Aufbau-Verlag, etwa 128 S.

DM 6,-

Literatur im Zeitalter der Wissenschaft. Hrsg. Deutsches PEN-Zentrum Ost und West. Verlag der Nation, 80 S.

DM 1,20

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Dem Leben zugewandt*. Von neuen Büchern auf der Leipziger Herbstmesse, von Hans-Jürgen Geisthard, „Neues Deutschland“ 22. 9. 60/S. 4

*Von Madrid bis Bitterfeld*. Das Brigade-tagebuch hat revolutionäre Traditionen,

von Hanns Maaßen, „Sonntag“ 11. 9. 60/S. 16

*Ich kenne des Wortes Sturmgeläut*. Schriftsteller unterstützen Agit.-Prop.-Gruppen, von J. Nowikow, „Presse der Sowjetunion“ 14. 9. 60/S. 2375

*Die nationale Eigenart und der Schriftsteller*, von T. Napolowa, „Presse der Sowjetunion“ 9. 9. 60/S. 2336

*Zu den Diskussionen um Wort und Bild*, von W. Winogradow, „Kunst und Literatur“ H. 9. 60/S. 892

*Das Spezifikum der künstlerischen Methode*, von K. Goranoff, „Kunst und Literatur“ H. 9. 60/S. 867

*Brechts „Galilei“: Form und Einfühlung*,

von Ernst Schumacher, „Sinn und Form“ H. 4. 60/S. 510

*Zur Entstehung von Michail Scholochows „Neuland unterm Pflug“*, von Mark Soifer, „Sinn und Form“ H. 4. 60/S. 540

*Problematische Freiheit und Irrwege der Tragödie. Der junge Grillparzer und die Krise des bürgerlichen Geschichtsbewußtseins*, von Claus Träger, „Sinn und Form“ H. 4. 60/S. 613

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 1 gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 5259. A 1206